Ferdinand von Saars sämtliche Werke

in zwölf Bänden.

Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung
mit einer Biographie des Dichters von **Anton Bettelheim**
herausgegeben von **Jakob Minor.**

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe.

Erster Band.

Ferdinand von Saars Leben und Schaffen.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ferdinand von Saars

Leben und Schaffen.

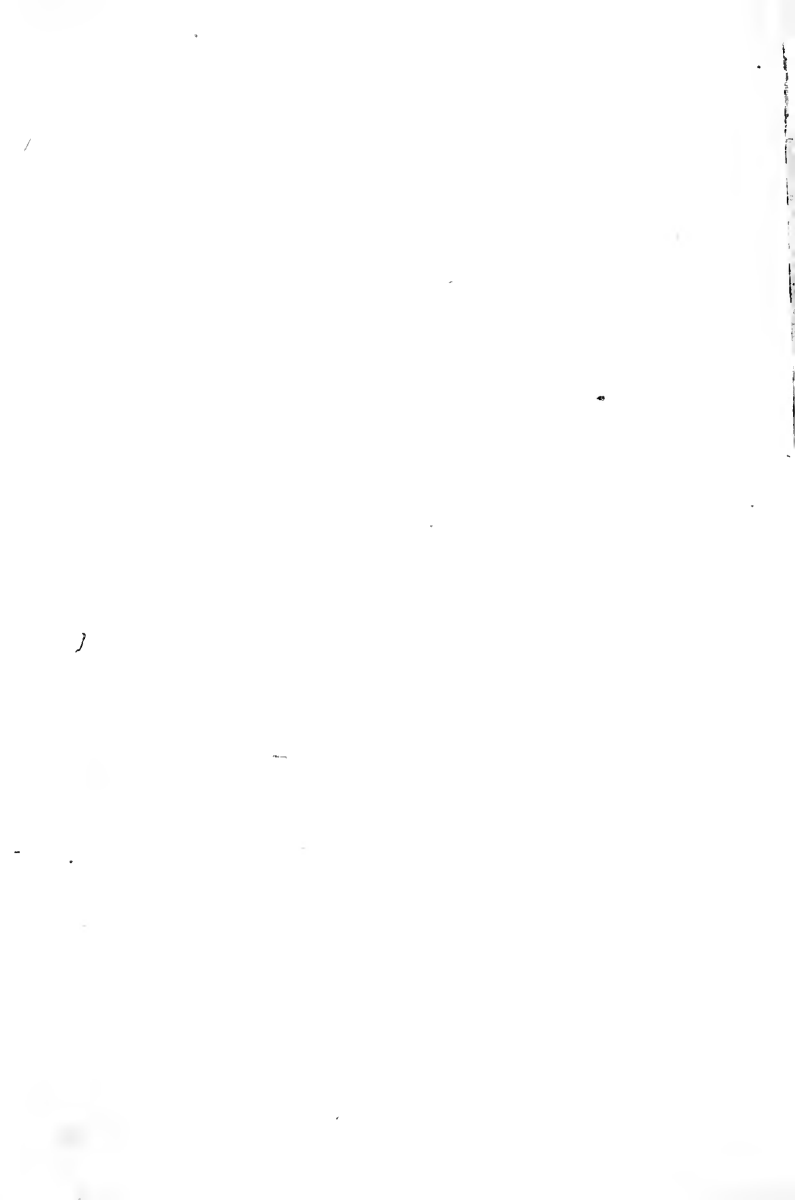
Von

Anton Bettelheim.

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.





Nach einer Photographie von Charles Scolik jun.,
Nachfolger d. Hof-Ateliers R. Krziwanek, Wien.

Döbling, 16ten Jänner 1879.

Hochverehrte Gräfin!

Es möchte scheinen, als wollte ich bloß Gleiches mit Gleichem vergelten, wenn ich Ihnen sage: daß mich Ihre „beiden Gemperlein" wahrhaft entzückt haben. Aber ich kann mir nicht helfen; es muß heraus. Diese wundervolle Charakter-Studie konnten nur Sie machen, und in dieser Hinsicht stelle ich sie fast über Ihre größeren Arbeiten. Ich denke auch so: die Gemperlein sind den Büchern eingereiht, die meinem Herzen nahe stehen; und ich nicht vor allgemeinen Hervorbringungen

der neuen und neuesten Literatur
folgen können. Ich fürchte, daß ich das
köstliche Werkchen kaum ein zweites
Mal lesen werde: denn ich weiß, daß
es mir für alle Zeit bis auf die
kleinsten Einzelheiten im Gedächtnisse
haften bleibt. Möge es auch Caviar
fürs Volk sein! das wünsche mit
Ihnen und allen andern Guten Wünschen
für Sie und Ihren Gemahl

Ihr

tief ergebener

Saar.

Ferdinand von Saar an Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach,
geborene Gräfin Dubsky.

Vorwort.

Am 24. Juli 1906 ist Ferdinand von Saar nach qualvollem Todeskampf verschieden. Länger als ein Jahr zuvor, am 21. Mai 1905, hatte der Dichter sein Haus bestellt und zu seinem Universalerben seinen Neffen, Herrn Hofrat Dr. Rudolf Maresch, eingesetzt, der, seines Vertrauens im höchsten Grade würdig, alle Wünsche Saars auf das genaueste kannte und verwirklichte. Sein unermüdlicher Beistand ist auch dem Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung zugute gekommen, dem Saar im zweiten Absatz seines letzten Willens das Urheberrecht seiner Werke folgendermaßen übertrug:

„Zum Erben meines literarischen Eigentums bestimme ich den Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung, und zwar dergestalt, daß diesem Verein das Recht zusteht, von meinen sämtlichen im Buchhandel erschienenen Schriften (literarische, epische, dramatische und novellistische) Neuauflagen oder Gesamtausgaben zu veranstalten, beziehungsweise die Erlaubnis zur Aufführung meiner Dramen zu erteilen."

Der Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung hat es sich vor allem angelegen sein lassen, dem Dichter, der seiner so hochherzig gedacht, das würdigste Denkmal in seinen eigenen Schöpfungen durch eine möglichst vollständige Sammlung seiner Werke zu weihen. Nachdem der Hessesche Klassiker-Verlag in Leipzig für dieses Unternehmen gewonnen war, wurden zwei Mitglieder des Vorstandes — J. Minor und der Unterzeichnete — vom Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung mit der Ordnung der Gesamtausgabe betraut. Wir haben die Aufgabe in der Weise geteilt, daß J. Minor die Sammlung und Herausgabe der Schriften, sowie die Revision des Textes übernahm, indessen der quellenmäßige Bericht über Saars Leben und Schaffen mir zufiel.

Der Herausgeber und der Biograph haben sich bemüht, ihrer Ehrenpflicht durch Aufspürung, Sichtung und Benützung aller augenblicklich erreichbaren Handschriften, Urkunden und Drucke zu genügen.

Volle Rechenschaft über die Grundsätze, von denen sich der Herausgeber leiten ließ, gibt Minor im Vorbericht zum zweiten Bande. Der Biograph muß eingehenderen Aufschluß über reiche, seiner Arbeit von der Familie und dem Freundeskreise Saars entgegengebrachte Förderung dem Nachweis der Quellen vorbehalten. An dieser Stelle sei nur kurz wärmstens allen — allen voran Frau Baronin Marie von Ebner-Eschenbach; den Damen Ottilie Fischer, Nelly und Marie von Gomperz (für die Überlassung von Saars Briefen an Josephine und Franzi von Wertheimstein); Ihrer Durchlaucht Fürstin Marie von Hohenlohe; dem Schwager des Dichters Dr. Moritz Lederer; dem aufrichtig verehrten Obmann des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung Ludwig Lobmeyr, dem Neffen Saars, Hofrat Rudolf Maresch, und seinem ältesten Freunde Stephan Milow — gedankt, die ihn mit Rat und Tat unterstützt haben. Ihre Schuld ist es wahrhaftig nicht, wenn hier einstweilen bloß der Grund-, nicht der Schlußstein zur Saar-Biographie gelegt werden konnte.

Wien Ende Oktober 1908.

Anton Bettelheim.

I. Kindheit. — Lateinische Schule. — Soldatenzeit.

Ferdinand Ludwig Adam von Saar wurde am 30. September 1833 auf der sogenannten Laimgrube, Jägergasse Nr. 19 alt, heute Getreidemarkt Nr. 3 in Wien geboren. Seine Eltern entstammten geadelten Beamtenfamilien; der Vater Ludwig von Saar (geb. Wien, 2. August 1799, gest. 4. März 1834) war der Sohn des Oberpostamtskontrollors Adam von Saar (geb. Wien, 13. Februar 1764, gest. 8. Mai 1828); kaum mündig trat er als Kadett in das österreichische Heer und focht in der Schlacht bei Leipzig mit; später war er kurze Zeit Akzessist in der Staatsgüteradministration, die er verließ, um sich als Handlungsgeschäftsführer an einem industriellen Unternehmen zu beteiligen; am 5. September 1832 heiratete er die Tochter des Hofrates Ferdinand von Nespern, Karoline (geb. Wien, 4. Oktober 1799, gest. 5. Juli 1872), die eine Mitgift von 2800 Gulden einbrachte. Seine Vorfahren hatten seit mehr als 130 Jahren die erbliche Poststation zu Traiskirchen (Niederösterreich) in Besitz; in diesem Amt hatte die Familie dem Erzhaus so treu gedient, daß der Kaiser am 26. Mai 1793 die Brüder Johann Adam Saar, Postwagens-Hauptexpeditionskontrollor und dessen Bruder Johann Adalbert Saar, jubilierten Sattelknecht, samt allen ihren ehelichen Leibeserben in den Adelsstand erhob. Nach der Ansicht der Angehörigen des Hauses Saar war diese Standeserhöhung nur die Auffrischung eines alten, nicht die Verleihung eines neuen Titels. Eine (in der Novelle „Leutnant Burda“ tragikomisch benutzte)

Familienüberlieferung behauptete die Abstammung der Saar von einem tausendjährigen, ursprünglich kroatischen, später in Böhmen ansässigen Herren- und Grafengeschlecht, dessen slawischer Name Szdiara, Zdiarsky gelautet haben soll; nach der Schlacht am Weißen Berge 1620 wäre die Familie, die dem Winterkönig anhing, von Ferdinand II. des Grafenstandes und aller Güter verlustig erklärt worden; ein aus Böhmen flüchtiger Sprosse der Grafen von Saar, Johann Michael Saar, wäre dann als Bürgerlicher in Niederösterreich aufgetaucht und der Begründer der Traiskirchener Linie geworden. Trotz mannigfaltiger Bemühungen und genealogischer Nachforschungen gelang es dem Urgroßvater Ferdinand von Saars so wenig wie dem Dichter, urkundliche Beweise für diese Herkunft von den Grafen von Saar beizubringen. „So willfährig ich auch war“ — heißt es in einer Erklärung des Oberpostmeisters Fürsten Paar vom April 1790 zugunsten der Saar — „ihr diesfälliges Verlangen zu befriedigen, so hat sich befunden, daß keine ihrer dokumentierten alten Bittschriften im Archiv aufbehalten worden ist. In Ermangelung dessen kann ich mit der gutbewußten Tradition meinerseits die Ihrige wohl unterstützen, daß sie aus Böhmen gebürtig zum erblichen Postdienst meiner Vorfahren schon unter glorreicher Regierung Kaisers Leopold des Ersten gelanget sind.“ Bündiger und besser als alle Ahnenproben zeugen die Leistungen vieler Nachkommen der 1793 mit dem Reichsadel ausgezeichneten Saar für den Adel ihrer Kraft und Gesinnung; mehrere brachten es zu höheren Stellen im Verwaltungsdienst; ein Saar wurde Kreishauptmann, ein anderer Flügeladjutant des Kaisers, ein dritter Baron, ein paar Vettern Saars taten sich als begabte Landschafts- und Bildnismaler hervor.

Wenige Monate nach der Geburt unseres Dichters starb sein Vater plötzlich am Herzschlag; die Witwe kehrte mit dem Kleinen in ihr Vaterhaus zu Ferdinands Paten Hofrat von

Nespern zurück, wie dessen zweite, gleichfalls verwitwete Tochter Nina mit einem 12jährigen Sohn (dem nachmals berühmten Maler August Pettenkofen). Hofrat von Nespern wohnte auf dem Haarmarkt im Haus zur großen Gans; die Fenster von Ferdinands Kinderzimmer gingen in das Rabengäßchen, in das Rabenhaus, das dem Grafen Dubsky gehörte und jahraus, jahrein auch die junge Komtesse Marie (die spätere Freiin von Ebner-Eschenbach) so lange beherbergte, bis der Frühling zum Aufbruch nach dem mährischen Schloßgut Zdislavic rief. Ob die kleine Komtesse Marie Dubsky und der Hofratsenkel einander schon in diesen Tagen ihrer frühesten Kindheit gesehen haben, wußten sie bei ihrer ersten Begegnung als aufstrebende Künstler Mitte der sechziger Jahre nicht zu sagen.

Vom Großvater Nespern, einem hohen Achtziger, und von seiner Mutter, deren Herzblatt der einzige Sohn zeitlebens blieb, wurde Ferdinand in den sieben Jahren seines Aufenthaltes am Haarmarkt wohlbehütet; Lesen und Schreiben lernte er in der dem großväterlichen Haus zunächstgelegenen Volksschule im Heiligenkreuzerhof; eine Schriftprobe des Kleinen, ein Glückwunsch in (vermutlich von anderer Hand aufgesetzten) Versen hat sich erhalten; auf rosenrotem Papier in unbeholfenen Zügen sieht man die mehr durch Treuherzigkeit als Rechtschreibung ausgezeichneten Zeilen:

Liebe gute Tante Amalie!

Vergönn auch mir an Deinem Nahmenstage,
Auf dem ich lange schon gedacht,
Daß ich Dir freundlich meine Wünsche sage,
Wie sie mein Herz hervorgebracht.

Im frischen Glanze blühe Dir das Leben
Und lächle Dir mit süßen Blick
Und was der Himmel Gutes Dir gegeben
Das nehm' er nimmermehr zurück.

Und bleibst Du oder bist Du fortgezogen,
Wie es der Wille Gottes gibt,
So bleib dem kleinen Ferdinand gewogen,
Der ja sein Tantchen herzlich liebt.

Dein Dich liebender Neffe Ferdinand v. Saar.

1840 starb Hofrat Nespern im 93. Lebensjahre; sein Ruhegehalt war die Haupteinnahme für den Hausstand gewesen; sein sonstiges Vermögen reichte nicht aus, die Wirtschaft in der bisherigen Weise weiterzuführen. Die Mutter Saars bekam nur ein geringfügiges Erbe; mit dem siebenjährigen Söhnchen übersiedelte sie aus der inneren Stadt in die Vorstadt Rossau, in das Wasserburgerische Haus in der Berggasse. Von dort aus ging Ferdinand in die Volksschule des Waisenhauses und die Stadtschule zu den Schotten als Vorzugsschüler bis zum Jahr 1843/4, in dem er das Schottengymnasium bezog. Sechs Jahre lang, bis zur 1848er Revolution, hat er die altberühmte Anstalt besucht; seine nach der Sitte jener Zeit lateinisch ausgestellten Zeugnisse haben sich erhalten; in den ersten vier (dazumal sogenannten „Gymnasial"-)Klassen mit gutem, in den höheren („Humanitäts"-)Klassen mit mäßigerem Erfolge (1844/5 lautete die Hauptzensur laudabilem, 1845/7 adsiduam, im März 1848 nur mediocrem publice dedit operam); die Sittennote verzeichnet durchweg erste Eminenz; im Lateinischen, späterhin im Griechischen kommt er kaum über die erste Fortgangsklasse hinaus; in Geographie und Geschichte bringt er es gelegentlich zur Ad-Eminenz und Eminenz; in der Mathematik unter seinem letzten Professor, dem nachmaligen Schottenabt Othmar Helferstorfer, dagegen einmal sogar zu einer ominösen zweiten Fortgangsklasse. Seinen Mitschülern trat er während der Gymnasialzeit selten näher; mit seinem damaligen Kameraden (dem Sohn des Hofschauspielers) Korner, der als Dramatiker späterhin unter dem Namen Nissel bekannt wurde, verknüpften Saar erst

Jahrzehnte hernach freundschaftliche Beziehungen. Ein anderer Kollege, M. von Timoni, nachmals Sekretär der Wiener Handelskammer, hatte mit Saar 1843—48 nur „losen Verkehr, der darin gipfelte, daß wir öfter von der Rossau über die Holzg'stättn ins Gymnasium und zurück wanderten. Bei sehr vereinzelten Besuchen von Haus zu Haus konnte ich nur wahrnehmen, daß ‚der Ferdinand' seiner Mutter Abgott, ihr Alles war. Aus der Schulzeit wüßte ich nichts Bemerkenswertes zu erwähnen, außer daß er durch eine unersättliche Lesegier auffiel, der nahezu ganze Bibliotheken zum Opfer fielen, d. h. von den Professoren unbarmherzig konfisziert wurden. Das einzig deutete auf den kommenden Schriftsteller und Dichter hin. Sonst im Studiengange brachte er sich schlecht und recht durch; er drückte zufolge des damals nach dem Ausfall der lateinischen Kompositionen geordneten Sitzens im Durchschnitt die 4.—6. Bank." In seinen „Wiener Elegien" hat der Dichter jener Lehrzeit im „menschendurchwandelten Bau" der Schottenabtei nicht vergessen:

Zweimal des Tages empfing er auch mich; die Bücher der Schule
  Unter dem schützenden Arm, eilt' ich zur Schule hinauf,
Wo in die Reihen der Bänke gepfercht, sich ein lärmendes Völklein
  Neckte und balgte und stieß, bis der Professor erschien.
Auf dem Haupt die Tonsur, umwallt von dunkler Soutane
  Zum Katheder empor schritt er mit ernstem Gesicht.
Und nun ging es, o Qual, an lateinische, griechische Pensa,
  Bebenden Fingers gezählt ward des Hexameters Maß.
Marternde Sorgen des Schülers, die Angst vor der schlechteren Note,
  Jetzt noch fühl' ich sie nach, schreit' ich hier sinnend vorbei.
Aber die selige Lust auch, wenn endlich die schallende Glocke
  Froh verkündend den Schluß, uns aus den Bänken entließ.
Hei, wie drängten wir fort! Erst still in geschlossenen Reihen —
  Doch sie lösten gar bald jubelnd in Schwärmen sich auf.

Offenen Auges, auf erlaubten und — wie die Novelle

„Sündenfall“ erzählt — bisweilen auch auf unerlaubten Wegen lernte der Knabe in seinen Mußestunden das alte Wien kennen, das noch „wallumgürtet mit den alten schwärzlichen Häusern geragt über das grüne Glacis: eng und gedrückt, voll gewundener Gassen und düsterer Winkel“, doch voll geschichtlicher Größe, damals noch der Sitz der deutschen Vormacht am Frankfurter Bundestag, schon dem Kleinen geweiht durch unvergängliche Erinnerungen an Maria Theresia und Josef II., an die Sieger von Zenta und Aspern, an den Sänger der „Volkshymne“ und den Schöpfer der „Zauberflöte“. Über diesen historischen und künstlerischen Schutzgeistern der Vaterstadt entging dem Empfänglichen kein großes und kleines Stadtbild: der Tages- und Jahreskalender, der Obstmarkt auf der Freiung, der Christkindlmarkt am Hof, die Kirchenfeste und Friedhofsgänge, Praterfahrt und alle Heimlichkeiten des im „Exzellenzherrn“ meisterhaft beschriebenen Liechtensteingartens, das patriarchalische Leben Altwiens hat sich dem Künstlersinn des geborenen Stimmungsmalers und Sittenschilderers absichtslos für alle Zukunft eingeprägt.

Schärfer, als in den folgenden Jahren des Kampfes um und gegen das Konkordat, waren im Gymnasium damals Katholiken und Protestanten geschieden: „besonders in den unteren Klassen, wo man überhaupt gern handgemein wurde, suchte man Händel mit ihnen, die nicht selten in arge Schlägereien, ja in kleine Schlachten auf der Schotten- und Mölkerbastei ausarteten, bei denen indessen ungeachtet ihrer Minderzahl die Protestanten, schneidige, gewitzte Burschen, meist Sieger blieben.“ Einer dieser „Evangelischen“ — sein Name Grewe findet sich im Schülerverzeichnis der Gymnasialkollegen Saars und in dessen Novelle „Sündenfall“ —, der Sohn eines Beamten, war Saars Nachbar auf der Schulbank; er brachte dem jungen Ferdinand solchen Anteil entgegen und warb so beharrlich um seine Freundschaft, daß dieser Grewes Bitten nachgab und zu einem Schattenspieltheater in das Elternhaus

seines Kameraden kam; die Schwester Grewes scheint für den Knaben Saar die gleichen Empfindungen gehegt zu haben, wie ihr Bruder: — einen Nachklang dieser reinen Kinderliebe glauben wir im „Exzellenzherrn“ und der tragisch verlaufenden Novelle „Sündenfall“ zu vernehmen. Noch unverkennbarer Selbsterlebtes liegt dem anderen grundverschiedenen Roman desselben Knaben in demselben „Sündenfall“ zugrunde, seine Verführung durch ein verlottertes Wiener Vorstadtmädel. „Ich befand mich“, so erzählt dem Anschein nach als Doppelgänger des Dichters der Held der Novelle, „in der sechsten Klasse des Gymnasiums, aus welcher man damals gleich in die Universität kam und hatte erst vor kurzem mein fünfzehntes Lebensjahr erreicht. Aber ich war ein frühentwickelter Knabe, der väterliche Zucht niemals kennen gelernt; denn ich stand unter der Obhut einer nach später und kurzer Ehe Witwe gewordenen Mutter, die ihr einziges abgöttisch geliebtes Kind ohne sonderliche Ermahnungen gewähren ließ, überzeugt, daß alles, was es tat oder nicht tat, wohlgetan und wohlunterlassen sei. So ging ich schon vorzeitig meine eigenen Wege, die mich auch bald genug auf Abwege führten. Ich geriet nämlich in die Gesellschaft der ‚Großen‘“. So hieß ein kleiner Kreis älterer Mitschüler, die in einem wenig besuchten Kaffeehause vor der Hernalser Linie gegen alle Schulverbote rauchten, Kegel und Billard spielten und zum Beschluß in einer nahegelegenen Schenke kneipten, Studentenlieder sangen und an ihren Gelagen die Liebchen einzelner Spießgesellen, „übelgehütete Mädchen niederen Standes“, teilnehmen ließen. Der junge Saar, anfangs geschmeichelt, von den „Großen“ als Fuchs umworben zu sein, fand von Anfang wenig Behagen an dem wüsten Treiben: „denn trotz aller Selbständigkeit und mancher verfrühten Regung war ich doch noch eine kindliche unverdorbene Natur, die eigentlich zur Einsamkeit neigte.“ „Die Romane, die ich stoßweise verschlang — damals war neben Sue und

Dumas gerade Bulwer in der Mode — erfüllten mich mit phantastischen Träumen und schwärmerischen Empfindungen", die den „Großen" so wenig gefielen, wie dem jungen Saar die Alkohol- und Tabaksdünste bei ihrem Silvesterpunsch, wie die schamlosen Gassenhauer und Herausforderungen ihrer Gefährtinnen. Gesunder Ekel vor dem häßlichen Hexensabbat bewahrte den Knaben nicht vor Anfechtungen, doch vor dauerndem Verkommen. Zudem zeigte die jählings über das Reich hereinbrechende Revolution tagein tagaus so viel ungeahnte, neue, aufregende Schauspiele, daß die Gedanken des Knaben vollends den Orgien weniger verwilderter älterer Gymnasiasten entfremdet wurden. Den Beginn der Bewegung am 13. März 1848 sah der Fünfzehnjährige buchstäblich aus nächster Nähe; im Nachlaß des Dichters fand sich ein (nur teilweis zu entzifferndes) Blatt mit dem Entwurf eines Gedichtes:

Aus der Knabenzeit.

Im Märzen war's, in jenen hohen Tagen,
Wo rasch der Blitz aus Frankreichs Wetterwolken
Weithin auch in Europa zündete.
Hell schien die Sonne in das Klassenzimmer,
Wo uns in dunkel schimmernder Soutane
Der Lehrer eben des Hexameters
Bekraustes Schema an die Tafel malte,
Jetzt unterbrochen durch den gellen Laut
Der Glocke, die den Schluß der Schule rief.
Und als wir Füße scharrend uns erhoben —
Sprach er: Geh' heute jeder graden Wegs
Nach Haus und nicht verweil' er in den Straßen;
Heut gibt's ein Volksgedräng; er käm' zu Schaden.
Vor allem meidet mir die nächste Gasse,
Die Herrengasse — außer wer drin wohne.
Ich weiß nicht, ob die Mahnung fruchtete
Bei andern; ich jedoch, magnetisch angezogen,
Statt rechtshin nach der Vorstadt mich zu wenden,
Bog ich sogleich, vom Strom des Volks ergriffen,



Caroline von Saar

Ferdinand von Saars Mutter



Nun in die Herrengasse, bis er staute
Vor dem Landhaus. Dort . . . stand
Ein junger Mann mit langen blonden Haaren
Und sprach, Begeisterung in Blick und Mienen.
Deutlich vernehmen konnt' ich wenig Worte,
Und was ich hörte, ich verstand es nicht.
Nur drang das oft gesagte Wort
Der Freiheit seltsam in die Seele mir.
Freiheit! Was will er wohl damit? Von Freiheit
Zu Brutus, des Tyrannen Zeit, da wußt (ich),
Doch hier in meiner Vaterstadt — was soll das sein?
Wie ich . . . .
Mit offnem Munde steh', da . . das Militär
Und nach . . Takt . . .
Sah ich der Grenadiere Bärenmützen . . .
Und dumpfer Trommelschall. Und
. . der General! Ein Pfeifen . . .
Und eine Latte flog hin auf den General.
Und gleich darauf: sie schießen schon, sie werden schießen.

Als unmittelbarer Augenzeuge, wie Friedrich Hebbel, hat also der fünfzehnjährige Saar den ersten Zusammenstoß des Militärs mit den Massen in der Herrengasse mit angesehen, mitangehört. Die erste Salve trieb ihn heim. In Todesangst empfing ihn die Mutter, die selbst nicht wußte, was das werden sollte. Verworrene Revolutionsreden der Nachbarn schlugen an sein Ohr: Metternich sei an allem schuld. Eine Weile hielt die Mutter den Sohn bei sich. Als aber die Sturmglocken immer schauriger heulten, war seines Bleibens nicht mehr in der Rossau; er stürmte in die Stadt; als er vernahm, die Freiheitshelden würden dem Volk zur Schau gestellt, lief er neugierig mit: auf dem Rasen, in freier Luft, ruhten in offenem Sarg gefallene Arbeiter, blödes Lächeln in den schmerzverzerrten Zügen.

Ich hatte nie den Tod gesehen!
. . . . ich floh

Von Grausen tief ergriffen . . . . . .
Was weiter folgte wißt ihr. Wißt
(Wieviel) noch Bluts geflossen für die Freiheit
Und fließen wird. Seither sah ich oft
Den Tod. — Doch nie noch hat mich . . .
Und heute noch . . . .
Denk' ich der ersten Freiheits (Kämpfer),
Die ruhig schlafen unter dem Granit,
Indes wir kämpfen müssen.

Unvergessen hafteten die Erinnerungen jener Bewegung in dem Gymnasiasten Saar, wie in den feurigen Studenten der Wiener Universität Hamerling und Adolf Pichler, wie in dem Volksschüler Anzengruber: instinktiv fühlten diese jungen Leute, was die bedeutend älteren Poeten, Bauernfeld, Hebbel, selbst der Separatist Grillparzer als Zeitgenossen der Revolution nur bewußter sich sagten, daß es mit dem alten Regiment vorüber, daß ein neues Österreich im Werden sei. Die „Großen" unter den Schottengymnasiasten gebärdeten sich sofort als universitätsreife Philosophen und strebten die Aufnahme in die akademische Legion an; „schnöde zurückgewiesen, spielten wir nun", so berichtet Timoni, „auf eigene Faust Studenten. Mit Stürmer, Cerevis, Flaus, System und Ziegenhainer ausgerüstet, zogen wir stolz umher, schlossen uns einer Burschenschaft an, in der wir als Füchse eines älteren Kollegen, eines sicheren Stockinger" (dessen Name wiederum im „Sündenfall" begegnet) „fungierten, der später als Arzt in der Brigittenau starb. Mit letzterem verbrachten wir das unruhige Jahr zumeist auf der Straße und wohnten allen Ereignissen, als Sturmpetition, Barrikadentag usw. lediglich als Zuschauer, Publikum bei, bis nach den Oktobertagen die Einnahme Wiens der Studentenherrlichkeit ein Ende machte und wir die Burschentracht wieder mit nicht kompromittierenden Kleidern vertauschten."

Timoni setzte die Studien fort, indessen der sechzehn-

jährige Saar, der nach damaligem Recht als Adeliger und Student militärfrei gewesen wäre, auf ein Machtwort seines neuen Vormundes, des Feldkriegssekretärs Ferdinand Edlen von Nespern, den Waffenrock anlegen, Soldat werden mußte. Wie 1813 sein Vater, trat er 1849 als Kadett in das kaiserliche Heer (zunächst in das Regiment Zanini). Manches mochte sich für diese Maßregel des Vormundes sagen lassen; die Mittel der Mutter waren völlig unzulänglich, den Sohn jahrelang bis zum Abschluß der Studien zu erhalten; der Besuch der Universität galt vielen „Gutgesinnten“ nach der Niederwerfung des Aufstandes als bedenklich, das Vorwärtskommen in der gegen die Rebellen siegreichen Armee rasch und wahrscheinlich. Der Nächstbeteiligte wurde bei dieser Berufswahl schwerlich lang um seine Meinung befragt; in dieser Werdezeit hätte es ihm auch an Selbsterkenntnis und Urteilsfähigkeit gefehlt, die Bedeutung dieses Beschlusses für sein ganzes späteres Leben vorauszusehen. Ein halbes Jahrhundert später schien es dem Dichter freilich wie ein unbegreiflicher Traum, daß er — „das Schicksal war Entscheider“ — fast ein Dutzend Jahre Soldat gewesen; in der „Pincelliade“ besang er mit milder Selbstverspottung seine

> Kadettenjahre voller Müh' und Plagen
> Ein Leutnantsdasein mit geringstem Sold,
> Der Beutel leer und hungrig stets der Magen —,
> Nicht alles, was da eitel glänzt, ist Gold.
> Dabei die Vorgesetzten zu ertragen,
> Die sich mir zeigten nie besonders hold,
> Liebschaften, Schulden, Säumigkeitsatteste
> Und beim Profoßen vielerlei Arreste.

Wiederholt marschierte er zu Fuß auf den italienischen Kriegsschauplatz, ohne jemals ins Feuer zu kommen; die meisten Kronländer lernte er auf diesen und anderen Wanderungen kennen; in großen und kleinen Garnisonen, Brünn, Olmütz,

Iglau, Prag, Wien hat ihn Dienstpflicht festgehalten, auf Wache und bei Paraden, auf dem Manöverfeld und in der Einförmigkeit des Rekrutendrillens durfte er die verschiedensten Spielarten von Offizieren, Vorgesetzte und seinesgleichen, Subalterne und Mannschaft aller Stämme im Verkehr untereinander und mit Bürgern und Adeligen beobachten; langweiliges Stilleben in abgelegenen Dörfern blieb ihm so wenig erspart wie abenteuerreiche Einquartierung und Ausrücken in Kriegsbereitschaft. Unverlierbares hat ihm diese vieljährige Soldatenzeit beschieden; schon in allen Äußerlichkeiten, in der aufrechten Haltung, der Sauberkeit seines Aufzuges, im martialisch umgeschlungenen Reitermantel, in der Pünktlichkeit seiner Zeiteinteilung, in der Sorgfalt, die er dem kleinsten wie dem wichtigsten Schriftstück, das er aus seiner Hand hervorgehen ließ, widmete, in dem selbst im harmlosen Gespräch unverkennbaren Kommandoton verleugnete Saar bis an sein Lebensende niemals den alten Militär. Wie tief er Poesie und Prosa des Soldatenlebens begriffen, verkünden viele bedeutsame Blätter seiner „Novellen aus Österreich“ — ein leidenschaftlicher oder gar ein geborener Soldat war Saar gleichwohl nicht. Schneidige Kampflust, Feldherrnblick, die kühle Überlegenheit des scharfsichtigen Generalstäblers lag seinem beschaulichen Wesen fern. Kriegslieder und Schlachtenbilder, wie sie Theodor Körner, Heinrich v. Kleist, Detlev v. Liliencron gelangen, sucht man bei Saar vergebens. In seiner passiven, fügsamen Art nahm er die Wechselfälle seiner Militärzeit wie ein unbeteiligter Zuschauer, mehr Zufalls- als Berufssoldat, hin. Bitterste Not trug er mit erstaunlicher Gelassenheit, gleich seiner Mutter, deren herzbrechende Briefe der Sohn sorgsam gesammelt hat. Knauserige, begüterte Verwandte ließen die Witwe darben; buchstäblich vom Munde mußte sie sich die kärglichen Namens- und Geburtstagsgaben für den Sohn (1, höchstens 2 Gulden) absparen. Wiederholt muß sie, in äußerster Bedrängnis, mit anderen

Mieterinnen, zänkischen Näherinnen usw., eine Schlafkammer teilen. Niemals klagt sie über solche Erbärmlichkeiten und Entbehrungen; in den ärgsten Prüfungen hat sie nur Trostworte für den „ewiggeliebten“ Sohn, und wenn es ihr noch so knapp zusammengeht, findet sie Mut und Mittel, die lästigsten Schulden für ihn zu übernehmen. Es sind immer nur geringfügige Beträge, aber jeder kleine Gläubiger droht gleich mit Anzeigen beim Regiment, und die geängstigte Frau will allen Gefahren und Verdrießlichkeiten vorbeugen. Jämmerliche Bagatellen, 5 Gulden, die der Schuster, 2—3 Gulden, die der Kaffeesieder unbarmherzig einfordert, verdunkeln monatelang den Horizont von Mutter und Sohn, denn Leichtsinn und Verschwendung lagen dem von klein auf knapp gewöhnten Saar stets fern. „Im Dienst hab' ich immer meinen Mann gestellt, nur die Gage hat bei mir nie gelangt. Und da hab' ich Schulden gemacht. Aber das war ziemlich allgemein,“ sagt der pensionierte Oberleutnant in „Außer Dienst“. „Bist Du vielleicht mit 33 Gulden monatlich ausgekommen?“ Die Grafen Soundso „verspielten Hunderte im Macao und wurden von den Prager Juden auf Wechsel geklagt, ohne daß es ihnen bei dem gestrengen Herrn (Oberst) geschadet hätte. Aber weil ich bei dem Gastwirt in der Nähe der Kaserne mit dem Kostgeld im Rückstand geblieben war und den Schuster und die Waschfrau nicht bezahlen konnte, drohte er mir mit Entlassung. Ich war eben ein armer Teufel, der sich nicht zu helfen wußte. Von Hause bekam ich gar nichts. Denn meine arme Mutter lebte selbst nur sehr kümmerlich von einem kleinen Witwengehalt. Das allein hat mich in seinen Augen schon herabgesetzt, denn er wollte nur vermögende Offiziere im Regiment oder Kommißknöpfe, die die Kunst verstanden, von Wasser und Brot zu leben. Wie oft er mich bei der Beförderung zum Oberleutnant übergangen hat, wird Dir wohl noch in Erinnerung sein.“

Ganz anders als von diesem überstrengen Vorgesetzten wurde Saar von seinen Kameraden betrachtet und behandelt. Wohlgelitten unter seinen Altersgenossen, fand er doppeltes und dreifaches Verständnis unter poetisch und philosophisch angeregten Geistern in der Uniform. Der Ort, wo verwandte Seelen solcher Art einander leicht und oft fanden, war das Stehparterre des alten Burgtheaters; durch eine Vergünstigung des Kaisers stand den Offizieren der Besuch der Hofbühne für wenige Kreuzer frei; die berühmte Kunststätte war in den fünfziger und sechziger Jahren von Laube geleitet; sein Vorsatz, jedem Besucher des Burgtheaters das Beste der dramatischen Weltliteratur zugänglich zu machen, wurde von ihm beharrlich gefördert; Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, Grillparzer, Bauernfeld, die wirksamsten unter den lebenden deutschen und französischen Theaterdichtern wurden von den Größen der Schreyvogel- und dem Nachwuchs der Laubetruppe, Anschütz, Loewe, La Roche, Fichtner, Julie Rettich, Amalie Haizinger, Luise Neumann, Joseph Wagner, dem Ehepaar Gabillon, Baumeister, späterhin von Sonnenthal, Lewinsky, Hartmann, Krastel, Charlotte Wolter wetteifernd zu seltener Geltung gebracht. An solchen Festabenden der dramatischen Kunst schlossen sich mehr als einmal, wie gleichgesinnte Studenten auf der vierten Galerie, von derselben Begeisterung durchglühte Offiziere im Stehparterre aneinander. Querköpfe, wie der Sandek in „Hymen“, der mit törichten Fragen kam — warum Medea nicht lieber Jason und Kreusa töte als ihre Kinder? wieso man Hamlet einen Helden nennen könne, da er doch fünf Akte lang nichts tue? — wurden bald sanft beiseite geschoben. Desto fester verbündeten sich Wahlverwandte. So stand Saar als 21jähriger eines Tages im Jahr 1854 Schulter an Schulter mit einem ihm bisher unbekannten Waffenbruder, dem kürzlich in das militärgeographische Institut einberufenen Stephan von Millenkovich (Milow). „Wir tauschten natürlich bald

unsere Meinungen über das Stück, das man aufführte, und schon bei diesem ersten Zusammentreffen mochte es jedem von uns an dem anderen auffallen, daß unsere Aussprüche eine stark literarische Färbung hatten, als wären wir selbst vom Metier. Endlich, nachdem wir uns wiederholt im Theater gesehen, gestanden wir es uns gegenseitig, daß wir Verse machten. Dann teilten wir uns diese Verse auch mit, um sie zu besprechen. Damit war schon das Band geknüpft. Wir trafen uns nun fast täglich in der Burg oder in der Oper, wobei wir oft brüderlich ohne jede Eifersucht mit derselben Logenbesucherin kokettierten und unterhielten auch sonst den regsten Verkehr, an welchem manchmal noch ein älterer Kamerad, ein scharfer, kühl abwägender Geist teilnahm. Diesem Mann verdankten wir auch die Bekanntschaft mit den Werken Schopenhauers, die uns im tiefsten ergriffen."

Nach diesem Zeugnis Milows besteht kein Zweifel, daß der 21jährige Leutnant Saar sich ernstlich mit dichterischen Absichten trug; seinen eigenen Mitteilungen gemäß gehen seine poetischen Versuche noch weiter, vielleicht in den ersten Anläufen auf unreife Jambenstücke der Gymnasial-, gewiß in die Kadettenzeit des Siebzehnjährigen zurück; in der „Pincelliade" gedenkt er scherzhaft einiger Jugendsonette, die im (Olmützer?) Arrest bei Wasser und Brot entstanden; die Mutter Saars dankt dem Unteroffizier mehrmals gerührt für Verse zum Namenstag, besonders empfänglich für ein Akrostichon C-A-R-O-L-I-N-E; dieser zärtlichsten aller Leserinnen ist jedes neue Gedicht des Sohnes eine Offenbarung; sie erbietet sich aus freien Stücken, seine sie ausnahmslos entzückenden Poesien in Wiener Redaktionen zu tragen, in der festen Zuversicht, den Künstler bald mit verdientem Ruhm und Geld belohnt zu sehen. Saar selbst urteilte schonungsloser über diese Jugendversuche: im „Leutnant Burda" berichtet er ironisch von einem im Stil der Schulzeschen bezauberten Rose gehaltenen, in den fünfziger Jahren be-

gonnenen Epos, das die Liebe einer Königstochter zu einem hinterdrein als Prinzen entpuppten Knappen behandeln sollte. Mit seltener strenger Selbstkritik hat Saar späterhin diese und andere Erstlinge vernichtet. Eine Faustdichtung seiner Anfänge ging verloren, und nur der Freundestreue Milows ist die Aufbewahrung zweier größerer Schöpfungen des jungen Saar zu danken: des Sonettenkranzes „Die Kunst“ (Fragment), den Leutnant Ferd. Ludwig von Saar seinem lieben Waffenbruder, dem K. K. Herrn Leutnant Stephan von Millenkovich widmete, und des kulturhistorischen Idylls in zehn Gesängen „Elsbeth“ von Ferdinand Saarbourg. Der Sonettenkranz trägt als Leitsatz das für die rühmlichen Gesinnungen jener jungen Offiziere bezeichnende Distichon Schillers:

Keiner sei gleich dem andern, doch jeder gleiche dem Höchsten!
Wie das zu machen, es sei jeder vollendet in sich.

In schwierigen, vielverschlungenen, nicht immer siegreich bewältigten Formen verkünden zehn Sonette seine Begeisterung für alle Kunst. „Obgleich zum rauhen Kriegerstand erzogen,“ besingt der Poet als höchsten Reiz des Daseins Dichtung und Musik, Schauspielerei und bildende Künste. Mit Gottes Natur müsse sich Menschenkunst schwesterlich vereinen, der Künstler, allen Prüfungen trotzend, des Schöpfers würdig sich erweisen. Zum Künstler wird einer geboren; seiner Sendung getreu trägt er im Leben das Los der Verkennung und Armut, getröstet nur durch wenige Freunde und verständnisinnige Frauenliebe, beglückt vor allem durch die Seligkeit des Schaffens. „Bräutlich glüht die Mus' in seinen Armen“ und muß auch die Kunst ihre Frucht mit Schmerzen gebären, reinstes Glück verklärt alles vergangene Leid,

Wenn sie erblickt das Kind des Schmerzes und der Freude
Aufblühen frisch an treuer Mutterbrust. —
Zieht sie es groß zum Wohl? — Zieht sie's zum Leide?

Sterben doch Kunstwerke wie Kinder. Immerhin. Erkorene sind genug, überallhin die Wunder der Kunst zu tragen, die Menschheit zu veredeln. So breite Kunst die mächtigen Rosenschwingen hellrauschend über diese Erde aus: sie helfe, Gemeinheit und Roheit zu bezwingen, Freiheit und Menschenwert zu erringen. Trotz aller Unbeholfenheit der Verse wirkt der Sonettenkranz wie ein prophetisches Bekenntnis der Lebensführung Saars: ihm war und blieb, wie seinem Meister Schopenhauer, die Kunst die Erlöserin von jeder Erdenqual, jedes Opfers an äußeren Glücksgütern würdig.

Auch das andere Jugendwerk „Elsbeth" gemutet wie der Vorbote späterer Meinungen und Leistungen Saars. In der Form einer poetischen Erzählung in Hexametern präludiert Elsbeth dem Alterswerk Saars „Hermann und Dorothea", in der Stoffwahl den „Novellen aus Österreich". Ein Landwirt, Reinhart, gibt kurz nach dem Jahr 1848 seine Tochter Anna dem Förster Anton zum Weib; größere Sorge als um diesen schlichten Hausstand hat er mit seinem Sohn Ludwig, der als Student in Wien von den revolutionären Stürmen fortgerissen wurde, doch nach seiner Heimkehr dem Zuspruch des milden Pfarrers, eines weisen Friedensstifters vom Schlage des „Innocens", sich nicht entzieht. Ludwig schwärmt für die verzogene Tochter Elsbeth des Krämers, der auf den Steckbriefnamen Elling hört; Ellings augenscheinlich nach einem leibhaftigen Urbild karikiertes Weib, eine frühere Kammerzofe, war mit ihrer lächerlichen Großtuerei nicht die richtige Erzieherin des gefallsüchtigen Mädchens und eines geckenhaften, später verlotterten Jungen. Ludwig küßt als zärtlicher Zukunftswerber Elsbeth beim Verlobungsfest seiner Schwester, zieht aber tiefgekränkt als Soldat ins Feld, da er von Elsbeth beim Tanz wegen eines zu kurzer Einquartierung eingerückten hochadeligen Husarenleutnants verschmäht wird. Elsbeth ist dem allzugalanten Reiteroffizier auf eine Waldwanderung gefolgt. Beim Blumenpflücken strauchelt sie; der

Leutnant bedrängt die Umsinkende so hitzig, daß nur ihre gellenden Hilferufe und die zufällige Nähe des Pfarrers und Försters sie retten. Nach zweijähriger Militärzeit legt Ludwig den bunten Rock ab. Elsbeth ist durch den Ruin und Tod ihrer vom leichtfertigen Sohn zugrunde gerichteten Eltern verarmt, vergrämt, verlassen. Das Försterpaar nimmt sich ihrer auf das Fürwort des Pfarrherrn an, der auch ihr Anwalt bei den Eltern Reinhart wird. Der heimkehrende Ludwig erbarmt sich der noch immer Geliebten und wählt die Geläuterte zur Braut: Versöhnung, Vergebung ist die in „Elsbeth" zum ersten=, in Saars Dichtungen nicht zum letztenmal gepredigte Schlußweisheit. In den oft recht holprigen Hexametern der „Elsbeth" steckt der Ansatz einer ersten Novelle aus Österreich, in der Einzellose mit Zeitereignissen sich verflechten. Die aufrührerischen Reden und Gedanken der jugendlichen Rebellen von 1848 finden schwachen Widerhall in den Gesprächen des Pfarrers und Studenten; zahm sind auch die Zänkereien über Standesvorurteile zwischen einem philiströsen Barbier und einem empfindsamen Lehrer, der in jungen Jahren lyrische Gedichte an ein adeliges Schloßfräulein richtete. Die Einquartierung und der Tanz der Husaren, der Überfall Elsbeths im Walde durch den verwegenen, aristokratischen Reiteroffizier, die Ironisierung der falschen Schöngeisterei sind Vorahnungen verwandter Motive und Schilderungen im „Haus Reichegg", „Schloß Kostenitz", in der „Geschichte eines Wiener Kindes" usw. Die Charakteristiken des biederen Pfarrherrn, des am Feiertag schmälenden, in der Arbeitswoche geduldigen Landmanns, Bader und Lehrer, die in modischer Überhebung geringschätzig die Ackerbürger übersehende Mutter Elling deuten auf eifriges Lesen von Goethes „Hermann und Dorothea"; der eigener Töne mächtige Poet meldet sich nicht häufig; am ehesten auf Herbstgängen durch den Wald oder in einem Gleichnis; der Forstwart steckt das Sträußchen der Geliebten an die Brust, als

Sinnbild des höchsten Glückes der Menschheit: glühende Rosen der Liebe im grünen Felde der Hoffnung!

Ungeachtet allen persönlichen Wohlwollens waren die Vertrauten Saars, Milow und Heilinger, nach diesen ersten Dichterproben über den Umfang seiner Begabung nicht im reinen. „Gedichte“, die der mittlerweile nach Prag versetzte Leutnant im Herbst 1855 an Cotta schickte, lehnte der Klassikerverlag ab, und der Zurückgewiesene vernichtete die Sammlung seiner ersten Lyrika in richtiger Selbsteinkehr. Er war damals vollkommen im Banne Lenaus, dessen Schilflieder Saar noch in „Schloß Kostenitz“ verherrlichte und dessen Jahrhundertfeier ihm sinnreiche Verse „Das Grab in Weidling“ eingab. Heine scheint ihn weder in seiner Werde- noch in seiner Reifezeit tiefer berührt zu haben. Zum vollen Verständnis Lessings, Schillers und Goethes hat er sich nach seinem eigenen Geständnis erst in langsamer Entwicklung durchgerungen.

Hellsichtiger als im Reich der Kunst fand sich der geborene Veduten- und Porträtmaler in der leibhaftigen Welt zurecht. Frauenschönheit entging dem „Raschdurchwallten“ in keiner Vermummung: als Kadett entdeckte der Poet in einem Brünner Winkelladen die Nichte des Wirtes:

> Dort wurde sie gebraucht zu niedrem Dienst:
> Sie schenkte voll das leere Branntweinglas
> Und schnitt den Bissen ab dem Fordernden;
> Jedoch sie tat's wie eine Königin —
> Und war so schön auch! Hoch und stolz gewachsen —
> Vielleicht zu voll für ihre Jahre schon
> Trug sie das Haupt erhoben, das umwunden
> Endlos von dunkelbrauner Flechte war.
> Hell schimmerte ihr Antlitz wie die Rose.
> — — — — — — — — — — — — —
> Wir fanden uns beim ersten Seh'n.

Auf der Höhe seines dichterischen Könnens hat Saar jenes in ungestümster Sinnlichkeit blitzschnell verlaufenen

Romans in den Versen „Vergessene Liebe" gedacht. Und in demselben „Tagebuch der Liebe" hat er auch seiner Prager Herzenskönigin Elisabeth — um Alfred Bergers Wort über Saars Frauenbilder zu wiederholen — ein lyrisches Porträt gestiftet. Der Name dieser Heißgeliebten (einer Beamtenstochter Elisabeth K.) ging lange durch die Dichtungen Saars: Elsbeth hieß die Heldin des kulturhistorischen Jugendidylls, Elisabeth ursprünglich der weibliche Hauptcharakter seines ersten Dramas „Der Borromäer". Es ist nicht unmöglich, daß Leutnant Saar von einer Ehe mit Elisabeth träumte; die junge Dame war ihm aufrichtig zugetan; sie schickt der Mutter Saars einmal ihr Bild, überrascht sie ein anderes Mal mit selbstgestickten Teppichen, und jede dieser Sendungen bereitet der einsamen Witwe so viel Freude über die Gesinnungen des Mädchens, wie Kummer über die Unmöglichkeit, solche Liebesgaben in ihrer Armut würdig zu vergelten. Den feurigen Liebhaber bedrückte ähnliches Mißgeschick; es konnte dem Herrn Leutnant begegnen, daß er dem Mädchen seiner Wahl durch die Straßen Prags eine Weile folgte, bis ihm die Moldau zum unüberwindlichen Hemmnis wurde, weil er den für den Brückenzoll unerläßlichen Kreuzer nicht bei sich hatte.

Unbeirrt durch Liebes- und Geldnöte genoß sein Künstlerauge gleichwohl den Reiz der einzigen Stadtbilder von Prag: seinen Wachdienst auf dem Wyschehrad hat er nachmals im Eingang des „Innocens" in einem Meisterblatt verewigt; die Festungswälle mit ihren von Frühlingsblumen umblühten außer Dienst gesetzten Kanonen, die Flußlandschaft der Moldau, die Behausung des Zeugwartes sind mit feiner fester Hand gezeichnet, in aller Lebenstreue durchtränkt von der persönlichen Stimmung des Malers. Ob Saar auf dem Wyschehrad einen Priester getroffen, von dem er, wie vom einsiedlerischen Innocens, beim Ausbruch des italienischen Feldzuges mit einer Umarmung sich verabschiedet hat, wissen wir nicht:

sicher ist, daß er Marschbefehl erhielt und im Mai von Böhmen über Tirol mit den Fußtruppen auf den Kriegsschauplatz wanderte. Vom 1.—4. Juni war er in Treviso, am 6. in San Giorgio. Die Schlachten von Solferino und Magenta machten dem Weiterkämpfen ein Ende. Noch bevor Saar ins Feuer hätte kommen können, mußte er den Rückmarsch antreten, der ihn über Görz und Wiener Neustadt nach der böhmischen Festung Theresienstadt führte, wo er bis zum Juli blieb. Im Hochsommer wurde Saar nach Wien versetzt: allein auch hier brachte dem von dichterischen Entwürfen Erfüllten das träge Soldatenleben im Frieden ebensoviel Enttäuschungen, wie der Auszug nach den italienischen Schlachtfeldern. Während der großen Schillerfeier im Säkularjahr 1859 mußte Saar als Leutnant um das Neugebäude bei Kaiser-Ebersdorf, wo sein Bataillon in der Kaserne in Bereitschaft stand, patrouillieren gehen. Erfinderisch schaffte er sich den lästigen Alltagsdienst auf die wunderlichste Art vom Halse:

„Geliebte Mutter!“ lautet ein undatiertes Schreiben. „Es betrübt mich sehr, daß etwas, was mir zur Freude gereicht, Dir zum Schmerze wird. Ich habe es nämlich selbst herbeigeführt, daß ich den Hausarrest bekommen; damit ich ungestört an meinem Trauerspiele arbeiten kann, wovon ich bald den vierten Akt vollendet habe; und wenn ich frei wäre, vielleicht kaum eine Szene vom ganzen Stück geschrieben hätte. Du weißt, daß ich beabsichtigte, zu quittieren, und daß ich mit Gewalt eine Existenz brechen wollte, die mir nicht behagt. Ich habe deshalb, um nicht zu quittieren, mir einstweilen den Arrest verschafft, indem ich mich wegen einer Schuld habe klagen lassen: Leider geht aber mein Arrest bald zu Ende und ich werde mein Trauerspiel vielleicht nicht ganz fertig machen können. Störe mir, liebe Mutter, nicht meine Ruhe durch Deine Angst, sondern sei fest überzeugt, daß das was ich tue und unternehme zu unserem Besten geschieht. Auch sei versichert, daß Du mich sehr bald wiedersehen wirst und daß ich mich sehr wohl befinde.

Denke nicht daran, daß ich Arrest habe, sondern daß ich unausgesetzt arbeite. —

Die 2 fl. habe ich mit Dank erhalten, ich bitte Dich nicht weiter zu entblößen. Besuche in der Kaserne muß ich mir vorderhand verbitten. Du kennst mich. Ich wohne mit noch einem Offizier und bin daher nicht ungestört.

Es küßt Dich — auf baldiges Wiedersehen —

Dein Ferdinand.

In solchen Stimmungen vollendete Saar noch im weißen Waffenrock in Kaiser-Ebersdorf und im Arrest der Wiener Getreidemarktkaserne sein erstes Trauerspiel: „Der Borromäer“; während der Arbeit war er sich seines Künstlerberufes immer bewußter geworden; zugleich trieb es ihn immer stürmischer, seinen Abschied zu nehmen. Am 20. April 1860 erhielt „der k. k. Unterleutnant 2. Klasse Ferdinand von Saar auf sein freiwillig gestelltes Ansuchen die Bewilligung, seine Charge ohne Beibehalt des Militärcharakters gegen Erhalt einer zweijährigen Gageabfertigung quittieren zu dürfen“. Der Sechsundzwanzigjährige hatte, nach der amtlichen Bescheinigung, durch zehnneunzwölftel Jahre in der Armee gedient, als er sich anschickte, fortan tollkühn als freier Künstler sein Heil zu versuchen.

II. Ein deutsches Trauerspiel: Kaiser Heinrich IV. — Innocens.

Die Jambentragödie „Der Borromäer“, die Urform seines anfangs der achtziger Jahre ganz umgearbeiteten Künstler- und Eifersuchtsdramas Tempesta, war das erste Werk Saars, das seine Kameraden Milow und Heilinger als vollen Beweis seines dichterischen Berufes gelten ließen, indessen Laube das dem Burgtheater eingereichte Stück rundweg ablehnte. Ein römischer Maler sucht mit seiner Frau beim Herrn der Isola bella, Graf Borromeo, Zuflucht; in

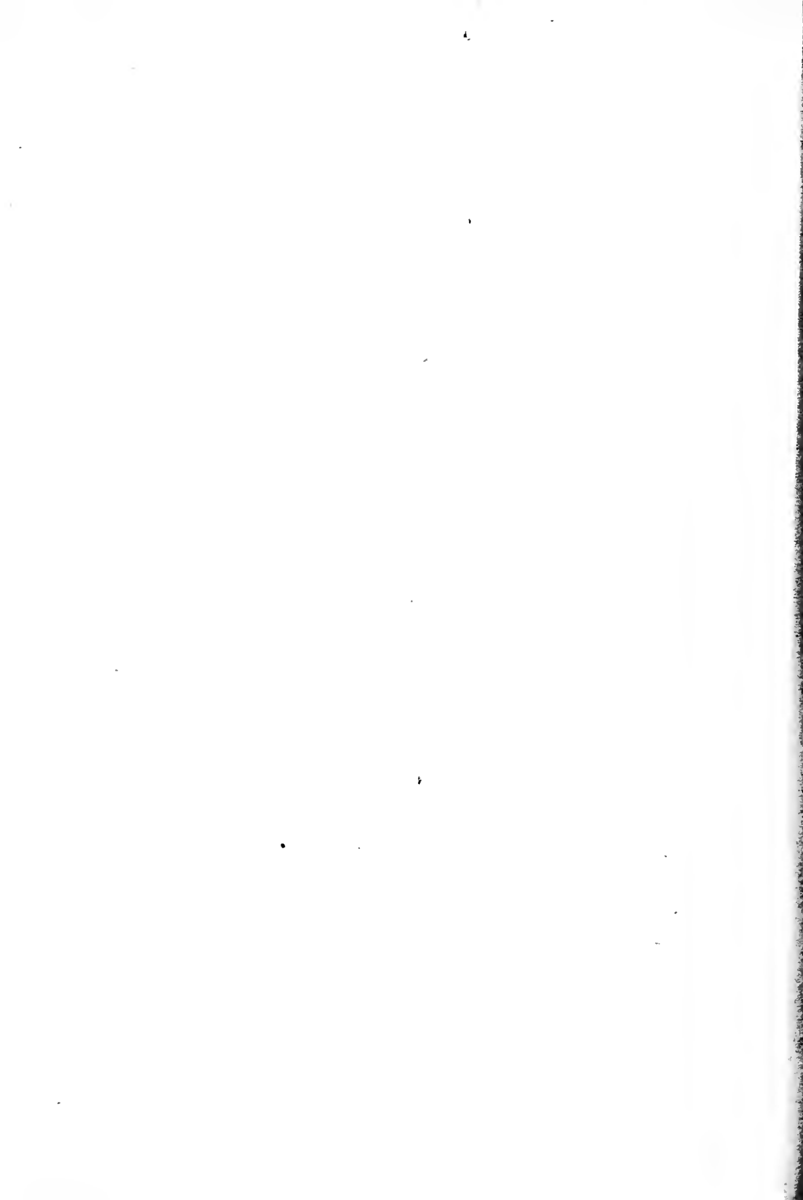
wilder Eifersucht hat er einen Zudringlichen niedergestochen und die römische Polizei verfolgt ihn nicht nur als Totschläger, rachsüchtige geistliche Verwandte des ermordeten Nepoten schreien den Maler als Ketzer aus. Der Graf gewährt dem finsteren Bittsteller, noch bevor der sein Geheimnis enthüllt, hochherzig Asyl; als großer Herr begegnet er der Frau des Malers, einem Ausbund von Schönheit, mit rasch aufflammender Galanterie. Elisabeth weist den Borromäer in seine Schranken, nicht ohne eine wärmere Regung für den ritterlichen, zartfühlenden, hohen Herrn zu verspüren. Ihr Gatte wird unbemerkt Zeuge dieser Aussprache Elisabeths und des Grafen. Sein krankhafter Argwohn wird von einem übergeschäftigen Warner, einem Diener und Sittenrichter des Borromäers, genährt. Das edle Vorhaben des Grafen, Antonio vor neuen Verfolgungen der römischen Inquisition zu retten, ihn und Elisabeth mit Geld und Empfehlungen in die Schweiz flüchten zu lassen, wird von dem Tobenden mißdeutet, und da ein verhängnisvolles Ungefähr, ein jählings losbrechender Sturm die Abreise des Malers aufhält und die Flüchtigen in einer Fischerhütte mit den römischen Häschern zusammenführt, stößt Antonio sein schuldloses, nach der subtilsten Kasuistik höchstens einen Augenblick in Gedanken von einer wärmeren Empfindung für den Grafen erfaßtes Weib nieder. Laube zählte den Borromäer mit seinem novellistisch zugespitzten Hauptmotiv wahrscheinlich zu den Stücken, die nach einem seiner selbstgeprägten Lieblingsausdrücke kein Rückgrat haben, und gab weder dem Dichter noch den Größen des damaligen Burgtheaters Joseph Wagner, Löwe, Zerline Gabillon, Gelegenheit, die Feinheiten der Charaktere wirken zu lassen. Und auch der 1880 unternommenen Erneuerung des „Borromäers“ war kein Bühnenglück beschieden, so wohlberaten Saar die Jamben seines Erstlingsdramas in edle, deutlich an Lessings Emilia Galotti geschulte Prosa umgewandelt, so sorgsam er, fast durchweg verbessernd,

sinnreiche Änderungen in der Gliederung der Akte, in der Gestaltung der Persönlichkeiten eingeführt hatte (Tempesta ward aus dem namenlosen Antonio in den geschichtlich beglaubigten Marinemaler Pietro de Molina, Elisabeth aus einer protestantischen nach Rom verschlagenen Niederländerin zur gebürtigen, für diese Herkunft gar zu zartfühlenden Trasteverinerin). Laubes Nachfolger Dingelstedt, Wilbrandt, Burckhard, Schlenther nahmen den (der Fürstin Marie zu Hohenlohe gewidmeten) Tempesta trotz mächtiger Fürsprache nicht auf, obwohl ihnen auserlesene Darsteller der Hauptrollen (Mitterwurzer, Robert, Kainz, Stella Hohenfels) zu Gebote standen, und nur in Brünn kam es mit vielfach unzureichenden Kräften am 70. Geburtstag Saars zu einer Aufführung des Tempesta.

Für den mittellosen, von Gläubigern noch aus der Leutnantszeit beständig bedrängten, durch seine brotlose Kunst in immer neue Schulden gestürzten Saar war die Zurückweisung des „Borromäers“ ein Schicksalsschlag; er sah sich um die Hoffnung gebracht, als Poet genannt und zugleich seiner Geldverlegenheiten durch ein paar noch so bescheidene Tantiemen Herr zu werden. Auf der Wieden, in einem armseligen Stübchen in der Preßgasse, zu dem ein kleiner, verwitterter, in der „Marianne“ genau geschilderter Gartenpavillon mit schmalem Rohrsofa und gebrechlichen Stühlen gehörte, hatte sich der Genügsame zu einer richtigen Lorenz-Kindlein-Existenz einquartiert. Zeitlebens mit gesundem Appetit gesegnet, mußte sich Saar mit den kärglichsten Mahlzeiten begnügen und obendrein bei seiner frühzeitig leicht zur Leibesfülle neigenden Gestalt unwillkommene Komplimente seiner Bekannten über sein glänzendes Aussehen verdrießlich abwehren. „Kummerfett, Kummerfett“, spottete er später in den beiden de Witt. Wie wenn sich alles wider ihn verschworen hätte, erfuhr er eine Kränkung um die andere. Der Verlag Otto Wigand, dem er eine Reihe von Sonetten,



Ferdinand von Saar als Leutnant



„Laienpolitik“ betitelte Zeitgedichte, anbot, fertigte den tiefgetroffenen Poeten mit einem Brief ab, den Saar zwei Jahre später wortwörtlich in einer Literatenkomödie wiederholte:

Leipzig, 7. Juni 1861. Selbst wenn die mit Werthen vom 6. d. gesandten Sonetten neben eleganter Sprache bedeutende Gedanken hätten, ließen sie sich bei nur 1 Bogen Stärke nicht separat drucken, sondern höchstens in einer Zeitschrift abdrucken. Diese aber — Sie nehmen es mir nicht übel — haben neben einer harten gezwungenen Sprache gar keine besonderen Gedanken und sind wahrlich Druck und Papier nicht wert. Es ist noch weniger als Versgeklingel. Ich rathe Ihnen ernsthaft Ihre Zeit mit etwas Anderem zu verbringen und zeichne Hochachtungsvoll Otto Wigand.

Als der arme Dichter diese beleidigende Provokation erhielt, legte er gerade die letzte Hand an ein Volksstück, das gleichfalls erst Jahrzehnte hernach völlig umgearbeitet unter dem Titel Eine Wohltat gedruckt und zum 70. Geburtstag Saars im Burgtheater aufgeführt wurde. Damals, 1861, hatte der von Laube mit dem Borromäer kurz Abgewiesene sein neues Drama dem Theater an der Wien zugedacht, an dem tüchtige Volksschauspieler, Karl Rott, Liebold, Frau Herzog und der als Entdecker der Gallmeyer vielberufene Direktor Friedrich Strampfer wirkten. Dieser Bühnenleiter, der mit Ausstattungsstücken „Eselshaut“ und „Schafhaxel“, mit parodistischen Possen der Gallmeyer und Offenbachschen Operetten in der ersten Zeit seiner Direktion ein reicher Mann wurde, schickte „Die Wohltat“ kurzerhand ungelesen zurück, und doch wäre das Volksstück als redliche Künstlerarbeit eines Versuches in der Vorstadt so wert gewesen, wie der Borromäer im Burgtheater.

Neun Jahre, bevor Anzengruber mit dem Pfarrer von Kirchfeld seinen ersten Sieg als Erneuerer der Volksbühne davontrug, unternahm es Saar, statt der herkömmlichen Birchpfeifferschen Theaterbauern leibhaftige Menschen auf die Bühne zu bringen; ein ländliches Schauspiel, das nur gezeigt hätte,

wie der Hans die Grete kriegt, konnte seinem Künstlersinn nicht genügen; sein Vorwurf war die Leidensgeschichte einer Magd, die im Kampf gegen Verblendung, Vorurteil und Tücke wehr= und ratlos in den Tod getrieben wird.

„Meine Heldin ist“, so schrieb Saar 25 Jahre später, am 31. August 1886 seinem Freunde Richard Lieben, als er ihm die Umarbeitung der „Wohltat“ zueignete, „ein armes, weichmütiges, hilf=loses Wesen, ein sogenannter ‚Hascher‘, der an den Verhältnissen, die sich wie ein Netz zusammenziehen, zugrunde geht, freilich nur deshalb, weil er diesen Verhältnissen nicht gewachsen ist: nur darin liegt die tragische Schuld, die Schuld des individuellen Charakters. Wie dies nun auch aufgenommen und gedeutet werden mag: ich habe mir mit diesem Stück etwas vom Herzen geschrieben; es mußte werden. So mag es denn auch, wie es ist, in meine Schriften ein=reiht werden, gewissermaßen ein plein-air gemaltes Genrebild ohne die tieferen Schlagschatten einer starken und mit einem Griff zu er=fassenden tragischen Schuld.“

Ein aus Liebesgram schwermütiger Städter, der sich auf ein abgelegenes Bauerngehöft im Gebirge zurückgezogen hat, erfährt plötzlich, daß seine vermeintlich wetterwendische Geliebte (sie heißt wiederum Elisabeth) nichts sehnlicher wünscht, als seine Hand; überselig schenkt er bei der über=stürzten Abreise der von den boshaften Hausleuten vielge=plagten Magd Marie einen ansehnlichen Betrag zur Aus=steuer. Die Wohltat des Fremden wird von Gut= und Bösgesinnten als Sündenlohn mißdeutet; ein leutscheuer Wildling, den hoffnungslose Liebe zu Marie verzehrt, erweckt den ersten Verdacht in ihrem Schatz Lorenz. Marie ant=wortet auf alle leidenschaftlichen Anklagen und gehässigen Nachreden nur mit der schlichten Wahrheit. Niemand glaubt ihr. Lorenz traut ihr nicht mehr, seit sie dem Heißblütigen allzu willfährig gewesen; der Pfarrherr, ein gutmütiger Polterer, den die Verzweifelnde als letzten Retter um Trost und Beistand anruft, hört, von Geschäften bedrängt, nur mit

halbem Ohr auf ihre herzbrechende Beichte, die er als Dutzendfall mit über- und voreiligem Urteil abfertigt; von allen verkannt und verlassen, sieht Marie keinen anderen Beweis ihrer Unschuld, als Selbstmord: sie wirft das Geld des „Wohltäters" in den Opferstock, sich selbst in den Abgrund. Hätte 1861 ein tüchtiger Dramaturg der „Wohltat" die heilsame Umarbeitung angedeihen lassen, die Saar nach mehr als einem Vierteljahrhundert an seinem zweiten Jugendstück vornahm, dann hätte die mächtige Steigerung des Schlußaktes und das rührende Schicksal des „armen Haschers" dem Dichter und der Volksbühne Segen bringen können. Denn schon in der ersten handschriftlichen Fassung ist die Gestalt der Marie die Schöpfung eines Dichters; der Sonderling Konrad, der in wenigen Meisterstrichen geschilderte Pfarrherr, der in seiner Unschlüssigkeit doppelt ungerecht aufbrausende Lorenz und seine blinde Mutter, die megärenhafte Arzbergbäuerin, ihr nichtiger Mann, ihr frecher Sohn und die gewitzte Kellnerin sind des Hauptcharakters nicht unwert: einzelne Szenen (das an Hebbels Maria Magdalena anklingende Gespräch von Konrad und Lorenz über Mariens Sündenfall; der Schlußauftritt, das Hineinplatzen der Todeskunde in eine lärmende Bauernhochzeit) hätte Eindruck machen können in Tagen, die von den Dörflern des „Sonnwendhof" so wenig als von den Thüringer Jägern, Wilddieben und Holzhauern des „Erbförsters" die heimische Mundart begehrten. So fiel die „Wohltat", um ein Wort von Hermann Kurz über so manche seiner vom Unverstand mißhandelten Bauerngeschichten zu gebrauchen, „zwischen die Zeiten".

Sah es unser Dichter stets als Unrecht an, daß der „Wohltat" anfangs der sechziger Jahre keine Aufführung vergönnt wurde, so schwieg er sich desto gründlicher über ein (im Nachlaß gefundenes, am 14. Mai 1863 Laube eingereichtes) Lustspiel Die schönen Geister aus. Alle komischen Kräfte des Hofburgtheaters habe er — so hieß es in seinem

Begleitbrief — in der Komödie berücksichtigt; sie gäbe aber auch in den tieferen Partien Darstellern ernsterer Rollen Gelegenheit, ihr Talent zu bewähren; denn der Kern der Handlung sei ein seriöser; „es soll das Gemüt des Zuschauers ebenso ergriffen, als zur Heiterkeit angeregt werden". Alle seine Hoffnungen, so fuhr er in seinem inständigen Anliegen fort, seien an die Annahme geknüpft. „Seit einer Reihe von Jahren ringe ich unter den mißlichsten Verhältnissen mit Ernst und Ausdauer nach einem Ziel, welches, nur von Wenigen erreicht, so viele Opfer fordert. Zwei größere Dramen aus der deutschen Geschichte, zu welchen die Vorstudien eine geraume Zeit in Anspruch nahmen, liegen zwar vor mir, harren aber noch der letzten Rundung und einer ausdauernden Feile. Auch dürften sie, obgleich bühnengerecht verfaßt, leider dem Stoffe nach (der Kampf des Kaisertums mit der Hierarchie) zur Aufführung weniger geeignet sein. Wird daher mein Lustspiel zurückgewiesen, so finde ich gegenwärtig keine Stütze mehr, die mich aufrecht erhält — —."

Ungeachtet dieser und anderer Beschwörungen verwehrte Laube nicht mit Unrecht Saars „Schönen Geistern" den Zugang in das Burgtheater. Biographisch belangreich und für den späteren Stoffkreis des Novellisten durch die Ironisierung der Schwindelliteratur bedeutsam, kommen die „Schönen Geister" künstlerisch kaum in Betracht. In der schwankhaften Manier von Benedix' Doktor Wespe, nicht mit dem überlegenen Humor der „Mißbrauchten Liebesbriefe" von Gottfried Keller behandelt Saars Literatenkomödie das aufgeblasene lächerliche Gebaren eines kleinen Provinz-Zeitungstyrannen; ungebildet und habsüchtig läuft er jeder Modeberühmtheit nach; die Verlagsangebote, die seiner Druckerei zukommen, überläßt er einem dreisten, unwissenden Geschäftsführer zur Erledigung; Manuskripte von Marktschreiern „Kein Wasserkopf mehr" werden unbesehen angenommen, ebenso die historischen Romane der mit beiden Händen zugleich schreibenden

Frau „Kiel“ (Louise Mühlbach?), weil das „zieht“. Alle lyrischen Gedichte wandern ungelesen zurück, gelegentlich mit geflissentlich verletzenden Glossen. So hat einem nachmals zu hohem Ruf gelangten Dichter vor Jahren der Verleger einen Brief schreiben lassen, der sich fast buchstäblich mit der oben mitgeteilten Abfertigung des jungen Saar durch O. Wigand deckt. Nach alter Possenüberlieferung ist der greise Verleger in sein junges Mündel verliebt und nach nicht minder verbrauchtem Komödienrezept glüht dieselbe Pflegetochter für den aus der Residenz in die Provinzstadt gekommenen, nunmehr ebenso überschwenglich gefeierten, wie ehedem schnöde verhöhnten Poeten. Als Maschinist der Handlung besiegt der Dichter im Nu nicht nur für sich jeden Widerstand; er nötigt den Buchhändler auch seine Tochter nach den Wünschen des Poeten dessen Herzensfreund, einem Militär, zu geben; zur Erfüllung aller dieser Forderungen genügt immer die eine Drohung, der Welt sonst den flegelhaften, durch die seitherigen Erfolge des Dichters ausgiebig widerlegten Brief des Verlegers und damit den eitlen Firmenträger ungemessener Lächerlichkeit preiszugeben. Ein paar spaßhafte Käuze (ein Papierlieferant, der auf eigene Kosten Auflagen um Auflagen seiner Pfuschereien in die Welt schickt; ein mannstoller Blaustrumpf usw.), plumpe Verkleidungsszenen hätten den „Schönen Geistern“ möglicherweise die Gnade von Vorstadtkomikern eingebracht: im Lebenswerk Saars zählen sie nicht mit.

Seine höchste Kraft setzte er in denselben Tagen, in denen er diese mißlungene Schnurre zu Papier brachte, an sein „Deutsches Trauerspiel: Kaiser Heinrich IV.“ Die Freunde, denen er Einblick in die Handschrift gewährte, staunten über die Schöpfung, die weit über alles hinauswuchs, was sie dem künstlerischen Vermögen Saars zugetraut hätten. Milow gedenkt bewegt eines Sommerausfluges in die Steiermark nach Kapfenberg, 1863, auf den Saar das Manuskript seines

Heinrich IV. mitnahm: die beiden saßen hoch oben neben der Schloßruine unter den rauschenden Fichten und besprachen die Dichtung, die Milow entzückte.

Solche Zustimmung und Ermutigung tat dem Dichter not und wohl. Widerwärtigkeiten bedrängten ihn immer ärger. Wechselklagen und Pfändungen waren die Vorboten wiederholter Schuldhaft; „alte Schuldklagen" überschrieb Saar ein Aktenbündel, in dem er die trübseligen Urkunden jener gerichtlichen Heimsuchungen sammelte; im Juli 1864 schritt ein Wucherer um Arrestvornahme wegen eines Wechsels von 200 fl. ein; im Oktober wird dem inhaftierten Schuldner Saar ein zweimonatlicher Arrestausgang bei Tag und Nacht ohne Wachebegleitung bewilligt, weil der Gläubiger müde geworden, für den Schuldgefangenen täglich 50 Kreuzer Verköstigung zu bezahlen. Freigelassen fand der Dichter, dem Milow nach dem Maß seiner bescheidenen Mittel beistand, mehr als einmal erst recht nicht in der eigenen Tasche die paar Kreuzer, die für seine anspruchslose Mahlzeit (ein Gulasch und ein Stehkäse) nötig waren. Zum Zeitungshandwerk hatte Saar niemals die Schlagfertigkeit; zum Eintritt in eine höhere amtliche Tätigkeit, wie sie Grillparzer, Bauernfeld, Stifter des täglichen Brotes wegen pflegten, mangelte es dem verabschiedeten Leutnant am Nachweis regelrecht absolvierter Studien. Und wie wenig Entgegenkommen die reichsten angesehensten Verlagsbuchhandlungen seinem „Heinrich IV." entgegenbrachten, bezeugt die in seinem Nachlaß aufbehaltene Reihe von Ablehnungen, die höflicher im Ton, in der Sache genau das schroffe Nein wiederholten, das ein paar Jahre zuvor Wigand für seine Sonette gehabt hatte. Nachdem J. J. Weber, Brockhaus, Costenoble, Hoffmann und Campe fast demütig gehaltene Verlagsanträge des Manuskriptes von Heinrich IV. abgewiesen hatten, mußte es Saar als Glücksstern erscheinen, daß er in Stephan Milows Verleger einen Mann fand, der überhaupt mit sich verhandeln ließ. Ein

Verwandter der Braut Milows, v. Reichlin-Meldegg, war Professor in Heidelberg; dieser Mittelsmann hatte Milow auf dessen Frage einen Heidelberger Sortimenter genannt, der in bescheidenem Umfang auch als Verleger tätig war: Georg Weiß. Die erste Abteilung des Saarschen Dramas „Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel. Hildebrand" gefiel Weiß; nach längeren im Oktober 1864 begonnenen Verhandlungen wurde zwischen Dichter und Verleger am 3. Dezember 1864 ein Vertrag geschlossen, der bestimmte: „Herr F. v. Saar steuert zu den Herstellungskosten 100 fl. ö. W. bei, zahlbar bei Beginn des Druckes. Ferner garantiert er einen Absatz von 50 Exemplaren im Bekanntenkreise innerhalb dreier Monate nach Erscheinen des Buches. Herr F. v. Saar erhält ein Freiexemplar". Mehr als ein Jahr war durch die vorangehenden vergeblichen Umfragen verschleppt worden und bei der bedächtigen Art des kleinen Weißischen Verlages dauerte es noch eine hübsche Weile, bis im Mai der Hildebrand erscheinen konnte; die zweite Abteilung von Kaiser Heinrich IV: Heinrichs Tod, kam, durch den 1866er Krieg verzögert, länger als anderthalb Jahre später zur Ausgabe; nach Minors Urteil die bedeutendste unter den paar Dutzend Dramatisierungen des Heinrichs-Stoffes; zwei deutsche Historien, die verdienen würden, ihrem Schöpfer für alle Zeit und Zukunft Ohr und Herz seines Volkes zu gewinnen: beide geschaffen in seiner ärmlichen Dichterzelle in der Preßgasse.

Wochenlang blieb er in seine Arbeit eingesponnen — nach dem Zeugnis seiner Verwandten Pauline Pappenheim — unsichtbar; am Schreibtisch vor ihm saß hoheitsvoll und gravitätisch eine ungeheure graue alte Katze und sah ihm beim Schreiben zu, als das einzige lebende Wesen, das sein Zimmer zur Zeit intensiver Arbeit teilen durfte. Da lebte er Tage und Tage nur von einer Minestra, die er in einem Papinschen Topfe kochte als gelehriger Schüler

seiner italienischen Rekruten und Unteroffiziere: die Mischung von Fleisch, Grünzeug, Reis und Erdäpfeln mundete dem nicht Verwöhnten vortrefflich; die Besorgung der eigenen Küche rühmte er jederzeit als Meistergeheimnis jedes echten alten Soldaten; sie ersparte ihm, wenn er im Zuge war, auszugehen und erlaubte ihm, von der versperrten Tür alle Besucher (mit Ausnahme der Gerichtsvollzieher) durch die Aufschrift zu verscheuchen: „Arbeite, bin nicht zu sprechen“. In sauren Mühen sich selbst niemals genügend, besorgte er dort auch die Druckbogen des ersten Werkes, mit dem er sich an die deutsche Lesewelt wendete.

Im Mittelpunkt der ersten Abteilung „Hildebrand“ steht der Kampf Heinrichs IV. mit Papst Gregor VII. Im Mittelpunkt der zweiten Abteilung der Kampf des Kaisers Heinrich IV. mit seinem Sohn Heinrich V. Beidemale hat Saar die mächtige geschichtliche Überlieferung in den Hauptzügen treu festgehalten und zugleich in seinem ureignen Ton erneuert und vertieft; beidemal alle Hauptcharaktere selbständig ergründet und gedeutet nach altem guten, angesichts der Karolinger, Salier und Ottonen doppelt triftigen Dichterrecht: „Von den Taten der mittelalterlichen Kaiser läßt sich,“ nach einem Ausspruch Sybels, „höchstens sagen, meine Ansicht ist, daß sich die Sache so und so verhalten hat, aber zu behaupten, das ist so gewesen, das ist eine Unverschämtheit.“ Der Gewährsmann, von dem sich Saar zu den Quellen der Lebens- und Leidensgeschichte seines Helden führen ließ, war der Rankeschüler Hartwig Floto mit seinem 1855 erschienenen Werk: „Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter“. Das anregende Buch, das fleißige Forschung mit eigentümlicher Auffassung, eigensinniger und eigenwilliger Streitlust gegen Gregors Gedanken und Persönlichkeit in scharf protestantischer Gesinnung verbindet, gefiel Saar dermaßen, daß er Floto den Hildebrand mit der Bitte sandte, ihm die zweite Abteilung, „Heinrichs Tod“ widmen zu dürfen;

Floto nahm die in Aussicht gestellte Zuneigung an, mäkelte zugleich aber schulmeisterlich am ganzen Werk und tadelte zumal unwesentliche Abweichungen von der Chronologie nach einem kritischen Maßstab, an dem so ziemlich alle historischen Stücke der Weltliteratur zu Schanden werden müßten. Saar blieb dem wegwerfenden, unverständigen Urteil Flotos die verdiente Antwort nicht schuldig (s. Beilage B.): der Leser oder Zuschauer hat doch (so fertigte er Flotos Glosse ab, Gräfin Mathilde könne sich in Heinrich nicht verliebt haben, weil sie — vier Jahre älter war) nicht die gestempelten Taufscheine des Kaisers und der Gräfin in der Tasche? In Wirklichkeit war Saar mit seltener Ehrfurcht vor dem verbürgten Sachverhalt dem Verlauf der Ereignisse gefolgt; ebensowenig hat er an den wesentlichen Zügen des Kaisers, des Papstes, der Kaiserin Mutter, der Kaiserin und des Kaisersohnes, an den meisten anderen großen und kleinen Trägern der Vorgänge, wie sie die Chronisten der Zeit schildern, zu ändern gehabt und gesucht; sein Verdienst ist der Formensinn, mit der er — nach seinem eigenen Wort wie in einem Balladenzyklus — die Stoffmassen bändigte und gliederte, und vor allem die Kraft des Gemütes, mit der er Kaiser Heinrich IV., der äußerlich den großen Rechnern, Gregor VII. und Heinrich V., unterliegt, nicht nur innerlich vor der Nachwelt, sondern in dem Bewußtsein dieser überlegenen Gegenspieler triumphieren läßt als den echteren, edleren Liebling aller Gerechten. Der Büßer von Canossa siegt im Gewissen Hildebrands über den Papst, der den Fürsten im Schloßhof barfuß und frierend vor aller Welt gedemütigt vergeblich um Ablaß flehen läßt; der durch Gleißnerei überlistete, vom Thron gestoßene, den Mordbuben des Sohnes nur durch einen mitleidigen Tod entrissene Heinrich IV. erschüttert im Sarge liegend durch die große Lehre seines Lebens Heinrich V., den bis dahin jeder irdischen Regung unnahbaren Meister aller Tücke und Verstellung. Diese Gegensätze der Naturen

auszuschöpfen, ist das Geheimnis der Dichtung; mag Heinrich IV. im Investiturstreit so wenig Recht behalten, wie im Kampf um die Krone, sein Herz, sein Menschenwert macht ihn zum Herrn über seine Widersacher.

Im „Hildebrand“ stößt geistliche und weltliche Macht zusammen in zwei grundverschiedenen Wesen: der geschichtlichen Überlieferung treu steht der majestätischen Erscheinung des feurigen ungestümen von Frauengunst verwöhnten Kaisers der kleine häßliche seine plebejische Herkunft nicht verleugnende Gregor VII. gegenüber. Und nicht nur um die Vormacht Roms hadert der Papst mit dem weltlichen Herrn der Christenheit; so klug und kühn Saars Gregor VII. die Ansprüche der Kirche begründet und durchsetzt, der stärkste Antrieb seines Lebens ist Neid auf den Nebenbuhler, dem in denselben Tagen, da Hildebrand als Kleriker am Rhein weilte, der verstohlene Kuß der Gräfin Mathilde zugedacht war. Nicht bloß strenge Kritiker des Saarschen Heinrich, auch eine so berufene geschichtskundige Lobrednerin des „prächtigen Stückes“, wie Louise v. François, hat sich an dieser „sentimentalen Schlußszene“ gestoßen. Und doch benutzte Saar in diesem Motiv nur eine Behauptung der Zeitgenossen: auf dem Wormser Konzil bezichtigten die Bischöfe den Mönch Hildebrand: „endlich hätte er mit einem schweren Ärgernis die ganze Kirche beleidigt, indem er nämlich mit der Frau eines andern“ — Mathilde war mit dem Herzog von Nieder-Lothringen vermählt gewesen — „vertraulicher lebte als gerade nötig war. Überhaupt klagte man allenthalben, daß die Entscheidungen und Dekrete des apostolischen Stuhles von Frauen ausgingen, und daß jene Frauensenate die ganze Kirche regierten.“ Einsichtig und edelsinnig verschmäht Saar nicht nur die verleumderischen Anwürfe zeitgenössischer und späterer Ankläger Gregors; er macht ihn ebensowenig zu einem Teufel im Purpur, wie Shakespeare seinen Kardinal Winchester oder Ibsen den un-

gefähr gleichzeitig mit Saars Gregor geschaffenen, von der Natur noch schlimmer als Hildebrand mißhandelten Bischof Nikolaus in den Kronprätendenten. Saars Gregor steht seinem geschichtlichen Ruhm; in seinem Tun und Denken ist solche Größe, daß ihn Minor mit gutem Grund eine der bedeutendsten Imperatorengestalten nennen durfte. Diese Größe verträgt sich sehr wohl mit individuellsten Zügen, die ihm Saar beilegte; seine an Schopenhauer anklingende, an Gräfin Mathilde gerichtete Zornrede war und ist der Weisheit letzter Schluß unzähliger, schnöder Weltlust abgekehrter Beichtiger:

> Der höchste Drang des Lebens wünscht sich stets,
> Wenn er sich nicht erfüllen kann, das Grab.
> Zu üppig kreist in deinen Adern noch
> Der heiße Saft der Sünde, Weib, das Blut
> Und dein geschwellter Leib, er straft dich Lügen.
> Wohl sinkst du im Gebet vors Kruzifix
> Und doch was gilt's? Du hängst den Spiegel drüber
> Um drin zu schaun, wie dir die Stellung läßt.

Maßlose Stand- und Scheltreden, wie sie Floto gegen den Zölibat als Ursprung unsäglicher Verderbnis wiederholt vorbringt, finden sich nirgends in Hildebrand: das Abschiedswort des Sterbenden an Mathilde rührt allerdings nicht allein an seine tiefsten, unheilbaren Wunden:

> In meines Geistes Fesseln schlug ich dich
> Und schleppte dich den einsam stillen Weg
> Der Selbstertötung still mit mir hinan.
> So warst du mein! So hab ich dich besessen.
> Armsel'ger Trost! Ich hör' es, wie du weinst
> Im Innern still um ein verlornes Leben;
> Ich weiß es, daß du ihn noch immer liebst,
> Dem deiner Lippe heißer Kuß gegolten,
> Den ich gehaßt, weil ihm verschwenderisch
> Verliehen ward, was mir versagt geblieben.

Dem ich der Menschheit Herzen aufgeschlossen,
Als ich ihn niederwarf zu meinen Füßen;
Dem ich nur wachsen mußte als ein Maß
Des Siegerruhmes, der ihn jetzt umstrahlt!
Was hab ich denn für mich erreicht? Nichts! Nichts!
Als unbeweint und ungeliebt zu sterben.

Mit dem Herzmenschen wird der Hirnmensch auf die Dauer niemals fertig: der stählerne Heinrich V., ein verhärteter eiskalter Bösewicht, dem Richard III. und Macchiavelli nichts Neues zu lehren hätten, antwortet der Schwester, die ihm an der Bahre Heinrichs IV. als Vatermörder flucht, mit ähnlichem Gedankengang:

Tu's immerhin! Ich wappne
Mit Flüchen mich, wie andre sich mit Segen.
Törichtes Weib! Du meinst, der größte Schmerz
Der Erde sei ein früher Witwenschleier,
Ein Tränenkrampf bei eines Vaters Sarg?
Geh, geh — gebier dein Kind und säug es auf!
Und wenn du's küssest, denk an den, der einsam
Und losgelöst von allem Menschlichen
Mit starrer Brust ein finstres Sein erfüllt.

Vergebens haben Gregor und Heinrich V. über alles menschliche Herkommen sich hinausgesetzt: Beide klagen zuletzt über ein verlorenes Leben. Ihr Weh sitzt tiefer, als die wildesten Leidenschaftsausbrüche Heinrichs IV., im Schloßhof von Canossa, bei der Thronentsagung in Ingelheim: zwei Szenen, denen unter den neueren dramatischen Historiendichtern Deutsch-Österreichs kaum einer Ebenbürtiges und nur Grillparzer Überlegenes zu zeigen vermöchte. Und dieser Hauptcharaktere würdig sind andere mit wenigen Meisterstrichen sicher festgehaltene Gestalten: obenan die fromme in Askese sich verzehrende Mutter Agnes, Robert Guiskard und der ewig grinsende Böhmenherzog Borivoi. Die welthistorischen Staatsaktionen verdunkeln nicht stille, fein ausgemalte Familien-

stücke, wie das späte Sichfinden Heinrichs IV. mit seiner lang zurückgesetzten Gattin oder selbständige, die geschichtliche Überlieferung sinnreich fortführende Volksszenen, wie der Aufruhr der von übermütigen Junkern in ihren Liebeshändeln gekränkten Mainzer Bürger. Fast überall kräftiger Pulsschlag der Handlung; fast durchweg markige, Zartes und Wildes sicher meisternde Sprache, die einen erfreulichen Fortschritt gegen die bisweilen kraftlosen Jamben des Borromäers offenbart.

Nichts begreiflicher, als daß die Dichtung von neidlosen Wiener Dramatikern (Halm, Mosenthal, Saars früherem soldatischen Kameraden Weilen) ebenso warm willkommen geheißen wurde, wie von dem Kritiker des Amtsblattes, dem Professor der Ästhetik an der Universität Robert Zimmermann. Über Nacht war Saar, der überdies zu Weihnachten 1865 seine erste Novelle Innocens hatte erscheinen lassen, ein vielgesuchter Mann. Gastliche hohe Beamte, Baron Wehli und Hr. v. Schmidt-Zabierow, zogen den Dichter in ihr Haus. Die Gemahlin des Astronomen v. Littrow ließ es sich nicht nehmen, Saar bei Grillparzer einzuführen; über seine zwei in das Jahr 1867 fallenden Besuche beim Patriarchen erzählte Saar auf eine briefliche Frage Dr. Moritz Neckers Genaueres: „Beidemale dauerte meine Anwesenheit nicht sehr lange; denn Grillparzer fühlte sich damals schon körperlich sehr schwach und sein stumpfes Gehör erschwerte die Unterhaltung, welche sich begreiflicherweise hauptsächlich um seine Schöpfungen drehte. Als ich aussprach, daß ich für meine Person die „Sappho“ und den „Ottokar“ am meisten bewundere, erwiderte er mit seinem charakteristischen Kopfnicken: „Nun ja, nun ja, aber mir ist und bleibt doch die Ahnfrau das liebste meiner Stücke“. Über meinen Heinrich sagte er beim Abschied: „Ihre Tragödie ist ein Meisterwerk“, und als ich, wie natürlich, mit einer ausdrucksvollen Gebärde

bescheidenen Einwand erhob, sagte er echt grillparzerisch: „Nun ja, nun ja! das ist zuviel — aber, aber“ — damit entließ er mich mit einem herzlichen Händedruck. Das fand bei der ersten Begegnung statt; der zweiten wurde sehr bald durch das Erscheinen der Frau Wolter ein Ende gemacht, die sich damals wie ich glaube zum erstenmal dem Dichter vorstellte“. „Zu Joseph Weilen äußerte sich Grillparzer in einem Gespräch über geschichtliche Dramen: ‚Es ist so eine Sache mit den historischen Dramen. Bei Saar ist's gerade so: wo er historisch sein soll, wird er poetisch und wo er poetisch sein soll, wird er historisch.‘ Sind das nicht goldne Worte? Und wie echt Grillparzer!“ Der Humor, mit dem Saar des Grillparzerschen Epigramms gleich nach dessen Lobspruch gedenkt, ist das beste Zeugnis für die Wärme, mit der der Altmeister den Neuling begrüßt hatte.

Man sollte meinen, daß ein aufstrebender Dramatiker, der mit seiner ersten der Öffentlichkeit vorgelegten Schöpfung, einer Doppeltragödie, solche Zustimmung der Kenner gefunden, auch von den Bühnenleitern nach Gebühr hätte bewillkommnet werden müssen. Allein nicht nur dem Stoffe, auch dem Schicksale nach wurde (und blieb) Kaiser Heinrich IV. ein deutsches Trauerspiel. Bis zur Stunde hat kein Theater auch nur den Versuch gemacht, ein Werk aufzuführen, das, von seinem Kunstwert abgesehen, berufenen Schauspielern bedeutende Aufgaben stellen würde. In katholischen Ländern wurde Kaiser Heinrich IV. der Papstgestalt wegen nicht auf die Bretter zugelassen. Erstaunlicher blieb, daß sich auch in protestantischen Ländern nicht einmal während des Kulturkampfes, in dem nach Louise v. François „Canossa Schiboleth geworden“ war, weder eine Hof- noch eine Privatbühne zu einer Darstellung der Heinrich-Tragödie veranlaßt sah. Vergebens setzte sich Fürstin Marie zu Hohenlohe, die edle Freundin Hebbels, beim Großherzog von Weimar für die Aufführung der von ihr ungemein hoch-

gehaltenen Dichtung ein; umsonst nahm sich Franz Liszt 1873 vor, „die Aufführung der bedeutenden Tragödie in Weimar persönlich weiter anzuregen"; allein obwohl der Meister in eindringlichen Briefen dem Großherzog noch drei Jahre später diese Ehrenpflicht angelegentlich ans Herz legte, wurden die Heinriche auch in Weimar nicht gespielt; vergeblich bezeichneten die von anderen Hoftheaterintendanten eingeholten Gutachten erfahrener Bühnenmenschen und Dramaturgen Saars Kaiser Heinrich IV. als ungewöhnliches, jeder Förderung durch Darsteller und Regisseure würdigstes Theaterstück: gerade weil Kaiser Wilhelm I. Protestant war, glaubten seine Theaterintendanten der katholischen Bevölkerung gegenüber besonderes Zartgefühl durch die Nichtaufführung des „Hildebrand" bezeigen zu sollen. Später hemmten die starken Erfolge der 30 Jahre nach Saars Dichtung veröffentlichten Dramen Wildenbruchs „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" den Einzug der Saarschen Doppeltragödie in die Schauspielhäuser. Eine Bearbeitung des Burgtheaterdirektors Max Burckhard, der die 10 Akte beider Abteilungen des dramatischen Gedichtes mit vollständiger Ausschaltung der Gestalt Hildebrands und der Canossaszene in 5 Aufzüge zusammendrängte, blieb im Archiv dieser Hofbühne liegen, und die Anregung, zum mindesten Heinrich V. mit der starken Charaktergestalt des Kronenräubers und der überwältigenden Thronentsagung Heinrich IV. zu geben, von Dingelstedt bis auf Schlenther unbeachtet.

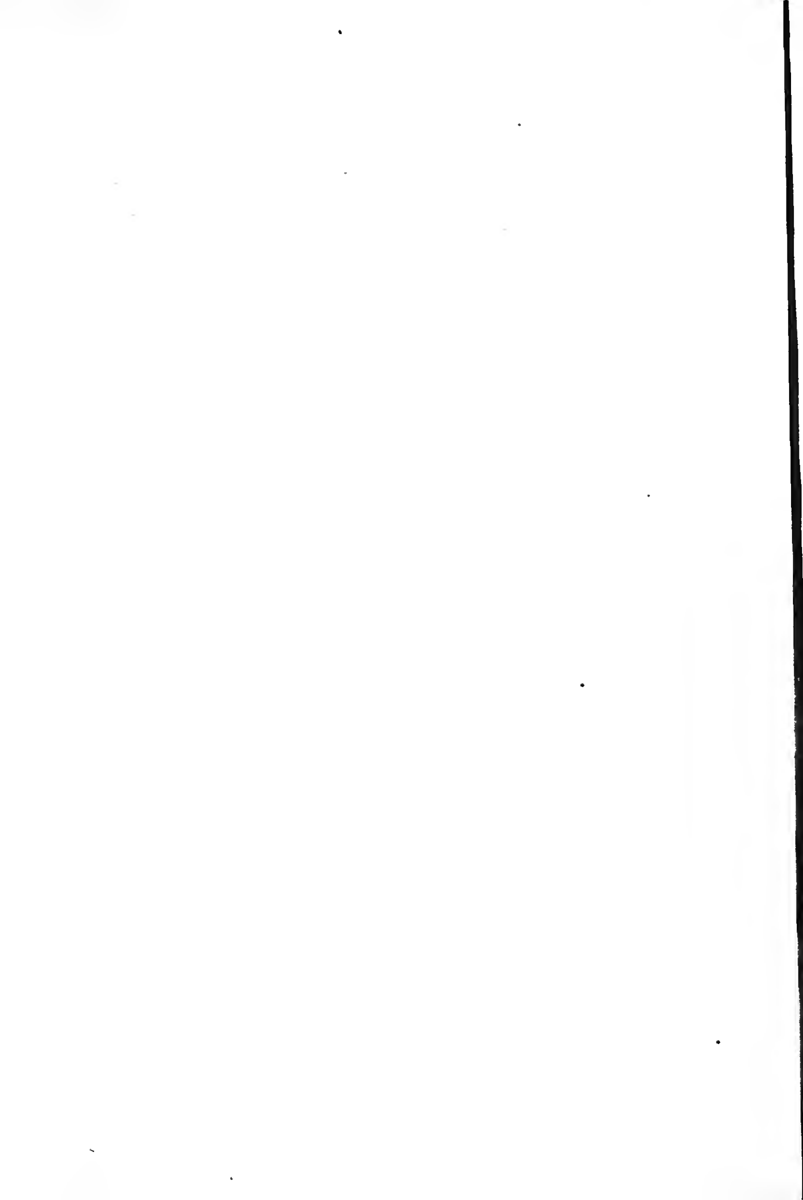
Derselbe Dichter, der als Dramatiker den Vorkämpfer schrankenloser Priesterherrschaft zu seinem Helden gewählt hatte, erzählte in seiner ersten Novelle „Innocens" von einem milden Landgeistlichen, der auf der Wyschehrader Zitadelle wie auf einer weltfernen Friedensinsel nur der selbstlose Tröster und Helfer seiner Gemeinde sein will. Beidemal schuf Saar aus der Zeit- und Volksstimmung heraus: selbst sein irenischer Sinn kehrte sich in jenen Jahren der

Konkordatskämpfe gegen die Unterwerfung des Staates durch die Kirche, und sein in Schopenhauers Schule dem Dogma entwachsenes freies Denken beugte sich bewundernd vor dem Musterbild des josephinischen Priesters, der die Sehnsucht nach Familienglück, die erste und einzige reine Liebesregung überwunden und in seinem engen Pflichtenkreise nicht versäumt, edle Musik zu pflegen, der Natur als Physiker ihre Geheimnisse abzufragen. Als Offizier, der den Wachtdienst hat, wird der Erzähler mit dem Pater zufällig bekannt, allmählich befreundet, vor dem Abmarsch auf den italienischen Kriegsschauplatz so vertraut, daß ihm Innocens den philosophischen Roman seines Lebens erzählt: edel in der Gesinnung, prunklos und wahr in jedem Wort, ein Tugendhafter, ein Weiser, ein Heiliger ohne Heiligenschein. Sein Schicksal bleibt so unvergessen, wie seine unausgesprochenen Sittenlehren herzlicher Verträglichkeit, wortloser Opferfreudigkeit, aus inniger Selbst- und Welterkenntnis fließender Entsagung. Innocens ist ein Ausnahmspriester wie sein Zuhörer ein Ausnahmsoffizier: der eine wie der andere sind in der von Saar gleich in diesem ersten Probestück des Novellisten mit fertiger Meisterschaft geübten Technik der Ichform in höchstpersönlicher Bestimmtheit porträtiert. In allen Ortsschilderungen meldet sich wie in der Charakteristik der Pflegebefohlenen von Innocens die Saar mit seinen Vettern gemeinsame Familienbegabung des Landschafters und Bildnismalers.

Mit den sparsamsten und sichersten Umrißlinien hält Saar jeden Winkel der Wyschehrader Zitadelle, den Blick auf die Flußlandschaft, die Fliederlaube des Priesters, sein Pfarrhaus fest, und jedes dieser mit scharfem Wirklichkeitssinn geschauten Bilder ist in aller Gegenständlichkeit durchsättigt von lyrischer höchst persönlicher Empfindung. Die eine und die andere Wendung in der Liebesgeschichte von Innocens und zumal in der Kontrastgeschichte des eine Weile beneide-



Melanie von Saar
geb. Lederer



ten, jählings durch den Tod der Braut in Verzweiflung gestürzten Weltkindes mag zu rührsam sein: die Hauptgestalten umfließt bei jeder neuen Betrachtung neuer unverwelklicher Reiz. Saar hat als Novellist nach dem Innocens so manche, durch andere Vorzüge nicht minder liebenswerte Werke vollendet: übertroffen hat er diesen Erstling kein zweitesmal. Mit dem ersten Schritt auf das Gebiet der Erzählung eroberte er den Heimatboden, auf dem seine gesegnetesten Saaten, die Novellen aus Österreich, gedeihen sollten.

Als die ersten schlanken grau kartonnierten Bändchen des „Innocens“ in der Dichterklause der Preßgasse anlangten, faßte Saar sich ein Herz und sandte die Novelle und den Hildebrand mit bescheidenen Worten und Weihnachtswünschen an den Mann, der nicht nur in jenen Tagen als einer der berufensten Kunstrichter galt. Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

Zürich, 1. Januar 1866.

Verehrter Herr!

Vorderhand kann ich Ihnen genügender über Ihren Innocens als über Ihr Drama schreiben. Ich habe ihn mit reinem Genusse gelesen — das Bild einer rein sittlichen Wendung in einem Menschengemüte mit dem einfachsten, doch wohlgefügten und konzentrierten Novellenapparat, ein Idyll geistiger Art, darin alles auf stille, tiefe Charakterwandlung zielt, so durchsichtig und edel in der Darstellungsform, wie es des einfach idealen Inhalts würdig ist. Ich vermisse nichts, als an irgendeiner Stelle ein kurzes Wort, worin Innocens versicherte, daß er den Cölibat eigentlich für eine unvernünftige Einrichtung halte und auf eine vorschnelle Frage des Offiziers, warum er demnach nicht aus seinem Stande trete, die einfache Antwort gäbe: weil ich, wie die Sachen liegen, nur unter diesen Bedingungen wirken kann. Es ist dies sichtbar Ihre Meinung, aber es fehlt, scheint mir, noch ein „Drucker“, der sie gegen naheliegendes Mißverständnis solcher, die eben keine guten Augen haben, in ganzes Licht setzte.

Heinrich IV. habe ich in errafften Nachtstunden leider nicht

mit der nötigen Sammlung und Ruhe gelesen; ich kann nur um Ihre Nachsicht bitten, wenn ich ohne nähere Begründung sage: Ihr Streben geht ganz auf der Linie, auf die wir nach meiner Überzeugung gewiesen sind: hoher Stil mit mehr Individualisierung, wärmerer Naturwahrheit verschmolzen, als Goethe und Schiller in ihren letzten dramatischen Werken den Idealzügen zuwogen, auf der Linie, auf der Heinrich von Kleist ging, den leider der innere Wurm nicht zur Reife gelangen ließ. Sie scheuen gründlich die allgemeine Redensart, auch die Sprache ist konkret, geht auf gefülltes Leben. Ihr Hildebrand ist ein mächtiges Charakterbild, ob er aber würdig stirbt, bezweifle ich; er wußte sich als starkes Werkzeug eines Prinzips, das für die Zeit sein Recht hatte, sein letztes Wort sollte auf dieser Höhe gehen, woneben der wilde Ausbruch unbefriedigter Natur wohl stehen bleiben könnte. Einige Szenen sind dramatisch wirkungsvoll, namentlich die Gipfelszene in Canossa. Was den Kaiser betrifft, so bin ich nicht recht mit mir im reinen. Die Geschichte ist mir nicht mehr hinreichend präsent, um zu beurteilen, wie sich Ihre dichterische Umbildung zum Stoffe verhält und ob aus diesem Charakter, der, wie ich mich zu erinnern meine, nie ein rechter Charakter wurde, ein Bild gewonnen werden kann, in welchem das weltliche Prinzip mit der geforderten Mächtigkeit dem so stark vertretenen geistlichen gegenübertritt. Ich habe noch einen allgemeinen Skrupel. Die Hierarchie ist heute noch nicht besiegt. Wir haben noch keinen festen Standort gewonnen, um auf jene Kämpfe als wirklich vergangen zurückzusehen. Dies scheint mir fast gegen die Wahl dieses, übrigens teilweise so dramatischen Stoffes zu sprechen. Das Gefühl des Unabgeschlossenen im Zuschauer läßt den Schluß nicht recht zur Wirkung gelangen. Doch ich weiß, dagegen läßt sich manches sagen. — Nicht alle Partien in Ihrem Drama erscheinen mir gleich frisch, in einigen schlägt der Puls, so will es mir vorkommen, schwächer. In Ihrer Ader fließt das richtige Blut: ob stark genug und in gleichmäßig ausgiebigem Strome, wage ich nicht zu entscheiden. Aufrichtigen Dank für Ihr ehrendes Zutrauen! Ihren freundlichen Glückwunsch erwidere ich mit den besten Wünschen für Ihr Streben und erwünschten Erfolg. Mit vollkommener Hochachtung

Ihr ergebener

Fr. Vischer.

Das klang mit allen Vorbehalten doch ganz anders, als das pedantische Nörgeln des Historikers Floto, der übrigens bald nach seinem Mißgriff Ablaß bei Saar suchte und fand. Vischers aufmunternder Zuruf stärkte den Dichter, als er die letzte Hand an „Heinrichs Tod“ legte. Nach dem Abschluß dieser Tragödie sollte aber Jahre und jahrelang in rätselhafter Weise Saars Dichterkraft versiegen, und wie Vischer wußte der Poet selbst geraume Zeit keine Antwort auf die Schicksalsfrage, ob das richtige Blut in seiner Ader stark genug und in ausgiebigem Strome fließe.

III. Böse Jahre. — Villa Wertheimstein und Schloß Blansko. — Marianne.

Guten Mutes ging der Dichter an eine neue Tragödie „Thassilo“; der Stoff hatte ihn schon früh beschäftigt und in den Zeitereignissen, im Zusammenstoß Österreichs und Preußens, sah er nur in anderer Form den alten Gegensatz der Mächte des Beharrens mit dem rücksichtslos nach der Hegemonie drängenden Neuerer. Im ersten Anlauf meinte er das Drama längstens in ein, zwei Jahren fertigzubringen; eine verhängnisvolle Selbsttäuschung: das 1866 begonnene Werk kam erst 1886 zum Abschluß. Welche Kämpfe, Schicksale, Heimsuchungen zwischen Anfang und Ende des „Thassilo“ liegen würden, ahnte Saar nicht, als er sich ans Werk machte; es war ihm eine gute Vorbedeutung, daß ihm „zur ungestörten Fortsetzung seiner poetischen Arbeiten“ der Staatsminister aus den budgetmäßigen Künstlerstipendien von 25000 fl. für die Dauer eines Jahres 600 fl. als Ehrengabe bewilligte. Die frohe Botschaft überraschte den Poeten, als er wieder einmal mit dem Schuldturm zu schaffen gehabt hatte; noch größer war eine zweite Überraschung: die offizielle Verlautbarung seines Künstlerstipendiums veranlaßte

einen Gläubiger, auf die Ehrengabe, noch bevor sie dem Dichter ausbezahlt wurde, bei der Staatskasse Beschlag zu legen. Der Rekurs des Dichters blieb fruchtlos; das Gericht sprach das Stipendium den mit rechtskräftigen Zahlungsaufträgen bewaffneten Exekutionswerbern zu. Der Poet nahm den Spruch gelassen hin; bedürfnislos ließ er seinem Humor freien Lauf. „Mama", so rief er im Verwandtenkreise, „heut machen wir uns einen gemütlichen Abend. Du gehst und kaufst uns ein Nachtmahl, also," fuhr er wienerisch parodistisch fort, „Harung, a Butter, und die Lenore kocht uns Erdäpfel, da werden wir wie die Götter tafeln". Mutter Saar holte sehr umständlich ihre große Tasche hervor und kehrte wenigstens dreimal bei der Tür um mit den Gewissensfragen, wieviel Heringe und Weckerln sie bringen solle? Nach diesem schwelgerischen Mahl, dem ungezählte Tassen Tee folgten, gab Saar die weitere Losung aus: „Also, Kinder, jetzt machen wir ein kleines Macao". Die nicht mehr ganz tadellosen Karten wurden gebracht, Saar hielt die Bank, in der nie mehr als 10—12 Kreuzer waren; bei jedem Blatt gustierte er, als ob Tausende auf dem Spiel ständen, überschrie sich, wenn ein Schlager kam und war urvergnügt. Bei schönem Wetter fiel er andremale mit dem lärmenden Mahnruf ins Haus: „Kinder, heut gehn wir in die Brigittenau". Sofort erfolgte der Aufbruch. Nach Saars Weisung wurde „Brot", „Kas", „Salami" eingepackt; groß und klein schritt gehörig aus und nach stundenlangem Marsch in menschenleeren Auen und Wäldern schmeckte der bescheidene Mundvorrat herrlich. Sorglos wie ein Kind sang und lachte und scherzte Saar unterwegs, auf der Rast und auf dem wiederum mit Schustersrappen besorgten Heimweg. Er wußte wohl, warum er sich seiner Freiheit so besonders freute; Gerichtsvollzieher und Häscher wichen geringfügiger Beträge wegen nicht von seinen Fersen, und um die Jahreswende 1866/67 ließ ihn ein harter Geldgeber abermals hinter

Schloß und Riegel setzen. Auch diese dritte Schuldhaft endete in herkömmlicher Weise damit, daß der Gläubiger müde wurde, für den säumigen Schuldner Alimente zu bezahlen. Mit der Entlassung aus dem Schuldenarreste hörte aber die Hetze der Wechselklagen, pfandweisen Beschreibungen und Exekutionsandrohungen noch lange nicht auf. Nichts begreiflicher, als daß sich der Dichter sehnte, den Frühling ungestört durch solche Widerwärtigkeiten in ländlicher Abgeschiedenheit zu verbringen. Stromauf fuhr er nach Linz; weitere zwölf Stunden ließ er sich im Postwagen und Hauderer durchschütteln, um in den Böhmerwald zu seinem „ältesten und besten Freunde, Major Heilinger," zu gelangen. Von den neuen Eindrücken gab er Milow und Karl von Thaler (der seinen „Innocens" in der Neuen Freien Presse warmherzig gewürdigt und Saar bei der folgenden persönlichen Bekanntschaft auch als Menschen aufrichtig lieb gewonnen hatte) Nachricht: „zum Druck nach meinem Tode" so bekennt Saar bald nachher Friedrich Marx, einem Offizier, der sich ihm als Dichter und Kritiker näherte, „sind die Briefe, die ich mit vollem Herzen aber schwacher Feder an meine hoffentlich nachsichtigen Freunde richte, nicht gemacht." Kunstreiche Episteln waren in der Tat dazumal wie späterhin niemals seine Sache. Die Krumauer Briefe Saars an Milow sind aber überhaupt von demselben Naturgefühl, das den Landschaftsbildern seiner Novellen ihren unvergleichlichen Reiz gibt. „Denke Dir einen unendlich weiten ziemlich ausgeflachten Talkessel, welcher, von der etwas dunkel schimmernden Moldau durchschlängelt, sanft zu den äußersten Grenzbergen ansteigt, durch deren Einsattlungen hin und wieder ganz zauberhafte Fernsichten auf duftumflossene weit hintereinander gelagerte riesige Gebirgskuppen wie auf ein versteinertes Meer erschlossen werden. Das Eigentümliche und wahrhaft Überraschende dieses Anblickes besteht darin, daß man kaum ein paar Schritte von

einen Gläubiger, auf die Ehrengabe, noch bevor sie dem Dichter ausbezahlt wurde, bei der Staatskasse Beschlag zu legen. Der Rekurs des Dichters blieb fruchtlos; das Gericht sprach das Stipendium den mit rechtskräftigen Zahlungsaufträgen bewaffneten Exekutionswerbern zu. Der Poet nahm den Spruch gelassen hin; bedürfnislos ließ er seinem Humor freien Lauf. „Mama", so rief er im Verwandtenkreise, „heut machen wir uns einen gemütlichen Abend. Du gehst und kaufst uns ein Nachtmahl, also," fuhr er wienerisch parodistisch fort, „Harung, a Butter, und die Lenore kocht uns Erdäpfel, da werden wir wie die Götter tafeln". Mutter Saar holte sehr umständlich ihre große Tasche hervor und kehrte wenigstens dreimal bei der Tür um mit den Gewissensfragen, wieviel Heringe und Weckerln sie bringen solle? Nach diesem schwelgerischen Mahl, dem ungezählte Tassen Tee folgten, gab Saar die weitere Losung aus: „Also, Kinder, jetzt machen wir ein kleines Macao". Die nicht mehr ganz tadellosen Karten wurden gebracht, Saar hielt die Bank, in der nie mehr als 10—12 Kreuzer waren; bei jedem Blatt gustierte er, als ob Tausende auf dem Spiel ständen, überschrie sich, wenn ein Schlager kam und war urvergnügt. Bei schönem Wetter fiel er andremale mit dem lärmenden Mahnruf ins Haus: „Kinder, heut gehn wir in die Brigittenau". Sofort erfolgte der Aufbruch. Nach Saars Weisung wurde „Brot", „Kas", „Salami" eingepackt; groß und klein schritt gehörig aus und nach stundenlangem Marsch in menschenleeren Auen und Wäldern schmeckte der bescheidene Mundvorrat herrlich. Sorglos wie ein Kind sang und lachte und scherzte Saar unterwegs, auf der Rast und auf dem wiederum mit Schusterrappen besorgten Heimweg. Er wußte wohl, warum er sich seiner Freiheit so besonders freute; Gerichtsvollzieher und Häscher wichen geringfügiger Beträge wegen nicht von seinen Fersen, und um die Jahreswende 1866/67 ließ ihn ein harter Geldgeber abermals hinter

Schloß und Riegel setzen. Auch diese dritte Schuldhaft endete in herkömmlicher Weise damit, daß der Gläubiger müde wurde, für den säumigen Schuldner Alimente zu bezahlen. Mit der Entlassung aus dem Schuldenarreste hörte aber die Hetze der Wechselklagen, pfandweisen Beschreibungen und Exekutionsandrohungen noch lange nicht auf. Nichts begreiflicher, als daß sich der Dichter sehnte, den Frühling ungestört durch solche Widerwärtigkeiten in ländlicher Abgeschiedenheit zu verbringen. Stromauf fuhr er nach Linz; weitere zwölf Stunden ließ er sich im Postwagen und Hauderer durchschütteln, um in den Böhmerwald zu seinem „ältesten und besten Freunde, Major Heilinger," zu gelangen. Von den neuen Eindrücken gab er Milow und Karl von Thaler (der seinen „Innocens" in der Neuen Freien Presse warmherzig gewürdigt und Saar bei der folgenden persönlichen Bekanntschaft auch als Menschen aufrichtig lieb gewonnen hatte) Nachricht: „zum Druck nach meinem Tode" so bekennt Saar bald nachher Friedrich Marx, einem Offizier, der sich ihm als Dichter und Kritiker näherte, „sind die Briefe, die ich mit vollem Herzen aber schwacher Feder an meine hoffentlich nachsichtigen Freunde richte, nicht gemacht." Kunstreiche Episteln waren in der Tat dazumal wie späterhin niemals seine Sache. Die Krumauer Briefe Saars an Milow sind aber überhaucht von demselben Naturgefühl, das den Landschaftsbildern seiner Novellen ihren unvergleichlichen Reiz gibt. „Denke Dir einen unendlich weiten ziemlich ausgeflachten Talkessel, welcher, von der etwas dunkel schimmernden Moldau durchschlängelt, sanft zu den äußersten Grenzbergen ansteigt, durch deren Einsattlungen hin und wieder ganz zauberhafte Fernsichten auf duftumflossene weit hintereinander gelagerte riesige Gebirgskuppen wie auf ein versteinertes Meer erschlossen werden. Das Eigentümliche und wahrhaft Überraschende dieses Anblickes besteht darin, daß man kaum ein paar Schritte von

der Stadt, deren nördliche Hälfte mit dem Terrain aufsteigend gebaut ist, urplötzlich die ganze Gegend wie von der Vogelperspektive aus gesehen, vor sich hat; ein Genuß, den man anderswo, z. B. in Steiermark, durch stundenlanges Bergsteigen mühsam erkaufen muß. Einen noch ganz besonderen Reiz verleihen die ausgedehnten Birkenwaldungen. Ich hatte diese Elfen unter den Bäumen bisher immer nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen beisammen gesehen. Hier aber überziehen sie mit ihrem zarten gelbgrünen Laube und ihren blinkenden Stämmen weithin die Hügel, bilden die Vegetation auf den Auen der Moldau, wie auf jenen der Donau die Rüstern, und werden nur hie und da durch mächtige Striche dunkler Föhrenwaldungen verdrängt.

Inmitten einer dieser einsamen traumhaft schattigen Forstparzellen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, liegt auf einer ziemlich ausgedehnten Lichtung ein stiller Landhof, welcher nur von dem Milchschaffner des Krumauer Prälaten, dem hier Grund und Boden gehört, bewohnt ist. Nahebei steht ein kleines Forsthaus, wo ein Waldhüter samt Weib und Kind seine ruhigen Tage lebt und nebenbei für erquickungsbedürftige Jäger und Holzknechte eine Art von Gastwirtschaft unterhält. Ich wollte mir an diesem reizenden abgeschiedenen Orte auf einen Monat ein Zimmer nehmen, konnte aber keines bekommen und muß mich daher begnügen, allmorgendlich, wenn nur das Wetter nicht zu schlecht ist, hinauszuwandern, um den Tag über im Walde verleben zu können. Frühstück und ein schlichtes Mittagessen werden mir die guten Leute beschaffen, bei einbrechenden Ungewittern find' ich Schutz in ihrem Zimmer, welches zugleich Gaststube ist und abends geht's dann wieder nach der Stadt zurück. Mein Thassilo soll dabei gedeihen, hoff' ich, wenngleich die Tochter des Waldhüters, welche die Hebe macht, wirklich ein ganz hübsches Mädchen ist und in ihrer reinlichen Tracht, und mit dem schwarzen Kopftuche, aus

welchem reiche, lichtbraune Haare sich hervordrängen, reizend genug aussieht. Sie hat einen Teint, wie ihn Guido Reni zu malen pflegte, und ihr blasser feingeschnittener Mund und ihr stilles nußbraunes Auge wollten mir von einer tief sanften, verschwiegenen Sinnlichkeit verraten haben. Dabei hat sie wohlgeformte Füße und Hände; die Finger sind gar zierlich zugespitzt, wenngleich etwas von der Arbeit hergenommen. Wie doch der Mensch ist! Ich fühlte mein Herz aufzittern, als ich sie beim Weggehen vertraulich schmeichelnd am Kinn faßte und sie, stumm willfährig, tieferrötend, ihr Haupt fest auf meine Schulter legte, so daß ich ihren Atem spürte. Mir erschien eine gute Weile danach die Natur, in die ich wieder hinausgeschritten war, ganz farb- und leblos und ich fand in meinem Innern einen tiefen Widerspruch der Worte Goethes vor: Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald allein. Fürchte indessen nicht, daß ich durch das Mädchen im Schaffen behindert werden könnte. Zum unglücklichen Liebhaber bin ich schon lange verdorben; und könnte ich ein glücklicher werden — so ginge alles doppelt und dreifach gut."

Im Grünen, beim Forstwart, sollte Thassilo nicht gedeihen; leicht beweglich gab Saar das Vorhaben, sich beim Waldhüter einzumieten, einem phantastischeren Quartier zulieb auf. Etwa drei Wegstunden von Krumau liegt der 1000' hohe Schröckinger, auf dem Gipfel dieses Berges stand ein mittelalterlicher Wartturm, der eine überraschende Rundsicht vom Böhmerwald bis zu den Tauern eröffnet; zum Wächter dieses Turmes zog Saar in der Zuversicht, vom Weib des Torwarts notdürftig verpflegt, auf diesem Bergsitz seinen Thassilo zu vollenden. Nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal irrte Saar, wie in der Wahl seiner Wohnung, in der Erwartung auf rasches Fortschreiten seiner Tragödie. Vom Gipfel des Schröckinger wurde der Poet gleich in der ersten Woche durch entsetzliche Kälte hinuntergetrieben; bald

nachher, anfangs August, brach während eines Schützenfestes eine Feuersbrunst über Krumau herein. Dem Tod durch Erfrieren und Verbrennen zur Not entronnen, stand Saar, wie er in einem Brief an Thaler scherzte, „wenn er bei der (nächsten) Verleihung der Staatsstipendien durchfallen sollte, ein gelinder Hungertod bevor. O deutscher Dichter!" Genügsam, wie jederzeit, schlug er sich mit 60—70 Kreuzern, höchstens 1 Gulden täglich durch; die Kost in Krumau mundete dem Nichtverwöhnten so wenig, daß er nach altem Soldatenbrauch seine kärgliche Mahlzeit selbst zubereitete. Trotz alledem ist er solange vergnügt, als er, unbehelligt „von Gläubigern und der literarischen Genossenschaft", hofft, den Thassilo zu fördern und die Heinriche gründlich umzuarbeiten. Schon im September klagt er aber, daß es mit dem Thassilo so wenig weitergeht, wie ohne Vergleich Kleist mit dem Guiscard: mißmutig sieht er nach einem andern Stoff aus; von der Karolingerzeit will er sich in die Tage der Tripelallianz retten, das Brüderpaar der de Witt zu Helden einer in Prosa geschriebenen Staatsaktion wählen. Allein der neue Plan geht so wenig vorwärts, wie der alte, und Wien, wohin Saar im Spätherbst zurückkehrt, wird ihm bald ebenso verleidet wie Krumau.

Die alten Kameraden Milow und Weilen hießen ihn aufrichtig willkommen, und unter den neuen Freunden, die seine Kunst ihm gewonnen, hielten einige, unbeirrt durch das langjährige Stocken seines Schaffens treulich bei ihm aus, allen voran Karl von Thaler, Robert von Zimmermann, Hans Hopfen, Julie von Ladenburg und eine damals noch wenig gekannte und genannte hochadelige Dame: Marie Freiin von Ebner-Eschenbach. 33 Jahre später, zum 70. Geburtstage der Meisterin, hat Saar von seinem ersten Zusammentreffen mit Marie Ebner erzählt; Professor Zimmermann führte ihn an einem Frühlingsabend beim Genieoffizier Baron Ebner ein und die Hausfrau machte dem Gast gleich bei dieser Begegnung den

Eindruck einer außerordentlichen Natur. Die Folge hat sein Urteil beständig bekräftigt und vertieft; Marie Ebner hat, gleich ihren Freundinnen Betty Paoli, Baronin Josephine Knorr und Ida von Fleischl-Marxow, Saars künstlerische Entwicklung mit Kennerblick begleitet; bis an sein Ende blieb sie ihm das Urbild eines wahrhaft adeligen Wesens, als Erzählerin zumal der „Freiherrn von Gemperlein“ ein nie genug zu bewundernder Liebling, in schweren Tagen eine Tröſterin und Helferin, der selbst unter Saars neidenswerten weiblichen Schutzgeistern nur wenige gleichkommen sollten.

Anders verlief ein kurzer Gedankenaustausch Saars mit Robert Hamerling; der kränkliche Dichter des damals Auflagen um Auflagen erlebenden „Ahasverus in Rom“ hatte sich brieflich und mündlich zu Dritten mit heller Begeisterung über die Heinrich-Tragödien ausgesprochen; ein überströmendes Dankschreiben Saars schien Hamerling zurückhaltender aufzunehmen, als Saar das erwartet hatte; verstimmt durch die vermeintliche Kränkung deutete Saar Hamerlings Haltung mißverständlich als Hoffart, so daß er noch Jahrzehnte später seinem Unmut in dem Gedicht „Einem Zeitgenossen“ Luft machte; kurz vor seinem Tod hat er sich allerdings eines Besseren über Hamerlings Gesinnungen belehren lassen (s. Beilage C). Den Anstoß zum Briefwechsel beider Poeten gab Ada Christen „das unergründliche Weib mit dem unergründlichen Talent“, wie Saar sie damals, seine „geniale Freundin“, wie er sie noch in den neunziger Jahren nannte. Dieser Dichterin der „Lieder einer Verlorenen“ hatte Hamerling sein Urteil über die Heinrich-Tragödien geschrieben und ihr war es Herzensfreude, diesen Lobspruch ihrem Jugendfreunde mitzuteilen, dem sie, wie keinem Zweiten, zu dauerndem Dank sich verpflichtet fühlte, denn Saar war ihr in einer geradezu verzweifelten Lage Wegweiser und Retter geworden, wie sie das selbst 1880 ausgesprochen hat:

„Aus meinem Lebenskreise ist alles ausgeschieden, was mich an die Zeit gemahnt, wo Du mich kennen lerntest, ein halbes unglückseliges Kind war ich damals, und als wir uns später wiederfanden, ein ringendes armseliges Geschöpf — und dann später eine hartgeprüfte, innerlich gequälte und vereinsamte Frau. Zu endtorheiten, Jugendschwärmereien, Jugendträume wurden die Geißeln meiner späteren Tage, unbelehrt und haltlos fiel ich von einem Irrtum in den andern und doch war der Zug zu allem Großen und Schönen in mir. Was aus mir geworden wäre, ich weiß es nicht — aber ich meine jemand, der sich so aus der Tiefe aufschwingen konnte, mußte in unermeßliche Tiefen fallen können. — — Aus dieser Wirrnis führte mich Dein rettender Gedanke, Deine Erkenntnis des Gottesfunkens in mir, Dein echter Künstlersinn und Deine Menschenliebe — Du Guter, Du Bester — — Als meinem Geiste, meinem Talente, meiner Strebekraft eine Richtung gegeben war, da wurden selbst die unedlen Eigenschaften zu treibenden Motiven, der heiße Drang, Ehre, Name, Stellung zu erringen, der Wunsch, vor dem Manne, den ich liebte, nicht in der ganzen durch gar nichts ausgeglichenen Unwürdigkeit dazustehen, das eigene vollsprudelnde nach Freiwerdung ringende Talent dazu und es wurde aus mir, was ich heute bin." „Gutbezahlte Arbeit gab mir Selbstvertrauen und Mut, sieh zu, was meine Ausdauer aus dem jungen Kavallerieoffizier gemacht hat, der sich wohl frischweg totgeschossen hätte, wenn ich nicht sein Haus so zusammengehalten hätte, daß er daheim Erholung, Ruhe und den besten Kameraden fand, den er finden konnte. Heute ist er ein Mensch, der einen neuen Industriezweig in Österreich gepflanzt, ein reicher Mann, ein genannter Großindustrieller, die gewiegtesten Geschäftsleute haben Respekt vor seiner Fachkenntnis, Tätigkeit und Arbeitskraft — ohne mich wäre er dies nicht geworden — das konnte aber nur die Ada Christen zuwege bringen und die Ada Christen ist Dein Geschöpf."

Zeile um Zeile, Blatt um Blatt der „Lieder einer Verlorenen" hat Saar mit der Anfängerin durchgearbeitet; wohlberaten beherzigte sie (was sie späterhin zu ihrem Schaden nicht mehr tat) seine strengen Ausstellungen und sicheren Winke; für das abgeschlossene Manuskript der völlig Unbekannten, die sich Ada Carla nennen wollte, wählte Saar

das Pseudonym Ada Christen und suchte mit besserem Gelingen, als für die eigenen Erstlinge, einen Verlag, Hoffmann & Campe. Als endlich die „Lieder einer Verlorenen“ in die Welt gingen, sorgte wiederum Saar bei seinen Freunden, Dichtern und Kritikern, wirksam dafür, daß diese „lyrischen Schreie“ nicht ungehört blieben.

Indessen seinem Schützling solcherart Glück und Ruhm zufielen, kostete Saar die ärgsten Bitternisse aus, die einem Künstler überkommen können; jahrelang geriet er mit jedem neuen Entwurf auf ein totes Geleise, so daß er an seinem Dichterberuf zweifeln und irre werden mußte. Die Qual jener furchtbaren Zeit der Unfruchtbarkeit hat er in dem wie aus innerm Grauen geschaffenen Sonett „Böse Jahre“ und in der Novelle „Tambi“ geschildert: „Ich wandelte und lag doch auf der Bahre“ heißt es in dem Gedicht und unverhüllter noch als aus diesem dumpfen Wehruf vernimmt man aus der Beichte des verkommenen Literaten Bacher, dem nur ein Wurf gelungen, was Saar in den Marterjahren dieses Scheinlebens gelitten, wie nah er in seiner Verzweiflung dem Selbstmord gewesen:

„Da drinnen“ er schlug sich mit der Hand vor die Stirn, „da drinnen lebte und webte es. Eine Fülle von Gestalten drängte sich in mir — aber wie ich sie fassen, wie ich sie von mir loslösen wollte, zerflossen sie — um mir wieder als daseinfordernde Schatten zu nahen. Und als ich endlich meine Unmacht erkennend und auf hohen Ruhm verzichtend mich von ihnen ab und den gewöhnlichsten ausgetretensten Pfaden der Literatur zuwandte, versagte ich auch dort.“ „Wie ist das möglich, so fragte ich mich in öden, stumpfsinnigen Tagen, in schlaflosen, qualdurchtobten Nächten. Wie ist das möglich! stöhnte ich verzweifelt, wenn ich in mein erstes gedrucktes Werk hineinsah, während das aufgelegte Blatt Papier leer blieb und die Tinte im Schreibzeug vertrocknete. Und doch war es so. Vielleicht liegt der Grund

in einer erschlafften Faser des Gehirns oder in einer widerstrebenden Blutwelle. Aber da stehen wir im Dunklen und da wird man schuldig — schuldig in den Augen der Welt, wird verachtet, wird verspottet, und die Schmerzen, die solch ein Unglücklicher durchzukämpfen hat — die Nacht des Wahnsinns, die vor ihm aufzusteigen beginnt, ahnt kein Mensch! O, was habe ich gelitten!"

Daß in diesen Bekenntnissen eigenstes Erleben laut wird, wäre (auch wenn Saar das nicht ausdrücklich in einem Brief an Fürstin Marie Hohenlohe bezeugt hätte) nicht leicht zu verkennen; der Ton, den der Dichter Jahre um Jahre, nachdem die Hemmung in seinem Schaffen überwunden war, anschlug, klingt begreiflicherweise bei alledem wesentlich gedämpfter, als die Ausbrüche seines unablässig wachsenden Unmutes in den Zeiten der Tatenlosigkeit. Bald nach der Rückkehr aus Krumau verstimmt ihn ein Kneipabend am Stammtisch befreundeter Künstler so grimmig, daß er in einer schlaflosen Nacht den Entschluß faßt, bis zur Beendigung des Thassilo sich wieder in seine frühere Vereinsamung zurückzuziehen. „Für mich ist's ein großes Unglück, daß ich meine Arbeit nicht fertig brachte; das seh' ich mit jedem Tage deutlicher." Allein Ruhe und Abschließung beschwören die Krisis nicht. Ein Asyl, das ihm Baronin Knorr bietet — er soll beim Pfarrer von Stiebar wohnen und bei der Schloßfrau seine Mahlzeiten einnehmen — flößt ihm „Besorgnisse wegen der damit verbundenen geselligen Pflichten und der Nähe lärmender Schmieden ein." „Es ist mir zumute," so schreibt er Milow, „wie einem Erstickenden; ich bin vollgepfropft von dramatischer Kraft und kann sie — es wäre lächerlich, wenn's nicht so traurig wäre — nicht von mir geben." Um nicht ganz zu verzweifeln, will er sich wieder an Thassilo machen. „Wenn es mit dem geht, fühl' ich, daß ich auch die Novelle fertig bringe."

Zum erstenmal hören wir hier 1868 von der „Marianne",

die noch volle vier Jahre braucht, bis der Dichter diese zweitgeborene Novelle in die Welt schickt. Gedrückt und gepeinigt wagt er nicht an kommendes Glück zu glauben. „Die Wurzel meines Mißgeschickes liegt doch nur in mir selbst, es hat einen Haken in meinem Talent: das langsame schwerfällige Produzieren und ich weiß nicht, ob ich nicht daran werde zugrunde gehen. Hätte ich nur noch ein Stück machen können, hätt' ich gesiegt gegen eine Welt. Aber dieser Sieg wäre zu groß, zu schön gewesen! Vielleicht muß ich mein ganzes künftiges Leben nur dazu verwenden, um einen zehnjährigen Wahn zu sühnen." Immer angstvoller werden seine Lamentationen. „Eine furchtbare Niedergeschlagenheit und Verzweiflung erfüllte mich seit drei Wochen," so schreibt er im April 1870, „ich kann meine de Witt nicht machen. Ich bin hin, lieber Bruder, und wenn es mir nicht gelingt, für diesen Stoff eine richtige Komposition zu finden, wozu ich noch eine schwache Hoffnung in den letzten Tagen gefaßt, so bin ich zu den Verlorenen zu zählen. Neue Pläne, neue Entwürfe sind unter solchen Verhältnissen nicht zu fassen, um so weniger als ich mir selbst nicht mehr traue und mir vorkomme, wie einer, der sich selbst, ohne es zu merken, zum Narren hält. Weilen hat mich einmal einen Menschen genannt, der selbst der Held einer Tragödie sein will: vielleicht hat er recht. Wie gesagt. Ich hänge an einem Haar. Zu einem neuen Leben ist es zu spät. Zum Überfluß bin ich auch krank und meine Mutter ist in der letzten Zeit sehr leidend, so daß ich von den schwärzesten Befürchtungen gefoltert werde."

Wenn Saar dazumal nicht zugrunde ging, gebührt Milow ein Hauptverdienst. Er tröstete den von so manchen falschen Freunden und lauen Gönnern achselzuckend Bemitleideten, Gescholtenen und Verlassenen nicht nur; er griff hilfreich ein nach dem Maß seiner bescheidenen Mittel, und seine Schwiegermutter, Baronin Reichlin-Meldegg, geborene Gräfin Wimpffen, der Saar die erste Auflage des Innocens widmete,

erwirkte ihm 1865 vom Fürsterzbischof Grafen Attems in Seckau eine kleine Ehrengabe. Denn auch um die Finanzen Saars war es wenn möglich noch übler, als vorher bestellt. 1865 und 1866 wurden ihm als Verlängerung des Staatsstipendiums je 500, 1868 nur noch 300 Gulden bewilligt; in den folgenden Jahren, da Saar sich mit keinem neuen Werk legitimieren konnte, war er zu zaghaft und zu zartfühlend, um eine neue Gabe aus Staatsmitteln einzuschreiten. Die damals noch in ihren Anfängen stehende Schiller-Stiftung bewilligte ihm ein paarmal siebzig Gulden: sein einziger fester Bezug war seit dem Jahre 1868 eine Rente von jährlich 315 Gulden aus einer Saarschen Familien-Stiftung. Hält man neben diese geringen unsichern Einnahmen Saars aus der Leutnantszeit stammende, durch Wucherzinsen immer weiter anschwellende Schuldenlast, dann begreift man nicht, wie der arme Poet in diesen Jahren sich überhaupt durchschlug. Sein Quartier in der Preßgasse gab er 1869 auf: „ich hatte Verdrießlichkeiten aller Art (schrieb er Mitte März 1869 an F. Marx), namentlich wurde ich in meiner Wohnung durch lärmende Nachbarschaft", und wohl noch grausamer durch Notare mit Wechselprotesten und ihrem Gefolge, „arg bedroht. Auch bin ich ein wahres Opfer meiner vielen Bekannten, komme keine Nacht vor 2—3 Uhr nach Hause und bin tags darauf voll Schlaf und Mißmut. Dem allen rasch ein Ende zu machen, hab ich mir eine freundliche Wohnung in Döbling genommen mit der Aussicht aufs Kahlengebirge, da soll mir das Herz aufgehen."

Im „Exzellenzherrn" beschrieb er genau das Haus, Allergasse Nr. 13, in dem er sich eingemietet: „zwei Stockwerke hoch, in einer langen mit Bäumen bepflanzten Gasse aufragend, hielt es die Mitte zwischen Villa und Zinsbaute und blickte dabei mit seinen Fenstern auf ein wahres Wipfelmeer von Gärten, auf die weitgedehnte Stadt, auf die grünen Auen der Donau — bis in das goldene Marchfeld hinein."

Beim ersten Schritt vor die Tür seines Hauses sah er das (in den „Wiener Elegien“ besungene) taubenumflatterte Dach der Döblinger Kirche; bei jedem Wetter schlenderte Saar Morgen für Morgen durch Gassen und Seitengäßchen, in denen dazumal noch, wie es in einer Novelle heißt, „Villen mit niederen Hütten und hölzernen Scheunen abwechselten“; in jeder Beleuchtung sah er das im Schlußkapitel der „Marianne“ zauberhaft in Mondlichtglanz getauchte Grinzinger Weingelände; die tiefgreifenden Wandlungen, die das 1869 noch lange nicht zu Wien eingemeindete Döbling in der Folgezeit durchmachte, werden in der „Geschichte eines Wienerkindes“ treulich verfolgt; in Döbling spielt das „Requiem der Liebe“, in der Silbergasse zeigt man heute noch das Haus des „Burggrafen“; „Die Hochzeit des Herrn Ständl“ hat die unter Arthaber gebauten Garten- und Palmenhäuser des Wertheimsteinparkes zum Schauplatz, und in der allerletzten Novelle Saars „Die Pfründner“ führt Saar über die Türkenschanze zum neuen auf freier Höhe gelegenen Döblinger Gottesacker, auf dem er, der letztwillig bat, von einem Ehrengrab auf dem Zentralfriedhofe für ihn abzusehen, seinem testamentarischen Wunsche gemäß bestattet wurde. In den 37 Jahren, die zwischen seiner Niederlassung in Döbling bis zu seinem Tode liegen, ist Saar oft zu langen, langen Aufenthalten in die Steiermark und nach Mähren fortgezogen; ununterbrochen hat er eigentlich nur in seiner letzten Lebenszeit in dem Vorort gewohnt, in dem Beethoven die Eroica und Theodor Körner manche Dichtung vollendete. Gleichwohl wurde er wie ein Wahrzeichen von Döbling angesehen; Kinder und Mägde grüßten ihn als Honoratioren; die Ortsansässigen freuten sich, so oft er ihre Tafelrunde beim „Hirschen“, im „Nußwaldl“ oder „Zögernitz“ aufsuchte; befreundete Dichter und Literaten, Schneegans, Speidel, in späteren Zeiten auch Kalbeck fanden sich mit ihm in Preyers weinberühmtem „Stüble“ zum Abend-

trunk zusammen; in der Familie seines treuen vortrefflichen Arztes Dr. Siegmund Pollak war er ein stets willkommener Gast; nirgends aber wurde Saar als „Herzog von Döbling“ freudiger begrüßt, fürsorglicher aufgenommen, als in dem von ihm so getauften „Goldenen Haus“, in der Villa Wertheimstein.

Im Krankenzimmer des als Feuilleton-Redakteur der Neuen Freien Presse nach Wien berufenen Dichters Moritz Hartmann hatte Saar 1870 dessen Döblinger Nachbarin Josephine von Wertheimstein getroffen. Wer sie gekannt und geliebt hat (so schrieb ich in einem Nachruf), sollte niemals wieder ganz unglücklich werden, denn nur ein Wesen von solcher Vortrefflichkeit vermag uns arme Menschenkinder mit den Wirren und Widersprüchen der Weltordnung einigermaßen zu versöhnen. Eine Brünnerin, die Tochter eines angesehenen Kaufherrn, die Schwester der Großindustriellen Max und Julius von Gomperz und des Hellenisten Theodor Gomperz, war Josephine in den vierziger Jahren als Gattin des Prokuristen von Rothschild nach Wien gekommen; strahlende Schönheit und Herzensschönheit, eine dem Kühlsten sich mitteilende Wärme des Gemütes, geistige Regsamkeit, echte Begeisterungsfähigkeit für alles Große in Kunst und Leben hatten Josephine schon in ihrem Wiener Heim, dem Deutschen Haus in der Singerstraße, zum Mittelpunkt eines Kreises gemacht, der legendarisch in der Geschichte der Wiener Gesellschaft fortlebt: Grillparzer und Schwind, Bauernfeld und Rahl, Joseph Unger und Anton Rubinstein, Dessauer und Moritz Hartmann, Schmerling und (in seinen liberalen Anfängen) Alexander Bach zählten zu den Stammgästen des Kreises, in dem jeder willkommen war, der solchen Segens reiner Weiblichkeit würdig war, denn vor dem milden Blick dieser guten Menschenkennerin bestand kein unverdienter Ruhm. Der Lärm der Welt, der Glanz großer Namen hielt hier nicht vor. Der

Wert einer Persönlichkeit wurzelte nach ihrer Empfindung im Gemüt, sie beurteilte jeden nach seinem Charakter. Von der häßlichen Namensjagd, die in so manchem andern Salon der Hochfinanz getrieben wird, war in der Umgebung dieser seltenen Frau nichts zu merken. So hoch sie wahre Überlegenheit schätzte, so schwärmerischer Begeisterung sie fähig war für den ringenden wie für den sieghaften Genius, von so beschämender Anspruchslosigkeit sie gegen den unscheinbarsten ihrer Gäste war, in ihrer Würde hat sich diese fürstliche Frau niemals das Geringste vergeben. Es war eine Auszeichnung für jedermann, der ihren Umgang genießen durfte und in diesem Sinne haben Prinzessin Reuß, Fürstin Salm und Gräfin Dönhoff-Bülow wie Gleich zu Gleich mit ihr verkehrt. Wo immer sie erschien, als Patientin des böhmischen Naturdoktors Pich in Horschitzka, im Pariser Freundeskreise von Prosper Mérimée oder im Zillingsdorfer Asyl für verwahrloste Kinder, überall bezwang sie aller Herzen durch den Adel ihrer Haltung und Gesinnung, une reine poétique de la société viennoise, wie Saint-René-Taillandier sie nannte. Genoß sie also, Dank ihren wundervollen Naturgaben, schon als Mädchen und junge Frau die Achtung und den Anteil der Besten, so wuchs dieses Mitgefühl ungemessen, als ein tragisches Schicksal sie berührte. 1866 verlor sie innerhalb weniger Tage ihren einzigen Sohn, einen begabten Bildhauer, durch Scharlach. Ein Schlag, der dieses reiche Mutterherz zermalmte. Josephine verfiel in eine schwere Gemütskrankheit; über drei Jahre verweigerte sie die Aufnahme jeder Nahrung und nur der Aufopferung ihrer Mutter, einer Siebzigerin, war es im Verein mit der Kunst der Psychiater zu danken, daß Josephine am Leben blieb und sich allmählich erholte. Als sie nach solchen Leiden und Prüfungen anfangs nur in engerem, später in weiterem Gesellschaftskreise sich zeigte, war sie so gut und schön, wie ehedem: nur gereifter und weiser als zuvor, womöglich noch

empfänglicher für jedes fremde Mißgeschick, hilfreich und fürsorglich für alle wirklich Bedürftigen, die zärtlichste Mutter ihrer ebenbürtigen Tochter Franzi, ein leuchtender Spiegel aller Frauentugend. In diesen erregten Zeiten ihrer Rekonvaleszenz begegnete sie Saar zum erstenmal: das blasse Gesicht abgemagert, das Auge wie von innerer Glut durchleuchtet, der Geist geschäftig, den Wundererscheinungen der Kriegszeiten des Jahres Siebzig zu folgen. An einem Herbstabend las sie nahen Bekannten ein paar Gelegenheitsgedichte vor; das Phänomen eines dazumal über Wien rasch aufziehenden und schwindenden Nordlichtscheins war sinnreich mit dem märchenhaften Aufsteigen und Versinken des dritten Napoleon in Beziehung gebracht. Sonst behielt sie ihre sparsamen dichterischen Regungen für sich; nur Saar, der ihr bei Hartmann freundlichen Eindruck gemacht und durch seine Erstlinge lieb geworden war, fragte sie gelegentlich um willig gewährten Rat und freimütig gefälltes Urteil. Ihre Dichtungen, gering an Zahl, waren kein müßiges Spiel zur Unterhaltung des Witzes und Verstandes, sie brachen unaufhaltsam aus dem tiefsten Gemütsquell hervor. Mancher Gefühlserguß der außerordentlichen Frau, wie die schweren Erinnerungen an ihre Krankenzeit „In der Nacht“, sucht seinesgleichen:

Wenn ich gar oft in finstrer Nacht
Nach einem schweren Traum erwacht,
In Schreck und Angst gebadet;

Das Nachtlicht zuckt im Winkel dort
Und Schatten jagen fort und fort
Gespenstig durch das Zimmer.

Mit stieren Augen schau ich drein
Mein Herz klopft laut in Angst und Pein
Dort stehn ja die Gestalten.

Die eine lange hebt die Hand
Die andre tastet an der Wand
Die dritte wälzt sich auf der Erde.

Ich kann die Züge nicht recht sehen
Da sie so ganz im Schatten stehen . . .
Da schleichen sie zu meinem Bette.

Ich werf mich jählings hin zur Wand,
Bedeck' die Augen mit der Hand,
Ich mag das Gräßliche nicht sehen.

Da hör' ich's vorsichtig sich nahn!
Und leise knisternd tritt's heran
Und lehnt sich schwer auf meine Kissen.

Ich fühl' den heißen Atem wehen
Mir über Hals und Arme gehen,
Mein Blut rauscht durch die Adern.

„Sie haben fürchterlich geschrien"
So spricht die Krankenwärterin —
Ich atme auf — sie stand an meinem Bette.

Ein andermal schildert sie mit erstaunlicher Anschaulichkeit das Umsichschlagen eines zur Schlachtbank geschleiften Stiers, höchsten Erbarmens voll mit dem Leiden der gequälten Kreatur.

„Oho! Halloh! Oho!" so beginnt dieses „Stück aus meinen Jugenderlebnissen". Tobendes Volk stürmt heran und ganz voran der wilde Ochs, der Held des Tages. „Die starken Hörner sticht er in die Erde, daß Staub aufwirbelt und Kot und Steine, und rasend schlägt er in die Höhe. Die Augen blitzen Wut, die breiten grauen Lenden decket Schweiß und Blut, das niedertropft zur Erde. Dann steht er still und brüllet auf zum Himmel in Angst und Weh, in Schmerz und Wut und totenstill wird es umher, mir klopft das Herz vor Mitgefühl. Hoch aufgerichtet steht er da, sein rasches Atmen hebt die Rippen, dumpfes Schnauben seine Nüstern. Auf dem breiten harten Maule steht der Schaum und fällt in Flocken weiß hernieder. Ist das derselbe teilnamslose stumpfe Ochse, der den Kopf gesenkt zur Erde mit den andern seiner Herde langsam geht, durch tiefen Staub, der da folgt dem Stab des Knaben, den

ein kleiner Köter lenkt, der geduldig und ergeben seinen Kopf zur Schlachtbank trägt? Da, ein Pfiff, ein wildes Schrein. Und eine Meute wilder Hunde stürzt sich wütend auf das Tier. Der spitze Zahn schlägt tief ins Fleisch und an der Wunde hängen Hunde, langgestreckt den Würmern gleich, die Blut und Eiter saugen und grause Henker hinterher, die Metzger mit den nackten Armen, mit der blutbefleckten Schürze, mit dem hellgeschliffnen Messer, mit der stumpfen Mördermiene und sie schwingen schwere Knittel und sie peitschen, daß es knallt und sie werfen lange Schlingen, dicke Stricke nach dem Tier und hinten nach die rohe Menge. Das arme Tier brüllt laut und springt empor und donnert an das nächste Tor, das krachend splittert, daß das Haus erzittert und wendet sich. Verzweifelt rennt es weiter und die gelben zottigen Hunde hängen wieder sich an Fuß und Bauch und an die Ohren, an die Schnauze, an die Zunge, die heraushängt lang und heiß und dünn, und die Hunde zerren wieder und die Stricke reißen tief, bis die gewaltigen Glieder niederbrechen in den Staub.

Die Hörner mit Stricken umwunden
Die Glieder zusammengebunden
Gepeitscht und geschunden
Voll blutender Wunden
So wird er geschleift
Zum Schlachthaus getragen
Und dort erschlagen.
Du jubelst, o Volk
Es freut dich der Sieg
Will's dich nicht mahnen
Ans eigne Geschick?
Überkommt dich kein Ahnen
Kein Hellseherblick — ?

Immer wieder strebt sie zuletzt aus dem Dunkel zum Licht; sinnig malt sie ihr Gartenzimmer im ersten Sonnenstrahl:

Mein Hündchen liegt schlafend
Im Bett neben mir,
Mein Passero jubelt
Sein Sängerbrevier.

Hellauf jauchzt sie, wenn sie eine gleichgestimmte Seele findet:

Verständnis.

Es sind des Herzens Fühlefäden,
Die taub doch hören, blind doch sehen,
Die alles sagen und doch nicht reden
Von Herz zu Herzen blitzschnell gehen.

Wie oft ein leises stummes Nicken,
Ein feines Lächeln um den Mund,
Ein schnell verstandnes rasches Blicken,
Dir offenbart des Herzens Grund.

Aus solchem Blicke lacht ein Himmel,
Ein Meer von Seligkeit ersteht,
Wenn in dem schalen Weltgewimmel
Urplötzlich dich ein Herz versteht.

Gleich beim ersten Zusammentreffen zeigte Saar solches „Verständnis“ für die grenzenlose Güte Josephine von Wertheimsteins. Ehrerbietig folgte er ihrer Ladung. In eine Märchenwelt meinte er zu treten, als sie ihn in dem berühmten Gewächshaus ihres Parkes empfing. Der Hausherr und die Haustochter nahmen ihn mit gleichem Wohlwollen auf. Seine absichtslos geäußerte Vorliebe für Blumen gab den Damen willkommnen Anlaß, ihm wiederholt Prachtstücke des Gartens in seine nahe kahle Dichterklause zu senden. Die altbewährte Gastlichkeit der Villa Wertheimstein wurde auch diesem neuesten Bekannten ein Labsal. Mit den Künstlern, die Josephinens Lieblinge waren, Bauernfeld und Lenbach, verstand er sich so leicht und gut, wie mit dem großen Rechtslehrer und Staatsmann Joseph Unger; ihren Brüdern und Schwestern war er von Anfang ein lieber, im Laufe der Jahre immer freundschaftlicher sich anschließender Ehrengast. Die Stunde, in der er zum erstenmal über die Schwelle der Villa Wertheimstein trat, schlug ihm für sein ganzes kommendes Leben zum Segen aus. Wie viel Trost, An-

regung, werktätige Hilfe alle guten Geister des „goldenen Hauses“ ihm mit der Zeit gewähren würden, ahnte Saar am wenigsten in den ersten Monaten seines Verkehres mit Josephine von Wertheimstein.

Seine Not war, da er keinen Heller verdiente, immer ärger geworden. Eine kleine Erbschaft hatte den Literaten Eduard Mautner veranlaßt, eine Stelle an der Hofbibliothek aufzugeben: ermutigt durch die Fürsprache von Friedrich Halm und Minister F. N. Berger bemühte sich Saar um dessen Nachfolge:

„Wenn ich eine Stelle in der k. k. Hofbibliothek erhalten könnte“ schrieb er in seinem Gesuch vom 13. Mai 1870, „so würde ich dies als das größte Glück betrachten, das mir zuteil werden kann. Denn nicht allein, daß mir sodann volle Gelegenheit geboten wäre, meine Kenntnisse zu erweitern und abzurunden, es würde auch meine Existenz gesichert sein und ich könnte mich, unbekümmert um literarischen Erwerb, in meinen Mußestunden mit ganzer Seele den reinsten und höchsten Zielen der Kunst zuwenden. — Was meine Befähigung zum Dienste eines Hilfsarbeiters betrifft, so hoffe ich den Anforderungen im ganzen genommen wohl entsprechen zu können. Die französische und italienische Sprache ist mir ziemlich geläufig, in der lateinischen und griechischen finde ich mich zurecht, und was mir an eigentlicher Bildung gebricht, werde ich, da es mir an einem gewissen Überblick nicht mangelt, durch Eifer und Aufmerksamkeit zu ersetzen suchen.“

Ende Juli 1870 erhielt Saar den abweislichen Bescheid des damaligen Direktors der Hofbibliothek Hofrat Birk. „Mit meiner Stelle kam es wie vorausgesehen,“ schrieb er an Moritz Hartmann. „Man hat mir zwei ‚gelehrte‘ Mitbewerber vorgezogen. Soll mir noch jemand mit einer Anstellung kommen. Jetzt fühl’ ich’s wieder so recht, daß ich in der Kunst wurzle und ich will, wenn’s sein muß, mit

zufriedenem Herzen an ihr zugrunde gehen. Wenn man schon an die vierzig Jahre mitläuft, macht man sich über den Rest weniger Sorgen." „Auch jetzt haben mich die Götter gesegnet" heißt es in demselben Brief, „und ich suchte die Gastfreundschaft meines alten Kameraden in „Schwert und Feder", Milow, der sich Ihnen auf das allerschönste empfiehlt, mit Ehren zu nützen. Meine Novelle hab' ich fast bezwungen und zwei Tragödien gären mir im Hirn. Selbst der Krieg mit seinen dräuenden Schrecken vermag mich nicht aus der Stimmung zu bringen; ich halte mir die Sache absichtlich fern, so lang es angeht."

Wiederum hat Milow dem Freunde sich hilfreich erwiesen. Krankheitshalber schied er (als Hauptmann) aus der Armee und ließ sich mit seiner trefflichen Frau und frischen Kindern auf einem kleinen Anwesen in der Steiermark, Ehrenhausen an der Mur, nieder. Neben dem von Milow bewohnten Häuschen befand sich „das Stöckel", eine Baulichkeit, die Saar eingeräumt wurde. „Ich habe mich", so meldet er Weilen Ende Juni 1870, „hier schon ziemlich eingelebt, und da ich für mich ganz allein ein kleines Häuschen bewohne, also ganz ungestört bin, so hoff' ich in diesen zwei Monaten etwas zustande bringen." „Ich bin wirklich neugierig, ob ich noch die Freude erleben werde, eine fertige Arbeit von mir zu sehen; der Fragmente sind schon zu viele. Milow ist gegenwärtig mit dem Ordnen seiner kleinen Wirtschaft beschäftigt, die wirklich ganz nett ist. Sie deckt gerade die Bedürfnisse des Hauses. Ehrenhausen ist ein gar öder und trauriger Ort, in welchem man kaum Menschen sieht. Seit einigen Tagen ist eine fliegende (in der ‚Wandertruppe' der „Gedichte" nicht vergessene) Truppe hier, die im Wirtshaussaal Vorstellungen gibt." Von der Freundestreue des Ehepaares Milow gehegt, „spann Saar langsam seinen Goldfaden." Seine Muse forderte nach dem Wort der „Wiener Elegien" ernsteste Sammlung. Leichtigkeit oder gar Leicht-

regung, werktätige Hilfe alle guten Geister des „goldenen Hauses“ ihm mit der Zeit gewähren würden, ahnte Saar am wenigsten in den ersten Monaten seines Verkehres mit Josephine von Wertheimstein.

Seine Not war, da er keinen Heller verdiente, immer ärger geworden. Eine kleine Erbschaft hatte den Literaten Eduard Mautner veranlaßt, eine Stelle an der Hofbibliothek aufzugeben: ermutigt durch die Fürsprache von Friedrich Halm und Minister J. N. Berger bemühte sich Saar um dessen Nachfolge:

„Wenn ich eine Stelle in der k. k. Hofbibliothek erhalten könnte“ schrieb er in seinem Gesuch vom 13. Mai 1870, „so würde ich dies als das größte Glück betrachten, das mir zuteil werden kann. Denn nicht allein, daß mir sodann volle Gelegenheit geboten wäre, meine Kenntnisse zu erweitern und abzurunden, es würde auch meine Existenz gesichert sein und ich könnte mich, unbekümmert um literarischen Erwerb, in meinen Mußestunden mit ganzer Seele den reinsten und höchsten Zielen der Kunst zuwenden. — Was meine Befähigung zum Dienste eines Hilfsarbeiters betrifft, so hoffe ich den Anforderungen im ganzen genommen wohl entsprechen zu können. Die französische und italienische Sprache ist mir ziemlich geläufig, in der lateinischen und griechischen finde ich mich zurecht, und was mir an eigentlicher Bildung gebricht, werde ich, da es mir an einem gewissen Überblick nicht mangelt, durch Eifer und Aufmerksamkeit zu ersetzen suchen.“

Ende Juli 1870 erhielt Saar den abweislichen Bescheid des damaligen Direktors der Hofbibliothek Hofrat Birk. „Mit meiner Stelle kam es wie vorausgesehen,“ schrieb er an Moritz Hartmann. „Man hat mir zwei ‚gelehrte‘ Mitbewerber vorgezogen. Soll mir noch jemand mit einer Anstellung kommen. Jetzt fühl’ ich’s wieder so recht, daß ich in der Kunst wurzle und ich will, wenn’s sein muß, mit

zufriedenem Herzen an ihr zugrunde gehen. Wenn man schon an die vierzig Jahre mitläuft, macht man sich über den Rest weniger Sorgen." „Auch jetzt haben mich die Götter gesegnet" heißt es in demselben Brief, „und ich suchte die Gastfreundschaft meines alten Kameraden in „Schwert und Feder", Milow, der sich Ihnen auf das allerschönste empfiehlt, mit Ehren zu nützen. Meine Novelle hab' ich fast bezwungen und zwei Tragödien gären mir im Hirn. Selbst der Krieg mit seinen dräuenden Schrecken vermag mich nicht aus der Stimmung zu bringen; ich halte mir die Sache absichtlich fern, so lang es angeht."

Wiederum hat Milow dem Freunde sich hilfreich erwiesen. Krankheitshalber schied er (als Hauptmann) aus der Armee und ließ sich mit seiner trefflichen Frau und frischen Kindern auf einem kleinen Anwesen in der Steiermark, Ehrenhausen an der Mur, nieder. Neben dem von Milow bewohnten Häuschen befand sich „das Stöckel", eine Baulichkeit, die Saar eingeräumt wurde. „Ich habe mich", so meldet er Weilen Ende Juni 1870, „hier schon ziemlich eingelebt, und da ich für mich ganz allein ein kleines Häuschen bewohne, also ganz ungestört bin, so hoff' ich in diesen zwei Monaten etwas zustande bringen." „Ich bin wirklich neugierig, ob ich noch die Freude erleben werde, eine fertige Arbeit von mir zu sehen; der Fragmente sind schon zu viele. Milow ist gegenwärtig mit dem Ordnen seiner kleinen Wirtschaft beschäftigt, die wirklich ganz nett ist. Sie deckt gerade die Bedürfnisse des Hauses. Ehrenhausen ist ein gar öder und trauriger Ort, in welchem man kaum Menschen sieht. Seit einigen Tagen ist eine fliegende (in der ‚Wandertruppe' der „Gedichte" nicht vergessene) Truppe hier, die im Wirtshaussaal Vorstellungen gibt." Von der Freundestreue des Ehepaares Milow gehegt, „spann Saar langsam seinen Goldfaden." Seine Muse forderte nach dem Wort der „Wiener Elegien" ernsteste Sammlung. Leichtigkeit oder gar Leicht-

fertigkeit des Schaffens war niemals seine Sache. Der schlichten Natürlichkeit in den ersten Briefen der „Marianne“ merkt der schärfste Kenner nicht an, daß der Poet jede Zeile zwanzigmal umgeschrieben hat; welche selbstgeschaffne Pein der Künstler zu besiegen hatte, bis die kleinste Wendung die eigene Feinhörigkeit nicht mehr verletzte, lehrt der Vergleich mit den zahlreichen Umarbeitungen der scheinbar am nachlässigsten hingeworfenen Lieder Heines und bezeichnender noch das Martyrium Flauberts, seine affres bis zur Bewältigung des spröden Stoffes in spröderer Prosa. „Sie glauben gar nicht,“ so schrieb er an Marie Ebner am 7. September 1872, „welche Mühe mir diese kleine Novelle macht. Vielleicht fünfzig Mal hab' ich sie wie einen Handschuh gedreht und gewendet, große Stöße beschriebenen Papiers liegen vor mir — und doch hab' ich noch immer nicht die rechte Gliederung hinein bringen können.“ Mit solcher Strenge paart sich Fülle des Schaffens nur selten. Saar war und blieb zeitlebens ein äußerst langsamer Arbeiter, am langsamsten in den bösen sieben Jahren unwillkommner Brache von 1865—72. Größeren, als Saar — Schiller und Otto Ludwig — wurden Übergangszeiten derartiger unfreiwilliger Unterbrechung ihrer Produktion Anlaß zu theoretischer Vertiefung. Auch unser Dichter hat in diesen Zeiten der Irre seine Kenntnisse als emsiger Autodidakt auszubreiten gesucht; den stärksten Einfluß auf sein Denken übte unausgesetzt Schopenhauer; von seiner Vertrautheit mit dem System des Philosophen gibt Saars Lebenswerk Zeugnis; Schopenhauers Lehre vom Mitleid, Schopenhauers Metaphysik der Geschlechtsliebe wird bewußt und unbewußt in so mancher Novelle aus Österreich exemplifiziert; und welchen Dank nach der Meinung Saars die Menschheit diesem Meister schuldete, hat er in der seinen Namen tragenden Ode der „Nachklänge“ wuchtig verkündet: Neid, Undank, Abfall, Haß seien über das Grab hinaus Schopenhauers Los:

Doch still auch flüchtet zu dir noch hin,
Das Leid der Edlen, segnen Befreite dich,
Die du empor geführt im Leben
Zu der Erkenntnis erhabnem Gipfel.
Und wenn die Menschheit, endlich zurückgebracht
Vom letzten Irrwege, schaudernd am Abgrund steht:
Dann zittert auch vielleicht dein Name
So wie Erlösung auf aller Lippen.

Gleichzeitig mit dem Philosophen begann ein Erzähler vorbildlich auf Saar zu wirken: „der Romantiker des Realismus", wie ihn Berthold Auerbach genannt hat, der Meister russischer Novelle, als den Paul Heyse ihn begrüßt hat: Iwan Turgénjew. Welche Spuren er in der europäischen Erzählungskunst hinterlassen, seit Mérimée in Frankreich und (der von Saar als kritischer Wegweiser viel zu Rat gezogene) Julian Schmidt in Deutschland seine Fürsprecher wurden, wird und muß noch von Berufenen gesagt werden; schwerlich ist er irgendwo nachhaltiger studiert, wärmer gewürdigt worden, als in Österreich: Marie Ebner hat die stärksten Anregungen von ihm empfangen und nach echter Künstlerart durchaus selbständig um- und fortgebildet; ältere und jüngere Kenner von Ferdinand Kürnberger bis auf Alfred Berger haben bedeutende Analysen seiner Art und Kunst gegeben; der von Saar bis zur Überschätzung hochgehaltene Sacher-Masoch stammte in seinen ersten und besten, durch Entartung noch nicht verzerrten Leistungen unverkennbar aus der Schule Turgénjews. Saar selbst wurde sich im Lauf seines Lebens immer klarer darüber, daß er — nicht für seinen Dichterberuf, wohl aber für die Wahl seiner Stoffe und der Erzählermanier — Turgénjew entscheidende Impulse zu verdanken hatte. Nicht nur Äußerlichkeiten, wie die bis zum Übermaß bevorzugte Form der Ich-Erzählung, der innerlich bedingte höchstpersönliche Zug in Turgénjews Schilderung von Land und Leuten, seine Moll-Tonart, seine

Fähigkeit, in die mit den geschärften Sinnen des Naturmenschen geschaute Heimatsgegend und Stammesart die eigene Seele zu legen: all das und viel, viel mehr noch traf mit den geheimsten Instinkten Saars zusammen, wurde dem noch Jahre und Jahre mit historischen Tragödien ehrlich und fruchtlos sich abmühenden österreichischen Dichter eine Erleuchtung. Menschen der Gegenwart, Zustände der Zeiten, die er selbst geschaut, nach der Natur lebenstreu zu malen und sich selbst mitzumalen, die Weisheit und Torheit der wirklichen Mitwelt in den Zungen und Gestalten aller Alter und Stände wahrhaftig zu offenbaren, die Wandlungen der österreichischen Dinge seit dem Jahre Achtundvierzig ehrlich und künstlerisch zugleich ins Auge zu fassen, wie Turgénjew das mit der russischen Gesellschaft seiner Tage gehalten, wurde Saars anfangs nur ahnungsvoll aufdämmernder, in den folgenden Jahrzehnten immer klarer befolgter Vorsatz. An eine systematische Verknüpfung der einzelnen Zeitbilder, wie sie Balzac hinterdrein für eine Reihe seiner Studien in der Comédie humaine suchte und Zola von vornherein für die Natur- und soziale Geschichte eines Geschlechtes unter dem zweiten Kaiserreich sich zum Ziele setzte, dachte Saar niemals; der Sinn für die tieferen Zusammenhänge fehlte ihm nicht, zwei Alterswerke (die Novellen aus Österreich „Dissonanzen" und „Die Familie Worel") gedenken ihrer ausdrücklich; sein gesundes Empfinden bewahrte ihn nur davor, die Aufgaben der Kunst und Soziologie zu verwechseln. Die Sammlermanie des Autors der Rougon-Macquart, die Benutzung fremder Autoritäten widerstrebte ihm durchaus. So geduldig er las, sein eigentliches Studium blieb die lebendige Anschauung. Wie Turgénjew ging er, die Flinte umgehängt, in den nahen Wald; als Jäger, nicht als Motivenjäger. Nicht anders hielt er es in Stadt und Land auf Spaziergängen, bei Gastbesuchen. Er sah Menschen und Ereignisse unbefangen, nicht auf ihre künftige Eignung zu

künstlerischen Vorwürfen an. Oft gestalteten sich ihm unbeachtete Begegnungen, Erlebnisse Jahre und Jahre hernach zur Novelle, zum Gedicht. Der Verkehr mit ihm erwärmte, Dank seinem altwienerisch gemütlichen Wesen, alt und jung, die Leute aus dem Volk wie große Damen und Herren. Schwermütige Stimmungen schlugen bei Saar (wie bei dem Melancholiker Ferdinand Raimund, der, wie Saar, durch eigene Hand geendet) rasch und alles mit sich fortreißend in parodistischen Übermut um. Stockte die Arbeit in Ehrenhausen gar zu lange, dann fehlte es nicht an Verzweiflungsausbrüchen; sie sänftigten sich aber in tiefgehenden Kunstgesprächen mit Milow oder in behaglicher Geselligkeit im Nachbarhaus der Grafen Attems, nicht zum wenigsten in munteren Spielen mit den beiden Prachtbuben Milows, denen zuliebe Saar selbstgefertigte Drachen steigen ließ. Zu guter Stunde stimmte Saar sogar den Rundgesang an: Eidibammel, Eidibummel, Eidibimmel.

Als Saar nach ein paar Monaten aus Ehrenhausen wieder nach Döbling heim mußte, fiel ihm seine künstlerische und seine Lebensnot schwer aufs Herz: doppelt schwer, wenn er zu rauschenden Festen geladen wurde; so schrieb er im März 1871 nach einer großen Soirée im Hause der Schwester Josephinens, Baronin Todesco: „Beust, die neuen Minister, Schmerling, Halm, Dingelstedt, Laube, Lewinsky, Gabillon samt Frau, eine Menge höherer Militärs und Bureaukraten, viele Finanzgrößen waren anwesend und ich kam mir mit meinem fadenscheinigen elfjährigen Frack sonderbar genug zwischen den ordenbeladenen Herren vor. Der prachtvolle Saal, die reichgeschmückten Frauen, die Klänge der Musik: dies alles versetzte mich in einen Taumel, der angenehm und wehevoll zugleich war. Ich lehnte mich an eine Säule und blickte ins Gewühl hinein, wie in einen Traum. Später konnte ich meine Augen nicht von einem Fräulein Biedermann abwenden. Eine ent-

zückende Schönheit! Ein solches Profil, einen solchen Wuchs, eine solche Noblesse der Erscheinung hab' ich nie gesehen. Man wollte mich ihr vorstellen. Ich bedankte mich. Wozu auch?" Es ist nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß Saar, wie der Literat der „Marianne", von „all den Leuten, die einem ihre schimmernden Prunkgemächer öffnen, mit dem drückenden Gefühl scheidet, daß man ihnen doch eigentlich nichts ist — und auch nichts sein kann." Unschlüssig geht er im Frühjahr 1871 mit sich zu Rate, wohin er sich wenden soll? Nach einiger Überlegung verzichtet er auf Linz, wohin Major Heillinger ihn ladet, und auf die wiederum gebotene Gastfreundschaft der Baronin Knorr. Er bleibt in Döbling.

Arbeitsam unterwirft er die Heinrich-Tragödien einer eingreifenden Selbstkritik und mit Opfern erkauften, geänderten Neuausgabe. Eifrig studiert er Darwin, an dem er (wie Vischer) den Mangel philosophischen Ausblicks beklagt: „merkwürdig ist es, wie nahe Darwin an Schopenhauer streift, wie sich die beiden Lehren gegenseitig beleuchten und ergänzen und traurig ist es, daß Darwin Schopenhauer nicht kennt und nicht kennen will." Angeregt beschäftigt er sich mit Treitschkes Charakteristiken von Kleist, Hebbel, Otto Ludwig, auf die Theodor Gomperz ihn hinwies. Zum ersten Male liest er Gottfried Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe" und anerkennt die Novelle mit rückhaltloserem Lobe, als die Shakespeare-Studien Otto Ludwigs. Willig läßt er alle wahren Meister gelten, allein weh, bitter weh tut ihm (wiederum wie seinem Doppelgänger in der Marianne) „das hohle ästhetische Gewäsch, die anspruchsvolle Aufgeblasenheit der Mitstrebenden." Fünf Jahre nach dem ersten Erscheinen des „Innocens" kündigt ihm der Verleger eine zweite Auflage an, für die Saar sogar 100 Gulden Honorar bezieht; so sehr den nicht Verwöhnten dieser bescheidene Erfolg erfreut, des Eindrucks kann er sich nicht erwehren, daß ihn fast niemand als Poeten

kennt und liest; es erregt seine Galle, wenn er schweigend in einem Literatenzirkel einmal die Äußerung mit anhören muß „alle jetzt lebenden Schriftsteller überragt Hamerling weitaus“, in andern Gesellschaften ähnliche Orakelsprüche vernimmt: „Shakespeare, Goethe, Hamerling, Makart stehen in einer Reihe“ oder „es gibt gegenwärtig gar keinen Dramatiker“ oder „Heyse ist doch der einzige Novellist“. Gereizt durch das „niederträchtig harte Lobverschlucken“ oder Vergessen seiner eigenen Arbeiten wird der Wehleidige scharf und bitter; kränkend erschien es ihm auch, daß der Vorort Weimar trotz herzlicher Befürwortung der Würdigkeit Saars durch den Obmann der Zweig-Stiftung Wien, Kompert, sich nur zögernd zu einer in zwei Raten zahlbaren Ehrengabe von 150 Taler bewegen ließ.

Und selbst dem verschwiegenen Beichtiger Milow, dem er von der Beendigung leidiger, lästiger Liebeshändel Andeutungen machte, hatte Saar nicht von neuen Widerwärtigkeiten berichtet, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen. Zwei anonyme, im August 1871 an Josephine von Wertheimstein und deren Schwägerin Karoline von Gomperz-Bettelheim gerichtete ungefähr gleichlautende Briefe baten um Rettung des Dichters aus einer seine Existenz ernstlich bedrohenden Geldklemme. Saar (so hieß es in den Zuschriften) habe sich an den Anonymus um ein Darlehen von 5—600 Gulden gewendet. Außerstande, seinen Wunsch zu erfüllen, ergriff den Unbekannten der Gedanke, „da Saar Hilfe haben muß, um ihn nicht in Wucherhände fallen zu sehen, die Adressatin, von deren Freundschaftsbeweisen er enthusiastisch spricht, von diesen seinen Geist lähmenden Verhältnissen zu unterrichten.“ Josephine von Wertheimstein beschied den völlig ahnungslosen Dichter zu sich; mit welchem Zartgefühl sie eingriff, zeigen seine Zeilen vom 1. September 1871:

Hochverehrte Frau! Schon an jenem denkwürdigen Vor-

mittag, an welchem ich zum ersten Male das Glück hatte, mit Ihnen in Ihrem Hause verkehren zu dürfen, trug ich eine unaussprechliche Verehrung für Sie mit mir fort. Diese Verehrung hat sich im Laufe der Zeit zur reinsten innigsten Bewunderung, zu einem fast leidenschaftlichen Gefühl der Anhänglichkeit ausgebildet, so daß es mir, so oft ich Sie sehe, zumute wird, als sollt' ich mich Ihnen zu Füßen werfen, auf daß Sie Ihre Hand mild auf mein Haupt legten und ich gestärkt, gereinigt, gut, edel und getrost mein Dasein weiterlebe. In Ihnen ist wie bei niemand auf Erden jede edle menschliche Regung so ganz, so voll entwickelt; Sie sind von einer Feinheit und Zartheit des Empfindens und Denkens, die mich oft genug mit innerlichem Jubel erfüllt hat — warum sollte ich die Hilfe, die Sie mir mit so viel Güte und Noblesse anbieten, nicht freudig annehmen und Sie im tiefsten Herzen dafür segnen? Hoff' ich doch auch noch zu erweisen, wie ernst, wie streng ich es mit der Kunst gehalten. Aber wissen muß ich, auf welche Art Sie zu so direkter Kenntnis meiner Bedrängnis gekommen?"

Eine Frage, die bis zur Stunde nicht beantwortet werden konnte; nach der Handschrift läßt sich nicht einmal sicher sagen, ob ein Mann oder eine Frau die Feder zu dem anonymen Brief angesetzt hat. Was im Augenblick geschehen konnte, hat Josephine von Wertheimstein reichlich und freudig getan und so schwere Sorgen auch noch in der Folge über den armen Dichter verhängt wurden: die Zeiten des finstersten Elends, aus dem der Anonymus durch seinen heilsamen Wink geholfen, waren ein für allemal vorüber. Jene Stunde wurde zur Schicksalswende im Leben und Schaffen Saars.

„Auch mit dem Kundgeben freudiger Stimmungen" so schreibt er nicht lange nachher, Ende November 1871, an Milow, „bin ich vorsichtiger geworden; denn wie oft haben sie mich getäuscht! Wenn ich arbeiten kann, bin ich ein ganzer Kerl. Da bin ich objektiv, da treib' ich allerhand, nehme

alles in mich auf. Wenn's aber nicht geht, da bin ich von allem losgelöst und brüte in meinem elenden Mikrokosmus so vor mich hin. Nicht einmal lesen kann ich; so war's bei mir — wird so bleiben, bis ich endlich noch ein paar Werke geschaffen haben werde, auf denen ich getrost ausruhen kann. Dazu habe ich nun allerdings wieder Aussichten und Hoffnungen und es ist nicht mehr ganz so schwarz vor mir, wie im vorigen Jahre um diese Zeit. Gegenwärtig arbeite ich an meiner Marianne, die ich nun endlich einmal beim rechten Zipfel erwischt zu haben glaube. Ende Januar soll sie druckfertig sein. Dann will ich mich an ‚Thassilo' machen, den ich ganz neu und völlig verschieden von den bisherigen Auffassungen korrigiert habe. Für den Sommer hab' ich mir mein kleines Epos ‚Die Steinklopfer' zurechtgelegt und im nächsten Winter werde ich meinen ‚Borromäer' in das fünfaktige Trauerspiel Tempesta umgestalten." „Es kann ein vortreffliches Theaterstück werden. Da hast du nun meine Pläne." „Von der literarischen Welt" (so fährt er nach allerhand Beschwerden über vermeintliche Zurücksetzungen fort) „hab' ich mich überhaupt schon längst ganz zurückgezogen und bewege mich nur mehr in der sogenannten guten Gesellschaft, wo man doch hin und wieder auf anständige Menschen trifft und auf gescheite Köpfe, die einem wenigstens aus Klugheit und Takt Achtung und Ehre erweisen. So bin ich mit den Ministern Unger und Stremayr bekannt geworden, die mir wohl wollen, und bei Verleihung der Staatsstipendien in diesem Jahre an mich zu denken versprochen haben. So habe ich auch Aussicht (freilich nur Aussicht) auf eine materielle Unterstützung, die allerdings nur ein Tropfen auf einen heißen Stein sein würde. Wenn ich nur noch zwei Arbeiten bringe, werde ich mir durch meine Konnexionen schon einen kleinen lebenslänglichen Pensionsbetrag (etwa 300 Gulden) herausschlagen und dann bin ich, wenn mir die Familienstiftung bleibt, gedeckt: mit 600 Gulden kann

man als lediger Mensch auf dem Lande leben — und das war und ist ja der Inbegriff aller meiner Wünsche."

Gerettet atmet er auf, knüpft folgenreiche Beziehungen mit dem Vaterhaus seiner nachmaligen Frau Melanie Lederer an, freut sich des Umganges mit alten Kameraden (Schramek, Blahovsky) und deren Familien, erfrischt sich an den Bilderschätzen im Belvedere, bis ein neues Unglück ihn trifft: die Mutter wird so krank, daß er sie zu sich nach Döbling nimmt. „Die arme Frau liegt häufig in schmerzhaften Krämpfen und ist nur mehr ein Schatten. Ich muß jetzt wirklich aufs Schlimmste gefaßt sein." „Bis jetzt" schreibt er anfangs Juni 1872, „hatte sie eigentlich keine Schmerzen zu leiden: nun steht ihr in dieser Hinsicht das Entsetzlichste bevor." Josephine von Wertheimstein fragt unablässig fürsorglich nach der Dulderin: am 1. Juli schließt Mutter Saar die Augen für immer. „Die Nachwirkungen ihres wahrhaft entsetzlichen Sterbens (sie lag 10 Tage lang unter den fürchterlichsten Schmerzen bei vollem Bewußtsein und in den letzten drei Tagen erblindet im Todeskampf); das Schmerzhafte des Verlustes an sich; die ekelhaften geschäftlichen Miseren, die sich bei meiner finanziellen Lage doppelt empfindlich an das Begraben der Leiche knüpften, die konventionellen Laufereien und Visiten; alles das hatte mich, wie du begreifen wirst" — so schrieb er fünf Wochen nach dem Begräbnis an Milow — „in die trostloseste Stimmung versetzt, der ich auch jetzt noch nicht entronnen bin. Was nützt es, daß mir das gastliche „Stöckel" in Ehrenhausen offen steht? was nützt es mir, daß mich Altgräfin Salm nach Blansko, Baronin Knorr nach Stiebar ladet?"

Tief und im ersten Schmerz stumm hat Saar die Mutter betrauert. Was ihn bewegte, angesichts ihres Sarges, was er der Dulderin an Dank und Liebe für grenzenlose Hingebung schuldig geworden, hat er erst zehn Jahre später ausgesprochen in einem Gedicht, das allein sein Gedächtnis dauernd erhalten müßte:

Dem Andenken meiner Mutter.

Zehn Jahre sind es heut' — zehn lange Jahre
Da lagst du hingestreckt auf dunkler Bahre,
Das Antlitz fahl, das helle Aug' geschlossen,
Draus mir der Liebe reinster Strahl geflossen.

Du wiesest nicht den sanften Glanz der Ruhe,
Der Tote oft verklärt in ihrer Truhe;
Ein herber Ernst verschärfte deine Züge
Und deiner Lippen marmornes Gefüge.

Der Ernst des Schmerzes war's, den du getragen
In deiner Seele bis zu alten Tagen —
Des Duldens Ernst, den du, mich nicht zu schrecken,
Stets in ein Lächeln wußtest zu verstecken.

Mir aber blieb nicht fremd, was du gelitten
Ich sah es klar, wie schweigend du gestritten —
Mußt' ich doch selbst in deinen Lebenszeiten
Dir stets das allertiefste Weh bereiten.

Hingehen sahst du mich auf steilen Bahnen;
Wohin sie führten, konntest du wohl ahnen,
Es blieb dein Geist dem meinen nicht verschlossen —
Wie wär' ich sonst auch deinem Schoß entsprossen?

Doch wußte diese Welt an bangen Zweifeln
Gar viele dir in Herz und Sinn zu träufeln;
Sie wußte deinen Stolz dir zu verbittern
Und ließ dich für das Heil des Sohnes zittern.

Jeder neue Zug in diesem tragischen Porträt ist zugleich ein tragischer Selbstvorwurf für Saar in den bösen sieben Jahren der Unfruchtbarkeit; Mutter und Sohn verstummten beide wehrlos der Schadenfreude, dem Hohn, dem Unverstand, dem Übelwollen gegenüber:

Denn leicht nicht konnt' ich meine Kraft entfalten
Und fast schon schien's: sie würden recht behalten.

Und das auch war's was dir in letzter Stunde
Als scheuer Seufzer klang aus bleichem Munde —
Das war es, was verschärfte deine Züge
Und deiner Lippen marmornes Gefüge.

Das war es, was mit schmerzlichem Erkennen
Ich selber fühlte in der Brust mir brennen,
Als ich gebrochen, stumm und ohne Zähre
An deiner Leiche blickte wie ins Leere.

Noch einmal beklemmte ihn Zweifel, ob er mit gesammelter Kraft Neues zustande bringen würde, das ihm selbst zu genügen vermöchte? Zu seinem Trost durfte er am zehnten Jahrestag des Scheidens der Mutter in diesem unvergänglichen Nachruf „eines Kranzes spät erworbenen Segen" ihrem Andenken weihn. Und nicht zum letztenmal ließ er seine Mutter in seinen Dichtungen aufleben. Die Tante Lotti in ‚Schloß Kostenitz' und die Mutter Mattusch in ‚Hermann und Dorothea' sind Spiegelbilder der seltenen Frau. — —

In der zweiten Augustwoche 1872 folgte Saar dem gastlichen Rufe der Altgräfin (nachmals Fürstin) Elisabeth Salm nach Schloß Blansko. Die Fürstin, eine geborene Prinzessin Liechtenstein, war auf die Leistungen Saars aufmerksam geworden. Von nicht alltäglicher geistiger Begabung, nahm sie starken Anteil an der Kunst, und versammelte gleichgesinnte bedeutende Persönlichkeiten des Hochadels, Maler, Musiker, Dichter gern um sich. Der Wiener Advokat Dr. Moritz Lederer (der nachmals Vizebürgermeister von Wien und Saars Schwager werden sollte) hatte dem Dichter anfangs August 1872 von unbekannter Hand 500 Gulden überwiesen: die Widmung stammte von Altgräfin Salm, die sich fortan als eine der tatkräftigsten und einflußreichsten Gönnerinnen Saars bewährte. Auf das ehrenvollste empfangen von der Altgräfin und den Ihrigen, aus der Enge und Dürftigkeit seiner Klause mit einem Schlage in die stolzen Räume des alten Herrensitzes versetzt, schilderte er Josephine von Wert-

heimstein seine ersten Eindrücke: „Daß das Leben ein Traum sei, ist eine recht abgedroschene Bemerkung, aber wenn ich jetzt auf Blansko in meinem hochgewölbten Zimmer sitze und nach den tannenbewaldeten Bergen hinausblicke, über welche auf blauem Grunde weiße seltsam gestaltete Wolken ziehen, da durchschauert mich die Bedeutung dieser Worte tiefer als je. Das Schloß ist reizend gelegen, überall Grün und Blumen, die ganze Gegend, die Sie vielleicht kennen, durch Berg- und Hüttenwerke kräftig belebt. Jagdausflüge, Partien zu Fuß und zu Pferd werden auch meinem verhockten und verweichlichten Menschen zugute kommen." Saar ist im Schloß Blansko bald so heimisch, wie zuvor in Ehrenhausen und in der Villa Wertheimstein. In lebenden Bildern macht er als greiser weißbärtiger König gute Figur. An den langen Winterabenden liest er fremde und eigene Dichtungen vor und improvisiert als Ismael ben Saarun schnurrige Festspiele, wie „Die Bluthochzeit im Serail", in denen die Kinder der Altgräfin mit dem Erzieher, dem Archäologen Dr. Gurlitt, mitwirken. Die Altgräfin ließ es sich angelegen sein, die Zukunft Saars sorgenfreier zu gestalten als bisher; sie regte Mitte der siebziger Jahre in aller Stille die Gewährung eines kaiserlichen Jahrgehaltes für den Dichter an und wußte noch andere Freunde seines Talentes, Aristokraten und Finanzmagnaten, zu bestimmen, für eine bescheidene Jahresrente Saars aufzukommen. In Blansko sollte ihm (wie nachmals vom Ende der siebziger Jahre) schon seit seinem ersten Eintreffen dauernd ein Gastsitz zu Gebote stehen; noch im Oktober rühmt er Milow sein Leben in Blansko als ein wahrhaft schönes, neidenswertes. Um die Jahreswende ist er in Wien und im Frühling 1873 geht endlich seine „Marianne" in die Welt: wiederum nur ein dünnes Bändchen in Miniaturformat, wie der „Innocens", und wiederum eine runde oder eigentlich eine noch rundere Schöpfung, als die Erstlingsnovelle.

Ein Poet, der nach frühen Erfolgen allzu rasch vergessen erscheint, fühlt, daß er der Welt sein Bestes und Tiefstes noch lange nicht gesagt. Um die Osterzeit zieht er sich völlig aus der großen Gesellschaft in seine abgeschiedene Vorstadtklause zurück; im Gartenpavillon, in dem seine ersten Würfe glückten, will er sein neues Werk vollenden in strenger Abschließung. Dabei gerät er, unwillkürlich wie Saar 1867 in Krumau, in offenen Widerspruch mit Goethes Wort: Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald allein. Der Sohn seiner treuen alten Hauswirtin kommt mit seiner Frau, ihrem siechen Säugling und einem munteren Pflegekind zu Besuch; die Angehörigen der Schwiegertochter gesellen sich zu dem Familienkreis. Zur Pfingstzeit klingt dem Poeten, der aus seiner Stube in den Garten geht, eine fremde, weibliche Stimme entgegen:

Behutsam näherte ich mich dem Gitter und blickte durch das dichte Laubwerk hinein. Welch ein lieblicher Anblick bot sich mir dar! Auf dem mittleren Rasenplatze, unter dem schlanken Apfelbaume, stand eine schlanke, jugendliche Gestalt und wiegte das Knäblein der Frau Louise, welche mit Erni auf einer nahen Bank saß, in den Armen. Der Sonnenstrahl, der durch die Zweige brach, umschimmerte ihr dunkelblondes Haar und ihr rosiges Antlitz, das sie mit schalkhafter Zärtlichkeit zu dem blassen verfallenen Gesichtchen des Kleinen hinabneigte. Sie gab ihm die wunderlichsten Schmeichelnamen, küßte ihn und fing endlich, indem sie ihn mit reizender Gebärde gegen die Brust drückte, ein leichtes Getänzel an, wobei zwei schmale längliche Füßchen unter dem Saume ihres hellfarbigen Kleides zum Vorschein kamen. Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen und eine dunkle Röte schoß ihr ins Gesicht. Sie mußte offenbar den Späher bemerkt haben.

Und in dem Blick des Lauschers ein Aufleuchten des Entzückens, dem Marianne, von einer Stiefmutter früh an einen nüchternen, herrischen Mann verheiratet, zuvor noch in keinem Menschenblick begegnet war. Kinderlos, „halb Frau, halb Jungfrau“, trifft Marianne den Dichter, dessen Büchlein sie

liest und wieder liest, im Garten, bei anspruchslosen Mahlzeiten mit den ihrigen im Freien, beim Blindekuhspiel, in dessen Verlauf das zarte Wesen jählings nach einem allzu hastigen Lauf ohnmächtig zusammenbricht. Der Dichter, der frühzeitig gelernt, entsagend zu genießen, fühlt, wie tief Marianne sich in sein Herz geschrieben, lang bevor Erni mit der Arglosigkeit eines Kindes ausruft: „Tante, du hättest Herrn A. heiraten sollen; dann wärst du auch glücklich geworden.“ Das Schicksal scheint den beiden das Scheiden zu erleichtern; der Poet will eine Archivarstelle in einem fürstlichen Archiv Böhmens annehmen, im Glauben, dort zu finden, wonach er sich solange gesehnt: unbekümmert um literarischen Erwerb in gänzlicher Zurückgezogenheit seiner Kunst leben zu können. Unmittelbar vor der Abreise bittet ihn die Hauswirtin indessen so inständig, noch eine Hochzeit in ihrer Familie mitzumachen, daß er dem Wunsch willfahrt. Beim Ball nach dem Festschmaus sieht er Marianne mit ihrem Gatten und anderen Gästen tanzen; sieht, wie ihr Blick ihn sucht und nun naht er, obwohl er niemals ein Tänzer war, Marianne mit der Bitte, bevor er scheidet, zum ersten- und letztenmal mit ihm anzutreten.

Wie ein Kind lag sie an meiner Brust: weich hingebend, die Lippen leicht geöffnet, die Augen halb durch die gesenkten Wimpern verschleiert. Ihr Herz pochte neben dem meinen; die Rosen in ihrem Haar umdufteten mein Antlitz. Und es war mir, als müßte es ewig so dauern — ewig! Aber die Musik verstummte. „Noch einmal!“ flüsterte ich und umfaßte sie. Und als wir uns jetzt bei den rasenden Klängen zum zweitenmal in den Armen lagen, da brach in mir die lang niedergehaltene Leidenschaft hervor. Ich zog Marianne an mich; ich beugte mein Haupt zu ihr nieder; mein Mund streifte ihre Haare, ihre Stirn. Sie ließ es geschehen und sah mich lächelnd an. Und fester und fester umschlangen wir uns; unsere Wangen, unsere Lippen berührten sich; unser Atem floß in einen Hauch zusammen. So flogen wir hin, in seliger Trunkenheit, weltentrückt zwischen Himmel und Erde! — Plötzlich war es mir, als strauchelte

sie; mein Arm wollte sie halten — aber ich schwankte selbst — und schon sank sie mit nach rückwärts überhängendem Haupte und stierem Blick an mir nieder. Ein jähes Entsetzen riß an meinem Herzen; ich hörte noch, wie man rings aufschrie, wie die Musik mit einem grellen Mißklang abbrach; sah, wie man von allen Seiten auf uns zustürzte — dann drehte sich alles um mich und meine Sinne vergingen.

Kurz vor der Veröffentlichung der „Marianne" war die Frau eines hochgestellten Beamten des Auswärtigen Amtes im Ballsaal von einem Herzschlag hinweggerafft worden; dieser Vorfall spielt in den Schluß von Saars Novelle wahrscheinlich hinein; zahlreiche selbsterlebte, den Freunden Saars bekannte Begebenheiten hat der Dichter bewußt eingesetzt; die Szene mit dem Wespenstich, der Marianne trifft und von Herrn A. durch Auflegen feuchter Erde gekühlt wird, hat nach der Erzählung einer Verwandten Saars ihr Vorbild im Familienkreise geholt; die Mitteilungen des Dichters über das verfallene Stammschloß der Rosenberge und den Archivarposten in Krumau decken sich mit Saars Briefen aus dem Jahre 1867 an Milow und Thaler; die Analogien zwischen seinem eigenen und dem Poetenschicksal des Herrn A. sind mit Händen zu greifen.

Weltfern von solchen aus der Wirklichkeit geholten anekdotischen und biographisch auffälligen Einzelheiten liegt der unbeschreibliche Reiz der „Marianne". Sie mag in Wirklichkeit gelebt haben oder nicht: unsterblich ist sie in Saars Bildniskunst. Er malt sie bei jeder neuen Begegnung aufs neue: man sieht sie, wie zuerst im Garten mit dem Kind im Arm, den Tisch deckend; beim Blindekuhspiel; bei der Leiche des Kleinen; bei der Auffahrt zur Trauung. Und jedesmal zeigt der Künstler mit leisen feinen Strichen die kleinsten Einzelheiten ihrer Tracht, die Wandlungen ihres Gesichtsausdrucks und ihrer Stimmung mit einer Kraft, die kein zeitgenössischer Bildnismaler übertraf. Mit derselben

Überlegenheit hält Saar durch die sparsamsten Kunstmittel die Szenen altwienerischer Gastlichkeit und Geselligkeit fest. Altwiener Miniatur- und Genremaler Daffinger, Danhauser und die Vettern Saars hätten die Charakterköpfe der Familien Dorner und Heidrich, Gartenbilder, Hochzeitsschmaus, Kindesleiche und Blindekuhspiel nicht echter, nicht glaubhafter darzustellen vermocht.

Man hätte denken sollen, daß ein Meisterwerk von solcher untadeliger Vollendung einmütigen Jubel der stimmführenden Wiener Kritik hätte wecken müssen: in jenen Tagen der Wiener Weltausstellung und des Börsenbruches wirkten indessen nur die ärgsten Sensationen; das neueste Modestück von Sardou, Feuillet und dem jüngeren Dumas wurde dazumal in den Hauptblättern einer Woche häufiger genannt, als Saar in einem Jahrzehnt. Nicht ohne Grund fühlte Saar sich durch dieses „laute Schweigen" der Zeitungen gekränkt. Die Kenner freilich würdigten „Marianne" von Anfang an. Als Paul Heyse für den deutschen Novellenschatz eine Arbeit Saars auszuwählen hatte, hob er die „Marianne" aus; die Gemahlin des Obersthofmeisters Fürstin Marie zu Hohenlohe, die schon in ihren Mädchenjahren als Prinzessin Sayn-Wittgenstein in Weimar durch die Genialität ihrer Natur und ihres Kunstsinns Friedrich Hebbel reinste Freuden bereitet hatte, überraschte Saar, den sie durch die Altgräfin Salm kennen und schätzen gelernt, durch eine ebenbürtige im Correspondant anonym gedruckte Übertragung der „Marianne" in das Französische. Und der Zeit wie dem Range nach als erste Richterin schrieb Marie v. Ebner-Eschenbach am 7. Juni 1873 dem Dichter:

„Gleich nachdem ich Ihre „Marianne" ausgelesen, wollte ich Ihnen schreiben, lieber Saar. Da Sie mir jedoch gesagt haben, daß Sie im Begriff ständen, Wien zu verlassen, so fürchtete ich, mein Brief würde verloren gehen. Nun bin ich sehr, sehr froh, Sie noch daheim zu wissen und Ihnen den herzlichen Ausdruck meiner

Bewunderung mit der Zuversicht schicken zu können, daß er sie erreicht. Ich hätte zu Anfang meines Briefes nicht sagen sollen, daß ich Ihre Marianne ausgelesen hätte. Die liest man so bald nicht aus, auch wenn man sie wie ich mehrere Male gelesen hätte. Es steht viel in dem kleinen Büchlein, womit man überhaupt niemals fertig wird, worüber man immer von neuem nachdenken muß. Ganz wunderbar ist das Wort: ich habe gelernt entsagend zu genießen. Niemals ist ein Dichter einer Goetheschen Frauengestalt näher gekommen, als Sie mit Ihrer Marianne. Ihre Heldin ist wirklich holdselig. Den „Vortrag", wie die verhaßten Rezensenten sagen, finde ich meisterlich, den Ton des Ganzen edel und natürlich und jede Gestalt, die Sie gezeichnet haben, wenn auch in noch so knappen Konturen, wandelt vor unseren Augen. Ihr kleines Buch hat mir mit einem Wort einen großen Eindruck gemacht. Glückauf, lieber Saar, von ganzem Herzen. Möge die gedrückte Stimmung, in welcher Sie sich jetzt befinden, bald einer besseren weichen; mögen Sie bald die Schwingen heben zu neuem Fluge!"

IV. Novellen aus Österreich. — Ehe. — Gedichte.

Seinen 40. Geburtstag (30. September 1873) verlebte Saar in Ehrenhausen; dorthin hatte sich der Dichter wiederum in die Abgeschiedenheit des „Stöckels" zurückgezogen, nicht nur, um in ländlicher Ruhe bei dem alten Gastfreunde Mut und Muße zu neuer Arbeit zu gewinnen; dem Rat- und Wehrlosen war ein, vielleicht sogar mehr als ein, Roman dermaßen über den Kopf gewachsen, daß er nur in wilder Flucht sein Heil sah. Vor der Abreise hatte Saar Josephinen von Wertheimstein aus vollem Herzen für Trost und Ermutigung gedankt: „Möchten Ihre Worte: ‚ich würde noch Großes leisten' zur Wahrheit werden! An ernstem Willen hat es mir nie gefehlt; vielleicht auch nicht an Kraft: aber mein Leben ist eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten, welche, wenn auch zum Teil durch meine eigene Schuld herbeigeführt,

doch eine zu grausame Strafe und zuviel selbst für die stärkste Menschenseele sind. Ich wundere mich oft über mich selbst, daß ich noch denken, noch Pläne für die Zukunft fassen kann. Wie immer aber auch mein Schicksal sich gestalten mag, das eine weiß ich: daß ich Sie bis zu meinem letzten Atemzug segnen werde." Bekräftigen wollte der Dichter diese Gesinnungen durch die Widmung seiner neuesten Schöpfung, von deren Wachsen er Frau von Wertheimstein am 11. Juli aus Ehrenhausen Kunde gibt: „Da sitz' ich nun schon, von Buchenwipfeln umrauscht, im grünen sonnigen Wald, wo man mir auf einer freundlichen Lichtung einen Schreibtisch hat anbringen lassen. Vor mir liegt das bereits wieder aufgenommene Manuskript der Steinklopfer; ein gutes Buch daneben; Schmetterlinge setzen sich auf meine Schultern; rings ertönen Vogelstimmen und dabei blickt mein Auge übers Papier weg auf die glitzernde Mur und ihre Auen, die sich weit vor mir ausdehnen und fern am Horizont mit dem blauen Himmel zusammenfließen. Meine Seele ist so still, so ruhig, jede Bangigkeit, jede Besorgnis ist verschwunden und eine selige Erhabenheit, die mich auf hehren Schwingen über die Erde und ihre Geschicke hinausträgt, hat mich überkommen. Möge geschehen, was da wolle, ich lasse mich durch nichts beirren. Das Bewußtsein eines ehrlichen Willens stählt und tröstet mich; ich hoffe und wünsche nichts mehr, als das Tiefste meiner Brust in einigen Kunstwerken aussprechen — und dann mein Haupt für immer zur Ruhe legen zu können." Am 2. August sind „die Steinklopfer" im Brouillon fertig; wochenlang übergeht und feilt er den ersten Entwurf; vor ihrer Vollendung darf Saar, dank einem durch Minister Unger befürworteten Künstlerstipendium von 600 Gulden, eine fünfwöchentliche Reise nach Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Pompeji sich gönnen: „lange Jahre trug ich die Sehnsucht nach Italien mit mir herum und jetzt hab' ich es geschaut und

genossen" — schrieb er gleich nach der Heimkehr der Döblinger Freundin — „und fühle, daß ich, soweit sich dies mit geziemender Bescheidenheit aussprechen läßt, erst jetzt ein ganzer Mensch und ein ganzer Künstler geworden bin." Auch ihm, wie so vielen anderen deutschen Dichtern von Goethe bis auf Hebbel und Heyse, war eine italienische Reise zum Lebensereignis geworden; nicht zum erstenmale hatte ihn sein Weg nach Italien geführt: als Kadett und Leutnant war er in dem Jahrzehnt von 1849—59 wiederholt nach Venetien und der Lombardei marschiert; er hatte, wie „die Pincelliade" lustig bezeugt, lange in italienischen Regimentern gedient; die Sprache der Mannschaft sich zu eigen gemacht, die Lektüre italienischer Poeten und Prosaiker eifrig gepflegt, den Schauplatz seines ersten Dramas auf die Borromäischen Inseln verlegt. Gleichwohl wurde erst diese mit Milow unternommene Italien-Fahrt des Jahres 1873 für Saar eine Offenbarung: wie Flaubert auf einer Orientreise nilabwärts durch den Reiz des Gegensatzes unvermutet aller Eigenheiten seines Geburtslandes, der nachmals in Madame Bovary geschilderten Normandie, sich bewußt wurde, ging Saar „inmitten brauner Römerenkel" die Fülle des heimatlichen Menschenschlages, der Segen der österreichischen Landschaft deutlicher auf als je zuvor. Ihn, wie seine (im Herbst 1873 in Rom besungene) junge Holländerin, trieb aus allen Herrlichkeiten italienischer Natur und Kunst Sehnsucht heimwärts; nicht Nachahmung fremder Meister, selbständiges Ergründen der Menschen und Zustände seines Vaterlandes wurde fortan der Hauptinhalt seiner künstlerischen Lebensaufgabe; drei Sonette „Italia" verkündeten sieben Jahre später (1880) diese neugefundene Weisheit des Dichters:

Lebendig sind mir Raphaels Madonnen
Und Agnolos gewaltige Naturen
Sie wandeln um mich her im Licht der Sonnen.

Wohin ich blicke, find' ich Schönheitsspuren
Und so beglücken mich Erkenntniswonnen
Bei jedem Schritt auf heimatlichen Fluren.

In seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen, in den österreichischen Dingen und Schicksalen der von ihm miterlebten Tage fand der Lyriker und Novellist soviel ergiebige Motive, daß er bei der Gewissenhaftigkeit und Sorgsamkeit seines Schaffens nach dem Scherzwort einer Freundin fünfhundert Jahre gebraucht hätte, damit fertig zu werden. Er ließ sich durch diesen gutmütigen Spott so wenig wie durch Geldnot und gehässige Nachreden über seine vermeintliche Trägheit verleiten, Arbeiten voreilig abzuschließen oder gar zu veröffentlichen. Das strenge Gelehrten-Gebot: Pauca, sed matura hätte auch Saar zur Losung wählen dürfen. Mit seiner Einsicht in den seinem Wesen gemäßesten Stoffkreis wuchs das Vertrauen auf die gestaltende Kraft, und wenngleich Saar zeitlebens unfähig war, jahraus jahrein nach dem Muster glücklicherer, fruchtbarerer oder schleuderischer, nur dem Erwerb zulieb schreibender Novellisten Zeitschriften und Verlegern mit kalendarischer Regelmäßigkeit druckreife Manuskripte zu liefern: reichere Früchte seines redlichen Künstlerfleißes als vorher wurden Saar im Laufe der folgenden Jahrzehnte beschieden.

Im Dezember 1873 meldet er Josephinen von Wertheimstein vergnügt, daß „Die Steinklopfer" beendet und nach seinem Gefühl das Originellste und Gerundetste seien, was er bis jetzt in der Novelle geleistet. Als die Geschichte Ostern 1874 erschien, abermals ein selbständiges dünnes, grau kartoniertes Bändchen, rühmte Betty Paoli die Dichtung mit Liebe und Wärme. „Das kleine Epos", mit dem Saar sich seit seinen Leutnantstagen getragen, behauptet stofflich und künstlerisch ein eigenes Plätzchen in der Entwicklung der Arbeiter-Dichtung. Mitte der fünfziger Jahre war Saar bei einem Fußmarsch über den Loibl-Paß das

Los der Erdarbeiter vor Augen gekommen. In den „Steinklopfern" verlegt er ihr Treiben auf den Semmering, in die Zeit des Baues dieser ersten großen Bergbahn. Das Schicksal zweier schwacher Tagewerker, die, „Nomaden der Arbeit", einander in treuer Neigung nahekommen, bis der herrische, habsüchtige Stiefvater des Mädels den Liebhaber durch rohe Gewalttat zu Notwehr und Totschlag herausfordert: einen Dutzendfall, dessengleichen Polizeianzeiger und Gerichtssaal täglich zur Sprache bringen, sehen wir in Saars zarten Umrißlinien festgehalten. Der zunächst mit der Untersuchung betraute Militärauditor ist nahe dran, den Gefangenen gedankenlos als gemeinen Raufbold Spießruten laufen zu lassen. Eine leichtfertige Übereilung, der ein äußerlich rauher menschenkundigerer Oberst auf die herzbewegenden Bitten des Mädchens Einhalt tut. Die Arbeiter-Dichtung ist mittlerweile zumal seit Zolas „Germinal" und Hauptmanns „Webern" über „Die Steinklopfer" so weit hinausgewachsen wie die Wagestücke der Jungfraubahn über den Semmering; der lehrhafte Eingang, der an den Ausgang von Auerbachs „Sträflinge" gemahnende Abschluß — das Liebespaar findet nach den Schrecknissen des Totschlages und Strafhauses sichere Zuflucht auf einem Bahnwärterposten — wirken heutzutage etwas altväterisch; kein Hauch sozialer Unzufriedenheit regt sich in den „Steinklopfern"; wie in dem Widmungsgedicht der Novelle wird nur der Wehruf der allgemeinen menschlichen Not, menschlichen Duldens, menschlichen Kummers laut in diesem Büchlein, „das ein Dichter schrieb, der in allem diesen wohlgeübt ist." Mit und in ihrer Beschränkung verdienen „Die Steinklopfer" immerhin Achtung und Anteil der Nachlebenden als Vorboten einer anders gerichteten, stofflich weiter, sozial tiefer greifenden Kunst der Massenschilderung.

Rascher keimte und gedieh Saars 1874 gleichfalls in Ehrenhausen vollendete Novelle: „Die Geigerin", eine trau-

rige, ja vielleicht eine häßliche Geschichte, wie sie der Erzähler, Saars Doppelgänger, der Schopenhauerianer Walberg benennt; ein Mann, der nach einem vielleicht zu hoch gegriffenen Lobsang die weibliche Natur tiefer, als irgendwer sonst erfaßt haben soll. Sicherlich ein Künstler, dem es (nach dem Urteil der Fürstin Marie zu Hohenlohe) gegeben war, „den leichtlebigen Wiener Genius in vertieftere und prägnantere Formen zu bannen, als es seine seichteren und frivoleren Vorgänger getan hatten. Er war der erste Sänger Wiener Frauen, mit dem herben Reiz gezügelter Sinnlichkeit. Sie sind Wissende und dennoch rührend naiv in ihrer Selbstlosigkeit! Sie strömen den heimischen Erdgeruch aus, duften nach der „Blume" unseres Vöslauer oder Gumpoldskirchener Weins!" Auch „Die Geigerin" ist Wienerin, wie „Marianne". Auch „Die Geigerin" geht an gebrochenem Herzen zugrunde. Durch schrankenlose Liebe wird ihre Künstlernatur in Schuld, Sichselbstverlieren und Selbstmord getrieben. Aus eigenster Anschauung malte Saar ein urwienerisch musikalisches Schwestertrio, das in gefährlicher Nachbarschaft eines nicht durch Tugendstrenge berühmten Vergnügungslokales beim „Schwender" aufspielt. Die Älteste verzehrt und opfert sich für einen exotischen, ebenso schönen als unwürdigen Müssiggänger, den ihr die frivole, mit dem Galan der Schwester, wie mit allen andern Männern gewissenlos liebelnde Jüngste abspenstig macht; zwischen beiden steht in Alter und Haltung die mittlere, schlicht- um nicht zu sagen kleinbürgerliche Schwester, die mäßig begabt einen gesunden Hausstand begründet. „Die Geigerin", die von Stufe zu Stufe sinkt und zuletzt nur durch den Sprung in die Donau sich davor bewahrt, nach dem Geheiß eines aus Verzweiflung zum Gatten gewählten verlumpten Barons Straßenläuferin zu werden, ist eine Wiener Sittenstudie, derengleichen nur in der „Josepha" von Anzengrubers Viertem Gebot zu suchen ist. Marie Ebner (der „die Geigerin" gewidmet

war) begrüßte die Novelle mit unbeschreiblicher Freude, las sie zuerst allein und dann ihrer Schwester vor. „Wir waren beide tief ergriffen und konnten den ganzen Abend von nichts anderem sprechen, als von Ihrer mit wahrer Meisterschaft geschilderten Heldin. Die ‚Geigerin‘ ist von allen Ihren Novellen die erschütterndste und die Freunde des Zuckerwassers, das manche Poeten herumreichen, sich einbildend, sie hätten es aus dem kastalischen Quell geschöpft, werden gegen den Schluß derselben Einwendungen erheben. Mir erschien er als die notwendige tragische Konsequenz von Ludovicas Charakter, unentbehrlich zur Vollendung des Bildes, das so fürchterlich wahr ist und dennoch das herzzerreißende Mitleid weckt, das der Liebe so verwandt ist. Ludovicas Schuld ist ihre Strafe. Darin liegt, lieber Saar, Ihre ästhetische Lossprechung, wenn Sie eine dafür brauchen sollten, daß Sie unsere Literatur mit einem Kunstwerk bereichert haben.“

In der „Geigerin“ haben zwei grundverschiedene Schwestern um denselben Mann gekämpft; in der nächsten (schon im Jahre 1869 in einem Brief an Friedrich Marx als „Das Fräulein von Reichegg“ erwähnten) Novelle „Das Haus Reichegg“ stand derselbe Geliebte zwischen einer hochadeligen Messalina und ihrer tugendreichen, als samaritanische Krankenpflegerin endenden Tochter. Skizzenhafter, als „Innocens“, „Marianne“, „Die Steinklopfer“ und „Die Geigerin“ beschloß „Haus Reichegg“ die erste, 1876 in einem Band vereinigte Sammlung von Saars „Novellen aus Österreich“, aus der Heyse für seinen Novellenschatz „Marianne“ auswählen wollte. „Wahrhaft verehrter Herr!“ (so hieß es in Saars Antwort vom 23. Juli 1884 auf Heyses Zuschrift) . . . „vielleicht gelingt es mir, im Laufe der nächsten Jahre nachzuholen, was ich infolge einer sehr langsamen, noch dazu durch einen zehnjährigen Militärdienst unterbrochenen Entwicklung zu bringen säumen und — versäumen mußte. Schon vor mehr als zwanzig Jahren, hochverehrter

Herr, haben Sie zu jenen Sternen gezählt, welche meinem Streben voranleuchteten. Der Eindruck, den Ihre Novellen ‚Die Blinden‘, ‚Der Kreisrichter‘, ‚L'Arrabiata‘ usw. auf mich ausübten, ist mir unvergeßlich geblieben. Von diesen Werken nun bis zum zweiten Bande des ‚Buches der Freundschaft‘, den ich hier erst vor einigen Tagen in sehr gewähltem Kreise vorgelesen, bin ich Ihrem bewunderungswürdigen Schaffen treu gefolgt, wenn sich auch begreiflicherweise nach der dramatischen Seite hin so manche Lücke zeigt. Ich schätze mich glücklich, Ihnen dies endlich vom Herzen weg sagen zu dürfen und verbleibe mit wärmstem Dichtergruße Ihr aufrichtig ergebener Ferdinand v. Saar.“ Heyses Begleitwort der „Marianne“ charakterisierte fein und wohlwollend „die sichere Kunst, mit der die verschiedensten Charaktere gleichsam mit einem Silberstift deutlich umschrieben und die seelischen Vorgänge bei aller Mäßigung klar und ergreifend geschildert sind.“ Zugleich sprach er aber den Wunsch aus, „der Dichter möchte sich einmal an einem größeren Stoffe zu seiner vollen Kraft entwickeln, ähnlich wie es Storm in den Erzählungen seiner reifen Manneszeit getan, nachdem er den Resignationsstil überwunden.“ Und überdies stellte (zufällig oder absichtlich) derselbe siebente Band des Neuen deutschen Novellenschatzes, der die „Marianne“ brachte, Gaudys nach Italien führendes Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen voran und Rudolph Lindaus zwischen England und Japan spielende „Kleine Welt“ hinterdrein.

Solche Grenzüberschreitungen kommen dem Erzähler Saar niemals in den Sinn: „Als Dichter geh' ich ungern auf die Reise,“ heißt es in der Pincelliade; „nur in der Heimat zieh' ich meine Kreise.“ Und ebensowenig wie aus seinem Lande, konnte und mochte er als Novellist und Lyriker aus seiner Haut heraus. Österreich steht im Mittelpunkt seiner Novellen. Genau gesagt: das Österreich, das Saar seit dem Jahr achtundvierzig in seinen politischen und gesell-

schaftlichen Wandlungen geschaut hat. Zuerst (im „Innocens“ und in der „Marianne“, vielleicht auch in den „Steinklopfern“ und der „Geigerin“ absichtslos), seit dem „Haus Reichegg“ immer bewußter und bestimmter gibt er vielfach Anklänge an Zeitereignisse, knüpft er an geschichtliche Typen, mitunter geradezu an unverkennbar lebenstreu eingeführte Persönlichkeiten an; seine geringe Fähigkeit freier Erfindung, seine bedeutende Gabe, lebendige Urbilder zu porträtieren und das große Vorbild Turgénjews bestärkten ihn von Jahr zu Jahr, von einer Novellensammlung zur andern, immer mehr in dem Gedanken, einen Spiegel des heimatlichen Reiches seiner Zeit und seines Kreises aufzustellen. Keinen Zauberspiegel, denn er zeigte niemals Phantasiestücke, noch weniger einen Zerrspiegel, denn sein Künstlersinn und seine Barmherzigkeit milderten das Widerlichste durch versöhnendes Verstehen. Lebensurkunden der österreichischen Zustände zur Zeit Kaiser Franz Josephs I., sind sie zugleich autobiographische Urkunden der menschlichen und künstlerischen Entwicklung Saars. Sein Ich beherrscht (nicht minder ausgiebig, als seine Lyrik) seine Novellen. Ihre Vorzüge und Schwächen haben eine Wurzel, die Persönlichkeit des Dichters. War er deshalb, so gern er Heyses Wink beherzigt hätte, durch die Grenzen seiner Individualität gehemmt, sein Gebiet zu erweitern, gebrach es dem Erzähler an Verwandlungsfähigkeit, war er außerstande, anderes zu berichten, als die Denkwürdigkeiten des eigenen inneren und äußeren Lebens — so machte Saar diese Mängel wett durch die Wahrhaftigkeit seiner Natur. Niemals Nachahmer oder Manierist, pflegte und entwickelte der Erzähler seine selbständige Kunstübung, deren nähere Würdigung noch bei der Betrachtung aller folgenden Novellensammlungen zur Sprache kommen wird.

Mit gleicher, ja wenn möglich mit noch größerer Beharrlichkeit als an den novellistischen hing Saar an seinen dramatischen Entwürfen. Nachdem er fast sieben Jahre mit

dem Stoff der „beiden de Witt" gerungen hatte, reichte er im Oktober 1874 das (in der ersten Ausgabe Franz Nissel gewidmete) Drama dem damaligen Direktor des Burgtheaters Dingelstedt ein, der schon vorher gewünscht hatte, Saar persönlich kennen zu lernen. Dingelstedt erklärte sich bereit, „das gute d. h. kunst- und regelrecht gebaute Stück" im Herbst des kommenden Jahres aufzuführen. „Sie würden mehr erreicht haben," fuhr der Bühnenleiter fort, „wenn Sie, und das ist die einzige Ausstellung, welche ich an Ihrem Werke zu machen habe, die Haupt- und Staatsaktion nicht zu sehr in den Vordergrund gebracht und dadurch den rein menschlichen Teil wesentlich geschädigt hätten. Als Leser finde ich die zarte halbdunkle Weise, mit welcher Sie das Verhältnis zwischen Vater und Tochter, dem Prinzen und dem Mädchen und den beiden Brüdern behandeln, reizend und poetisch. Aber der Zuschauer, das moderne Publikum, verlangt stärkere Züge und Farben. Daß Sie, nachdem Sie Ihre Meisterschaft in der Versifikation in Ihren Heinrichen glänzend bewiesen, auf das in der Tragödie so naheliegende, wie mächtige Mittel bei den de Witt verzichteten, befremdet mich einigermaßen." Saar dankte Dingelstedt für die bedingte Annahme des Stückes und versuchte dessen Umarbeitung, nicht nur im Sinne des Direktors, auch unter dem Eindruck anderer wohlmeinender Kennerurteile.

„Die beiden de Witt", schrieb Theodor Gomperz dem Dichter, nachdem er die erste gedruckte Fassung des Stückes gelesen, am 6. November 1874, „erscheinen mir als ein Werk von hoher Schönheit und ich möchte sagen etwas herber Strenge — mehr Artemis als Aphrodite. Von Schwulst, Tendenz und Phrase so weit entfernt, daß von keinem andern Übermaß die Rede sein könnte, als etwa von dem an Maß. Wenn etwas den Bühnenerfolg — an den ich übrigens unbedingt glaube — beeinträchtigen könnte, so wäre es vielleicht diese strenge und knappe Haltung, dieses Beschneiden aller üppigen Triebe und die etwas gedämpfte Färbung des Affekts, vor allem des der Masse fast allein verständlichen und

interessanten Affekts. Kann das Publikum ein Trauerspiel nicht denken ohne den schrillen Aufschrei gewaltsam hervorbrechender Liebesleidenschaft — dann ist es um die „de Witt" geschehen — aber freilich auch um den Oedipus und den Prometheus. Der antiken Tragödie scheint mir überhaupt Ihr Werk — trotz seiner ausgezeichneten Charakteristik und der satten individualisierenden Lokalfarbe — im Innersten verwandt, — auch in der einigermaßen fatalistischen Gedankenfärbung, ein Punkt, hinsichtlich dessen ich einmal ein Hühnchen mit Ihnen pflücken möchte."

Mit ebenso seltener Offenheit als Feinheit warf Saars mächtigste Gönnerin, die Gemahlin des Obersthofmeisters, Fürstin Marie zu Hohenlohe, die für seine ganze künstlerische Zukunft wichtigste Frage auf: weshalb er nach Bühnensiegen strebe, statt seiner eigentlichen Anlage gemäß seine volle Kraft der Epik und Lyrik zu weihen? Die große Dame durfte unbekümmert um Mißverständnisse dem Dichter diese Antwort ans Herz legen, weil jeder ihrer Briefe, jede ihrer Taten Saar gleicherweise von ihrer ungewöhnlichen geistigen Überlegenheit und echt weiblichen Güte überzeugte. Künstlerisch begabt wie wenige, hatte Prinzessin Marie Sayn-Wittgenstein im Hause ihrer Mutter mit Liszt und Hebbel, Wilhelm Kaulbach und Hähnel, Meistern aller freien Künste, Gelehrten und Staatsmännern auf das angeregteste verkehrt. Die Besten und Größten fühlten sofort heraus, daß der Phantasie, dem Gemüt, dem Gedankenleben der Prinzessin Kunst und Wissenschaft ein Lebenselement, kein flüchtiger Zeitvertreib war. Nicht aus höfischer Huldigung wählte sie Kaulbach zum Urbild von Tassos Leonore, porträtierte sie Hähnel für den Kopf seines Raphael. Daß und wie tief sie, „das indische Märchen", Hebbel bei seinem letzten Besuch in Weimar bewegt hat, weiß jeder Kenner seines Lebenslaufes. Die gleiche Empfänglichkeit für das Echte in Kunst und Leben bewahrte sich Fürstin Marie zu Hohenlohe inmitten aller aufreibenden Pflichten ihres Wiener

Hofamtes. Ihre Empfänge im Augarten vereinigten nicht nur äußerlich die Größen ihrer Zeit; Richard Wagner und Liszt, Tegetthoff und Andrassy, Makart und Wilbrandt, Architekt Ferstel und Semper, Graf Nigra und Lord Lytton-Bulwer fühlten sich der Gastfreundin innerlich zugehörig. Der Biograph ihres Gemahls, der Erzieher ihrer Kinder, Karl Erdman Edler, hat des geheimsten Grundes dieser ungemeinen Gewalt der Fürstin über so grundverschiedene Naturen gedacht: der Hoheit ihrer Seele, die sie zugleich zur demütigen barmherzigen Schwester, zur zärtlichen, pflichtgetreuesten Mutter und zur ebenbürtigen Vertrauten ganzer Künstler macht. Seit die Fürstin Saar in Blansko gesehen und seinen Kaiser Heinrich IV. gelesen hatte, nahm sie sich seiner mit ehrlichem Wohlwollen an; gern kam sie seinen Wünschen zuvor; sie fand die Zeit, ihm (wie so manchem andern Künstler) ihre Meinung in Briefen auszusprechen, die Saar (wie so mancher andere Meister) in seinem Reliquienkästchen verschloß: in jeder ihrer Äußerungen offenbarte sich der große Stil, der ihr Wesen und Handeln adelt. Ihr Lob wird nie maßlos, ihr Einspruch nie kränkend; jedem ihrer Urteile und Ratschläge fühlt man die Wahrhaftigkeit an, der es um die Sache und nur um die Sache zu tun ist. Gewiß hat Fürstin Hohenlohe den (wohl vornehmlich durch ihren Einfluß nach Wien berufenen) Dingelstedt zuerst auf Saar und seine Heinrich-Tragödien hingewiesen; sie hat auch den de Witt ihren Beistand nicht versagt, obwohl sie dem Dichter ihre Einwendungen nicht verschwieg:

„Ich danke Ihnen, verehrter Herr, für Ihre fortgesetzte freundliche Erinnerung, von der ich einen neuen Beweis in Händen habe. Das Stück hatte ich schon gelesen und sogar mit Hofrat v. Dingelstedt eifrig durchsprochen, der Ihnen sein Bedenken gegen die Aufführung wohl schon ausgesprochen haben wird. Er behauptet durch eigene Erfahrung belehrt worden zu sein, daß dergleichen politische Dramen der Bühne entfremdet sind — denn sein „Haus Barne-

veldt“ erlebte trotz großer poetischer Schönheiten nur wenig Aufführungen. Ich bewundre die knappe Form an Ihrem Werk — da die Gefahr der epischen Breite bei solchen Stoffen sehr nahe liegt. Hätten Sie aber den Charakter des Prinzen nicht etwas tiefer ausarbeiten können? Ist überhaupt ein Charakter, der durch Niederlagen den Weg zur Größe findet, dramatisch zu bewältigen? Der Zuhörer muß es Ihnen schließlich aufs Wort glauben, — denn Sie haben keine Zeit, den Prozeß des Reifens vor unsern Augen darzulegen. Um aber die Begeisterung zu entzünden, muß der Held gewappnet wie Minerva vor dem Publikum erscheinen. Ihr Wilhelm soll's erst werden, wenn der Vorhang zum letztenmal gefallen ist, und ich fürchte das ist die mißliche Seite Ihres Werkes. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so aufrichtig meine Bedenken ausspreche, die unbegründet sein können. Sehen Sie darin einen Beweis, wie ehrlich ich Ihre Werke bewundere, daß ich Ihnen die Kritik nicht vorenthalte! Warum haben Sie sich auch eine so nüchterne Sprache angetan? Warum die Verse vermieden, die einen so schillernden Glanz über die Gestalten in Ihrem Heinrich verbreiten? Das ist wirklich allzu spartanisch — eine zu gewaltige Konzession, die Sie der Lebensanschauung ihres alten Cornelius[1]) machen.“

Die Fürstin ließ es bei diesen den wunden Punkt der de Witt treffenden Kritiken nicht bewenden. Weihnachten 1875 spricht sie sich noch unumwundener aus:

„Ich bin wirklich gerührt, verehrter Herr, durch Ihre so stete freundliche Erinnerung. Gottlob hat meine frohe kleine Schar den gestrigen Abend mit kindlichem ungetrübten Jubel gefeiert. Und Sie haben uns wieder verlassen? Hoffentlich belebt Ihre Muse die freiwillig gewählte winterliche Einsamkeit. Ich habe nicht vergessen, daß als wir uns zuletzt sahen, Sie mir sagten, ich solle Ihnen einen neuen dramatischen Stoff andeuten. Seither sind mir mehrere eingefallen — aber soll ich Ihnen gestehen, daß ich nicht die Ursache der Anregung sein wollte, Sie der Bühne zuzuwenden? Das Lampenlicht hat etwas ungemein Verlockendes — und doch verwelken die zartesten edelsten Blüten in seiner dumpfen Atmosphäre. Sie werden über meinen Vergleich lächeln — aber ich behaupte, die

[1]) de Witt.

Bühne ist für den Dichter, was der Ballsaal für die Mädchen vorstellt. Wen sollte es nicht freuen, auf diesem Schauplatz zu glänzen? Aber nach vorübergehenden Triumphen ziehen sich die tiefer angelegten Naturen zu ernsterem Streben zurück. Aus den gefeierten Ballschönen werden gediegene Hausfrauen — und der gereifte Schriftsteller schafft Werke, welche die äußere Berücksichtigung des szenischen Erfolges entbehren können. Ich hoffe, Sie sind jetzt mit einem solchen Werk beschäftigt und verargen mir nicht mein offenes Geständnis. Schenken Sie uns bald eine neue Dichtergabe, wie eifrig ich es wünsche, brauche ich nicht zu sagen, denn Sie kennen meine warme Teilnahme für Ihre Werke."

Viel Kränkung und Kummer wäre Saar erspart geblieben, wenn er den weisen wohlmeinenden Rat der Fürstin beherzigt hätte! Zunächst schien es, als ob er selbst auf ähnliche Gedanken gekommen wäre. Schon im November 1875 hatte der arme Dichter Dingelstedt geschrieben, da es ihm nicht gelungen sei, sein nun einmal der ganzen Anlage nach verfehltes Stück, die beiden de Witt, umzuarbeiten, müsse er auf die Hoffnung verzichten, das Stück auf die Bühne zu bringen, und deshalb Dingelstedt bitten, sein Gesuch um ein Staatsstipendium von 500 Gulden zu befürworten: ein Wunsch, dem der Direktor entgegenkommend willfahrte. Der Fürstin antwortete Saar im Januar 1876 aus Pfannberg: „Was Sie über die Beziehungen der Dichter zur Bühne bemerkt haben, stimmt ganz mit meiner eigenen Ansicht überein und Sie können mir aufs Wort glauben, daß ich über die Eitelkeit, mich „aufgeführt zu sehen", längst hinaus bin. Aber der damit verknüpfte materielle Erfolg, sowie die mir nun einmal innewohnende dramatische Anlage bestimmen mich dennoch, das Theater im Auge zu behalten." „Wäre mir das Glück beschieden gewesen, mit einer kleinen Rente von nur 600 fl. geboren zu werden: ich würde leichter darüber hinwegsehen." Sein gleichzeitig ausgesprochenes Ersuchen, ihm als ehemaligen Offizier beim Kaiser ein Jahrgehalt von 300 Gulden zu erwirken, wurde dank dem Eingreifen der

Fürstin in weniger als vier Wochen erfüllt. Somit hätte Saar auf die von einer Bühnenaufführung erwartete Zubuße verzichten können. Wunderlicherweise sollten gerade die Leistungen des Erzählers Anlaß zur Wiederaufnahme der de Witt geben. Als Saar dem Direktor des Burgtheaters die „Novellen aus Österreich“ mit der Vorankündigung eines neuen Dramas (Tempesta) und dem bitteren Begleitwort überschickt, er stehe bisher büßend, wie der von Dingelstedt abgewiesene Heinrich IV. vor Canossa, vor dem Burgtheater, überraschte der Direktor den „liebwerten Dichter“ mit den unerwartetsten Mahnworten:

„Der recht stattlich und schmuck sich darstellende Band brachte allerdings einige aus früheren Lenzen mir bekannt gewesene Blüten, insonderheit das kleine Meisterwerk Innocens und die reizenden Steinklopfer. Die übrigen Erzählungen waren mir neu und haben mir wie meiner Frau und Tochter ein paar recht stimmungsvolle und genußvolle Abende bereitet, für welche ich einstweilen in Ihrer Schuld bleibe. Daß ich Sie lieber als im lyrischen Flügelkleide im dramatischen Harnisch oder Mantel wiedergesehen haben möchte, sei Ihnen mit einem leisen Seufzer gestanden. Da Sie mich auf ein neues Stück vertrösten, verargen Sie mir nicht (die Frage), ob Sie nun und nimmer zu Ihren Brüdern de Witt zurückkehren wollen? Dies ist ein fertiges tüchtiges wirksames Stück, welches in ein paar Arbeitswochen für die Bühne gerettet werden könnte. Wüßten Sie aus Erfahrung, wie ich es weiß, daß jedes gute Theater nach deutschen Originaldichtungen lechzt, Sie würden die Ihrige nicht so leichten Herzens verloren geben.“

Ein solches Wort aus dem Munde eines regierenden Dichters, der selbst in seiner Jugend einen Vorwurf aus der Geschichte der Niederlande dramatisiert und kurz zuvor auch zum besonderen Entzücken Saars die ganze Reihe der Shakespeareschen Königsdramen auf das Burgtheater gebracht hatte, sah Saar als „Wink des Schicksals“ an. Dem Weckruf Dingelstedts und der Kritik der Fürstin Hohenlohe vielfach folgend, ging Saar an eine gründliche Umarbeitung der beiden

de Witt, die Mitte Dezember 1878 im Burgtheater dreimal (mit Lewinsky als Johann, Hallenstein als Cornelius de Witt, Robert als Prinz von Oranien und der jungen Hohenfels als Tochter des älteren de Witt) und (vermutlich wiederum dank dem Eingreifen der Fürstin Hohenlohe) 1879 in Weimar aufgeführt wurden.

Welche Anregungen Saar ursprünglich just auf diesen Stoff geführt hatten, ist nicht nachweisbar. Vielleicht war es das Vorbild des Egmont. Vielleicht regte sich sein eigenrichtiges, eigensinniges politisches Interesse, das in seiner Lyrik von der jugendlichen „Laienpolitik“ bis zu den Gedichten des Greises „Austria“, „Rußland“ und nicht minder vernehmlich in manchen Novellen aus Österreich zu Worte kommt. Gewiß glaubte Saar (wie er Dingelstedt schrieb), daß das Stück viele Berührungspunkte mit der Gegenwart aufweise und als treues politisches Spiegelbild alle Parteien anregen und befriedigen würde. Nun bezeugte der Triumph der Königsdramen im Burgtheater zweifellos den außerordentlichen Anteil, den die damaligen Theatergänger Historien entgegenbrachten, in denen Lagerleben und Staatsreden, großsprecherische Franzosen und unbedacht unterschätzte Widersacher beständig an den großen Krieg von 1870 erinnerten. Wer nun gar eines Abends Bismarck im Burgtheater die Sterbeszene des Kardinal Winchester mitanschauen sah, hätte selbst von einer zahmen Bearbeitung der Heinrich-Tragödien Saars mächtigen Erfolg erwarten können vor Zuhörern, die kurz vorher im deutschen und im österreichischen Parlament, im Briefwechsel Kaiser Wilhelms und Papst Pius IX., neue Kämpfe um die alte Streitfrage der beiden Schwerter miterlebt hatten. Die niederländischen Wirren, die diplomatischen Verwicklungen für und gegen die Eroberungspolitik Ludwigs XIV., der Zwiespalt der großen aristokratischen Republikaner vom Schlage der beiden de Witt gegen die Übermacht des Hauses Oranien führte zu Motiven, die besser

und überzeugender, als der Dramatiker, der Geschichtsforscher und -Schreiber durchsichtig zu machen imstande war. Diese kaum zu besiegende Sprödigkeit des Urstoffes („Marmorklippen" nennt sie Justi selbst für einen Michelangelo) hat Saar bald nach Beginn des ersten Entwurfes in Briefen an Milow beklagen, doch nicht beseitigen können: Herr dieser Schwierigkeiten ist der Dichter denn auch in der neuen sowenig als in der alten Ausgabe der „de Witt" geworden. Strenge Kritiker, Speidel und Hevesi, gaben das Werk deshalb nach der Uraufführung im Burgtheater bei allem Wohlwollen für Saars Dichterkraft als vollkommen verfehlt preis und selbst ein milderer Kunstrichter von der Einsicht Joseph Bayers fand bei allem Bemühen, bedeutende Einzelheiten gelten zu lassen, durch die de Witt Lessings Wort neu bestärkt, daß der Staat auf der Bühne für unsere Empfindungen ein zu abstrakter Gegenstand sei. Macaulay und Mignet packen jeden Leser mit ihren Charakteristiken Wilhelms III.: Saars Prinz ist eine saubere akademische Studie. Seine beiden de Witt, die Ranke den größten Staatsmännern ihrer Zeit beizählt, waren in Wirklichkeit anders und bedeutender, als in ihrem Lippenfechten für und gegen die Wahl Oraniens zum Feldhauptmann. Die Pöbelrotte, die von gedungenem Gesindel aufgestachelt, die Brüder de Witt buchstäblich in Stücke reißt, hatte längst ihresgleichen und wird immer ihresgleichen haben, wie die römischen Bürger in Shakespeares Coriolan, wie die rebellierenden Analphabeten John Cade und seine Leute in Shakespeares Heinrich VI. Mit solchen Vorbildern vermögen die holländischen Hetzer und Gehetzten in Saars Volksszenen nicht zu wetteifern. Der Achtungserfolg, den seine niederländische Haupt- und Staatsaktion im Burgtheater fand, galt einigen gut und vornehm geführten Auftritten (Oraniens Abweisung der von Frankreich angebotenen Krone; dem Zusammenstoß der beiden Brüder im Staatsrat) und novellistischen Fein-

heiten in den Begegnungen des Prinzen und der Tochter Johann de Witts.

Genügsam gab sich nicht nur Saar selbst mit diesem Ausgang zufrieden: der Obersthofmeister ließ ihn (vermutlich auf Anregung seiner Gemahlin) wenige Wochen nachher mit dem Auftrag betrauen, ein Festspiel zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares zu schreiben. Mit erstaunlicher, bei seiner sonstigen Langsamkeit doppelt erstaunlicher Schlagfertigkeit entwarf Saar die von starkem Heimatgefühl und angeborener Begabung für die Kunstform des Gelegenheitsstückes getragenen Szenen An der Donau. Schmiegsam und beweglich paßte er sich den Wünschen der Festgeber an; da sein Plan zu einem dramatischen Gedicht „Der Sohn des Kaisers" dem Verbot begegnete, Maximilian I. und Marie von Burgund als Mitglieder des Kaiserhauses redend und handelnd in dem Festspiel auftreten zu lassen, war er sofort mit einem zweiten zur Stelle; bis Mitte März gelang in einem Schuß und Guß die Dichtung, die Austria, Bellona, Klio in empfundenen wuchtigen und weichen Versen Größe und Lieblichkeit der Heimat preisen und in lebenden Bildern und malerisch geschauten und gebauten Aufzügen Vergangenheit und Gegenwart des Kaiserhauses, alle Stände und Stämme, Alt- und Neuösterreich aufsteigen ließ. Die Fähigkeit Saars, statt leerer Allegorien und herkömmlicher Schmeichelreden aus der Feststimmung heraus mit künstlerischen Mitteln Begeisterung zu wecken, zeigte sich „An der Donau" zum ersten, nicht zum letzten Male mit starkem Gelingen. Das Festspiel gefiel der wahrhaft kaiserlichen Gesellschaft des Théâtre paré ausnehmend, und unabhängige Kritiker, die den de Witt unmittelbar vorher hart zugesetzt hatten, rühmten Saars Verdienst, bei solchem Anlaß eine dichterische, keine höfische Improvisation geschaffen zu haben. Als dem Anspruchslosen überdies ein schweres Säckchen Dukaten als Ehrengeschenk ins Haus gebracht wurde, traute er seinen

Augen nicht: gar zu gern hätte er seine Mutter als Zeugin dieser Überraschung bei sich gehabt.

Im nächsten Jahre (September 1880) überreichte Saar der Direktion des Burgtheaters seinen dramatisch umgearbeiteten Erstling, den „Borromäer“, nun seine (der Fürstin Hohenlohe gewidmete) Tragödie „Tempesta“ (s. Abschnitt II); Dingelstedt wies das Stück, viel zu hart, rundweg ab: „Tempesta ist für die Bühne unmöglich. Es fehlt der als Buchdrama ganz ansprechenden Dichtung jeder Halt auf der Szene, eine verständliche motivierte fortschreitende Handlung, konsequente Charakteristik. Sie haben es sich diesmal zu leicht gemacht und nur eine Skizze zu einem Drama geliefert, aus welcher, wie sie vorliegt, nichts zu machen ist.“

Diese niederschlagende Botschaft erhielt Saar gleichzeitig mit einer (Beilage D mitgeteilten) in aller Schonung rückhaltlosen Kritik des Tempesta aus der Feder der Fürstin Hohenlohe Weihnachten 1880 auf der Salmschen Besitzung in Blansko, wohin der Dichter nach sieben unstet verbrachten Jahren wiederum als Schützling der Altgräfin, diesmal zu jahre- und jahrzehntelangem Aufenthalt gekommen war. In der Zeit von 1873—80 hatte er alljährlich meist einige Monate in Döbling verbracht, gehätschelt von Josephinen von Wertheimstein und ihrer weitverzweigten Familie; zur Arbeit bedurfte Saar indessen nach wie vor vollkommener Abschließung; um diesen „behaglichen Zustand tätigen Alleinseins“ zu finden, der ihm (nach seinem Wort in ‚Seligmann Hirsch‘) stets der erwünschteste im Leben gewesen, verließ er Wien oft monatelang. 1874 suchte er zum letztenmal Ehrenhausen auf. Eine Reihe von Jahren 1875—79 war er vielgesuchter Hausgenosse der Geschwister Josephinen von Wertheimsteins (des ältesten Bruders und seiner Frau Max und Louise von Gomperz auf Schloß Pfannberg bei Frohnleiten; ihrer Schwester Baronin Todesco in ihrer Mödlinger Villa, Hinterbrühl, und auf ihrem ungarischen

Gute; ihres zweiten Bruders, des Präsidenten der Brünner Handelskammer Julius von Gomperz und dessen Gattin Karoline von Gomperz-Bettelheim auf Schloß Habrowan). Allerorten, in der Steiermark, in Mähren und in den Umgebungen Wiens stießen ihm auf Schritt und Tritt ungesucht Motive und Modelle auf; mit prüfendem Blick musterte er den jungen Rosegger bei einer flüchtigen, nachmals in einer poetischen Epistel verewigten Begegnung in dessen Heimatland in Frohnleiten und in dem nahegelegenen Bruck an der Mur erneuerte er eine 1868 in Wien gemachte Bekanntschaft mit dem von ihm sehr (wohl zu sehr) geschätzten Sacher-Masoch; Saar las dem von ihm höchlich bewunderten Erzähler des „Don Juan von Kolomea" und dessen erster Frau Wanda seinen „Hildebrand" vor: zu welchen sexualpathologischen Mißverständnissen die der Geißel geltenden Apostrophe Gregors VII. bei dem seltsamen Paar führte, sollte Saar erst ein Menschenalter später aus der abscheulichen Lebensbeichte von Frau Wanda erfahren. Sein Verkehr beschränkte sich begreiflicherweise nicht auf Literaten, wenn er ihnen auch, selbst in der Wasserheilanstalt Radegrund (wie der Dichterling der Novelle „Hymen" bezeugt), niemals völlig zu entfliehen vermochte. Proletarier und Bauersleute, Machthaber und Auswürflinge, Hochadelige und Finanzmänner, Vollblutkünstler und Kunstzigeuner, Dutzend- und Ausnahmsmenschen drängten sich vor seinen Blicken; keiner dieser Eindrücke ging verloren; den meisten dieser Gruppen begegnet man in den Novellen aus Österreich: wie La Bruyère seinen „Caractères" hätte er seinen Gestalten das Geleitwort geben dürfen: Je rends au public ce qu'il m'a prêté, wenn er auch stets bemüht war, die Züge und Lebensläufe seiner Originale nicht mit steckbrieflicher Deutlichkeit, sondern künstlerisch selbständig zu behandeln.

Die erste neue Geschichte, die Saar den „Novellen aus Österreich" folgen ließ (in „Nord und Süd" 1879 ur-

sprünglich Der General, später Vae victis betitelt), erinnerte freilich so bestimmt an (wenn auch willkürlich umgestaltete) Erlebnisse geschichtlicher Persönlichkeiten, daß nicht nur die Skandalsüchtigen die Namen des siegreichen Feldherrn und seiner treulosen Frau nannten, die ihn zum Selbstmord getrieben haben sollte. Saar hat der Fürstin Hohenlohe versichert, daß er bei dieser Corona nur wenig an die Gemahlin des Generals gedacht, der sich wirklich eine Kugel durch den Kopf gejagt: „eine nicht schöne, grausame und herzlose Frau, mit welcher ich vor vielen Jahren in Beziehungen stand, ist eigentlich das Urbild der Corona, und ich habe im Verkehr mit ihr, der über zwei Jahre dauerte, alle Qualen des Generals durchgemacht — bis aufs Erschießen.“ Noch heikler war, daß als glücklicher Nebenbuhler des Generals (vollkommen porträttreu und vollkommen den Tatsachen widerstreitend) ein liberaler Parteiführer erschien, der nach kurzer Herrlichkeit als allmächtiger Minister durch eigene Unwürdigkeit und unlautere Bereicherung zu „glanzlosem Fall“ kommt. Der Erzähler scheint mit seinen Sympathien nicht nur, wie billig, bei dem verratenen General zu stehen; der altösterreichische Soldat hält es diesmal mit dem schweigenden tatenfrohen Gehorsam des tapferen Militärs gegen die windigen Zungenhelden und Volksaufwiegler, während er sonst (im „Haus Reichegg“ und im „Schloß Kostenitz“) das „schnöde Junkertum“ der hocharistokratischen Weiberjäger im Waffenrock scharf mitnimmt. „Im General“ (wie nachmals im „Schloß Kostenitz“) wollte Saar seiner Novelle politischen Hintergrund geben; er wirkt dabei weniger historisch als in Erzählungen, die gar keine zeitgeschichtlichen Prätensionen erheben und rein künstlerisch Sitten und Charaktere seiner Tage lebenstreu festhalten.

Vae victis hatte Saar in Mödling vollendet; die meisten seiner folgenden Novellen schrieb er auf den fürstlich Salmschen Besitzungen in Blansko und Raitz. Was die

Altgräfin, nachmals Fürstin Elisabeth Salm-Reifferscheidt — eine Herrschernatur — war, was sie dem Dichter geworden und gewesen, hat er einige Jahre nach ihrem Heimgang in einer Nänie zu sagen sich bemüht:

Was an Kraft,
An Tiefe, Leidenschaft und Lebensdrang
Ein Herz besitzen kann — das deine barg es!
Voll mächtiger Impulse warst du. Flammend
In Lieb und Haß. Nach höchstem Glück verlangend,
Vermochtest du das schwerste Leid zu tragen.
Dabei wie gütig! Jeden fremden Schmerz
Verstandest du, bereit stets, ihn zu lindern.
So kam's, daß alle, die dir je genaht,
Empor zu deiner Frauengröße blickten,
Wie man nach oben blickt.

Was du der Kunst gewesen, weiß der Dichter,
Der dir das Beste seines Schaffens dankt,
Ein Heim dir dankt und seiner Muse Freiheit.

Schon bei seinem ersten Besuch in Blansko, nach dem Tod seiner Mutter, scheint Altgräfin Salm daran gedacht zu haben, dem Dichter, dessen Begabung sie sehr hoch stellte, nicht nur eine sichere Zufluchtsstätte auf ihren Gütern, sondern die Gründung eines eigenen Herdes zu gönnen. In ihrem gesellschaftlichen Kreise wurde sie die erste Fürsprecherin Saars; in ihrem Hause traf er anfangs der siebziger Jahre mit Fürstin Marie zu Hohenlohe, Fürstin Reuß, Gräfin Dönhoff (nachmals Fürstin Bülow) zusammen. Auch in der Folge, da Saar fern von Wien und Blansko seinen Wohnsitz aufschlug, behielt sie sein Schaffen wohlwollend im Auge, ließ sie es sich nicht nehmen, im Bunde mit anderen mächtigen Gönnern und Freundinnen seines Talentes (Erzherzog Karl Ludwig, Baronin Ebner-Eschenbach usw.), seine Zukunft sorgenfrei zu gestalten. Die Hungerjahre und Wechselklagen lagen hinter ihm; an 10000 Gulden

Wucherschulden konnte Saar für Darlehen, die vermutlich in Wirklichkeit nicht mehr als ein Fünftel dieser Summen betragen hatten, nach und nach abzahlen; der Jahrgehalt des Kaisers, die kleine Familienstiftung und das Künstlerstipendium ermöglichten ihm, obschon seine literarischen Einnahmen nach wie vor wenig ins Gewicht fielen, bei seiner höchst bescheidenen Lebensführung knapp durchzukommen. Nach dem Tode Mosenthals hatte er sich vergeblich bemüht, dessen Nachfolger als Bibliothekar des Unterrichtsministeriums zu werden; eine (durch Doktor Moritz Lederer 1876/77 veranlaßte) Anregung des Sektionschef Mérey, Saar für die vormals mit Grillparzer besetzte Archivdirektorsstelle im Finanzministerium vorzuschlagen, lehnte der Dichter ab; er war entweder weiterer zweifelhafter Bemühungen müde geworden oder der Ansicht, daß er überhaupt nicht, mindestens nicht mehr in eine Beamten-Stellung tauge. Vorher hatte er das Ergebnis einer ohne sein Vorwissen veranlaßten Sammlung abgewiesen, weil er nicht jedermann verpflichtet sein mochte. „Wenn jedoch," so schrieb er im Februar 1877 in demselben Brief an Baronin Ebner, „die Absicht, mich jeder materiellen Sorge zu entheben, in Ihnen selbst oder bei einer andern mir werten Persönlichkeit, welche meinem Talente, meinem Streben Teilnahme und Förderung entgegenbringt, entsprungen ist: dann werde ich mit Freude und Rührung, mit dem wärmsten Dankgefühle das annehmen, was man für mich zu tun gesonnen ist. Denn ich habe es nie unter der Würde eines ringenden Künstlers gehalten, Mäcene zu haben — wenn auch andere Leute anderer Meinung sind." Er dachte im 19. Jahrhundert nicht anders über diese Dinge, wie ein mittelalterlicher ritterlicher Minnesänger, der von Burg zu Burg zieht und edle Gastfreundschaft in unabhängiger Gesinnung durch Sängergaben vergilt, oder wie noch im 16. Jahrhundert Ulrich von Hutten, der würdigen Fürstlichkeiten und Patriziern Dedikationen zu

teil werden ließ im Vertrauen auf ihre Großmut. Zum freien Schriftsteller im modernen Sinne, der vom Ertrag seiner literarischen Tätigkeit lebt, war Saar so wenig geschaffen, wie sein armer Freund Franz Nissel, der sich als wenig oder gar nicht gespielter Dramatiker durchs Leben hungerte und bei der unerwarteten Verleihung eines Dritteiles des Schillerpreises, durch Entbehrungen entkräftet, so krank war, daß er dem bei diesem Anlaß ihm und den beiden andern Preisgekrönten, Anzengruber und Wilbrandt, veranstalteten Festbankett der „Concordia“ nicht beiwohnen und seine Danksagung an seiner Statt nur durch Saar vorbringen lassen konnte. Der Dichter der Heinrich-Tragödien hat dem alten Schulkameraden gewiß den Schillerpreis für die „Agnes von Meran“ nicht mißgönnt; einer wehmütigen Anwandlung hat er sich indessen schwerlich erwehren mögen, daß seiner mächtigeren Doppeltragödie niemals vor- oder nachher der Grillparzerpreis zu teil wurde und werden konnte, weil diesem kraftvollem Jugendwerk keine (vom Stiftsbrief verlangte) Bühnenaufführung beschieden war. Nach wie vor für die Sicherung seines Lebensunterhaltes nur auf Künstlerstipendien und Ehrengaben angewiesen, durfte er sich wenigstens sagen, daß er seine Feder niemals, zu niedriger Schmeichelei sowenig, wie zu überhasteter Lohnschreiberei herabgewürdigt.

Der Ruf der Fürstin Salm gab Saar einen gewissen Rückhalt; seine dauernde Niederlassung in Blansko bedeutete zugleich den Abschluß eines langen, stürmereichen Romans, von dem er Weilen (auf das freundliche Anerbieten, Saar mit der Schwestern-Fröhlich-Stiftung bedenken zu lassen) am 14. November 1880 einige bezeichnende Andeutungen macht:

„Ich werde mich in nächster Zeit (einen ganz genauen Termin kann ich heute noch nicht mitteilen) mit Fräulein Melanie Lederer, der Schwester des Advokaten und gewesenen Bürgermeister-Stellvertreters Dr. Moritz Lederer, vermählen und auf drei Jahre meinen Aufenthalt in Blansko nehmen, woselbst mir im Umkreise des Schlosses

eine sehr angenehme Wohnung zur Verfügung gestellt ist. Während dieser Zeit werde ich noch drei poetische Arbeiten vollenden, die bereits ziemlich ausgiebig begonnen sind und mit welchen ich meine schriftstellerische Tätigkeit bis auf weiteres abzuschließen gedenke, um sodann in irgendein Amt einzutreten. Da meine Braut, die bereits in einem gewissen Alter steht, ihre gut dotierte Stellung im Hause beibehält und auch in Zukunft beibehalten wird, so kann ich mich nunmehr, da auch ich eine kleine Rente besitze, der Lebenssorgen entbunden erachten, mit welchen ich so lange zu kämpfen hatte. Aber ich habe noch einige alte Schulden zu begleichen, deren einige bis in den Anfang der sechziger Jahre hineinreichen. Und in dieser Hinsicht wäre es für mich eine wahre Erlösung, wenn ich mit einer Ehrengabe aus der Grillparzer-Stiftung beteilt würde. Schon vor Deinem so überaus freundlichen und teilnehmenden Entgegenkommen wollte ich mich vertrauensvoll an Dich wenden; nun aber bitte ich Dich herzlich für mich zu tun, was Dir möglich ist und was Du für recht und billig erachtest. Alle diese Mitteilungen sind eigentlich für Dich allein bestimmt: Du kannst sie jedoch auch solchen Persönlichkeiten bekannt geben, von denen Du weißt, daß sie mir wohlwollend gesinnt sind."

Im Januar 1881 schickte Saar seinem Freunde die Anzeige seiner Vermählung; mit seiner Gattin bezog er ein (in der Novelle „Tambi" genau beschriebenes) Nebengebäude des Schlosses; die Fenster gingen auf der einen Seite in den Park, auf der andern lag die Landschaft mit einem Teil des Dorfes. „Eine echt mährische Gegend. Unübersehbare Felder, auf welchen noch hin und wieder Rüben und Kartoffeln standen; sanft aufsteigende Hügel, dunkle Nadelholzwälder und das Ganze von einem Eisenbahndamme und einem kleinen trägen Flüßchen durchschnitten und durchschlängelt." Solange die gräfliche Familie im Schloß war, (sie verbrachte einen großen Teil des Jahres in Wien und auf Reisen), verging kaum ein Abend, an dem Saar nicht in den Abendstunden im Salon erschien zu lebhaftem Gespräch oder zum Vorlesen belangreicher neuer Bücher; war ihm eine neue Dichtung geglückt, so holte er das Kennerurteil

der Schloßherrin ein. Über so ernsten Unterhaltungen wurde der Scherz nicht vergessen. Saar ließ sich von den jungen Söhnen und Töchtern der Fürstin gern necken. In parodistischem Übermut dichtete er zum Geburtstag der Schloßfrau eine Kinderoperette „Der Mantel des Confucius“, harmloser, altwienerischer Ulk, zu dem ein anderer alter Stammgast, Dr. Eduard Horn, eine muntere Musik schrieb und in der sich Saar um die Wette mit den Kindern des Hauses schauspielerisch austobte. Wer den „Elegiker“ nur in trüben Stunden und Stimmungen gesehen, ahnte nicht, welche Kraft angeborener Komik in ihm steckte; sein Wau-Wau-Ho, Usurpator und Tyrann in China, verblüffte durch Ausgelassenheit. Andere Male stellte er lebende Bilder, für die er Hoch und Nieder heranzog; als guter Physiognomiker fand er unter dem Gesinde die richtigen Urbilder für Marat und Maria von Medici. Daheim bestellte Melanie die Wirtschaft, wenn sie nicht gerade mit der Familie Salm in Italien oder später durch ein schweres, rasch sich entwickelndes Leiden an das Krankenlager gebunden war; nach ihrem frühen tragischen Ende sah sie der Dichter im Traum vor sich:

> Du schaltest nach wie vor im kleinen Hause
> Das du betreut mit sorglich lieber Hand —
> Belebst und schmückst, wie sonst, des Dichters Klause,
> Den keine Seele je, wie du, verstand.
>
> Und wieder sitzen wir beim schlichten Male
> Die Bissen reichend unserm treuen Hund,
> Und wandeln dann begnügt im Abendstrahle
> Mit sanften Schritten durch des Gartens Rund.

Der „treue Hund“, Saars steter Begleiter auf seinen Spaziergängen, fand zur Strafe seines unbefugten Jagens durch die Hand eines übereifrigen Forstwartes einen in der Novelle „Tambi“ (1882) treu der Wirklichkeit nacherzählten

Tod. Wie nah der Verlust des vierfüßigen Lieblings dem Dichter gegangen, ist der Novelle deutlich anzumerken; Tambi ist (wie der Hund in Turgénjews „Mumu“) das einzige Wesen, das einem vom Schicksal Müdegeprügelten das Dasein noch möglich macht; bei Saar ist der Herr des Hundes ein Verkommener, ein Poet, der mit seinem Erstlingsdrama (dem prophetisch „Trank der Vergessenheit“ betitelten Schauspiel von Gottfried Kellers Bekannten Bachmayer) Aufsehen erregt und dann (wie Saar nach dem Erscheinen der Heinrich-Tragödien) jahrelang keinen weiteren Wurf zuwegebringt. Wie nahe Saar daran war, gleich Becher-Bachmayer, während seiner Verlassenheit von allen Musen, verzweifelnder Entmutigung preisgegeben, ins Wasser zu gehen, ist früher in der Schilderung seiner sieben bösen Jahre gesagt worden. Als Kunstwerk scheint mir „Tambi“ nicht auf gleicher Höhe mit „Innocens“, „Marianne“ und der „Geigerin“ zu stehen: und auch „Der Exzellenzherr“, die letzte der 1882 in einem Band mit Vae victis vereinigten „Drei neuen Novellen“ — die Anekdote eines durch unzeitige Zimperlichkeit zum Verhängnis für ein ganzes Frauenleben ausschlagenden Stelldicheins — gehört nach meinem Gefühl nicht zu den rundesten Schöpfungen Saars. Desto reineren Genuß bereitete Saar der Mit- und Nachwelt mit der ersten 1882 veröffentlichten Sammlung seiner „Gedichte“, die den ganzen Menschen und den ganzen Künstler wie in einem Naturselbstdruck zeigen.

Ihre Reife und ihr Reichtum überraschten selbst die sachverständige Meisterin Betty Paoli, der vorher keine der vereinzelten Proben der Lyrik Saars in den „Dioscuren“ und der „Heimat“ entgangen war. Und der älteste Vertraute des Dichters, Milow, konnte sich nicht genug verwundern, als ein Wort, das Saar in den sechziger Jahren gesagt — er habe zunächst die und die dramatischen und novellistischen Arbeiten vor; dann werde er sich ein, zwei

Jahre nur auf die Lyrik werfen — sich scheinbar jählings erfüllte. In Wirklichkeit hätte der Untertitel der ersten Auflage der Gedichte „1860—1882“ als Leitspruch die Schlußzeile aus Grillparzers „Abschied von Gastein“ tragen dürfen: „Gelöste Teile sind's von meinem Leben.“ In Wirklichkeit war Keim und Kern allen poetischen Schaffens in Saar Stimmung, lyrische Grundstimmung; ihm selbst blieb nach seinem vielzitierten Ausspruch hochaufstrebende Lyrik Blüte und Krone der Dichtkunst; sie gab ihm Worte für das Unsagbare; sie wurde seine Wegweiserin aus allen Wirrnissen zur höchsten Weisheit; sie löste für ihn sieghafter als Epos und Drama jeden Widerstreit von Stoff und Form; sie schmückt der Freude Höhen als leuchtendste Rose und blüht schwermutsvoll aus den Abgründen des Lebens hervor als Passiflora. Dieses sein Preislied auf eine monologische Lyrik stimmt zum Subjektivismus Saars. Sein Bestes, Eigenstes, Echtestes erwuchs immer und überall aus seinem Ich. Jedes Lob seiner Lyrik ist zugleich die Anerkennung seiner wahrhaftigen Natur. In seinen Gedichten ist kaum ein gleichgültiges, nicht unmittelbar aus innerstem Erleben erwachsenes Blatt. Jedes Spiel, jedes Anempfinden, jedes Virtuosentum ist seinen Gedichten fremd; wie Montaignes Essays sind auch Saars Verse un livre de bonne foy. Dieses Höchstpersönliche gibt seinen Gedichten ihren Haupt- reiz und -Wert. Strenge Kenner, Alfred Berger, Richard Heinzel, Minor, Speidel haben seine Lyrik obenan nicht nur unter seinen Dichtungen gestellt: sie rückten seine Gedichte in die erste Reihe der zeitgenössischen Poesie. Seine Feinhörigkeit, sein Formensinn, die den Prosaiker jede Verkünstelung verschmähen, die den Erzähler immer das schlichteste, reinste Wort suchen und in den meisten Fällen finden ließen, blieben Saar auch in gebundener Rede treu. Selten schlägt er volksmäßige Töne an; Musiker haben darum nur selten Saarsche Verse komponiert. Berger hat

vermutet, daß Geibel und Platen seiner Kunstübung nicht fremd geblieben seien und diese Annahme wird bestärkt durch eine mündliche Mitteilung von Dr. Philipp von Gomperz, der Saar während der siebziger Jahre in Pfannberg fleißig die späteren Gedichtsammlungen Geibels lesen sah; in der äußeren Gliederung der „Gedichte“ sind Ähnlichkeiten mit der Anordnung von Hamerlings „Sinnen und Minnen“ merklich. Allein das Dauernde in Saars Gedichten ist just das Besondere seines Wesens, das Unvergleichbare seiner Naturauffassung. Seine Pflanzenbilder (Malven, Primeln, Pappeln, Lilien), von außerordentlicher Kraft in der Wiedergabe der Wirklichkeit, deuten zugleich tiefsinnig auf rätselhafte Zusammenhänge des Organischen und Unorganischen. Seine Herbst-, Sommer- und Novemberstimmungen, seine Empfindungen bei Tauwetter weisen auf seine erstaunlich starke Abhängigkeit von atmosphärischen Vorgängen; nicht nur angesichts überhirniger naturfremder Ästheten ist dieses an die geschärften Sinne der Urvölker gemahnende Schauen, Horchen, Wittern eine Wohltat. Diese Größe seiner Art und Kunst ist zugleich ihre Grenze; über den Kreis seiner Persönlichkeit greift seine egozentrische Dichtung nicht hinaus. Nur für sein innerstes Leiden und Hoffen, Dulden und Frohlocken findet er überzeugende, unvergeßbare Klänge. Seine Freundinnen verewigt er in Bildnissen, die Berger den Porträts von Lenbach gleichstellt; vollendet, wie die „Marianne“ des Novellisten, ist die „Franziska“ und „Ottilie“ des Lyrikers; und dicht neben ihre rührend zarten Mädchengestalten stellt er mit gleicher Glaubwürdigkeit scharf und schonungslos festgehaltene bösartige Weiber der gefährlichsten Spielarten; Lüsterne, die noch im Augenblick des Genusses kalte Rechnerinnen bleiben; Weltdamen und Abenteurerinnen; Übersättigte und Unersättliche; Rachsüchtige und Perfide — sie alle und andere mehr leben auf und fort in Saars „Tagebuch der Liebe“. Gesprächiger noch als über seine verschollenen, halb

verschwiegenen Romane ist der Dichter über die Heimsuchungen des Denkers und Künstlers. Selbstporträts und Gleichnisreden rühren an die Widersprüche seiner Natur. Er verteidigt sich (à se stesso) gegen die Härte der Welt, und vergleicht einmal sein Martyrium dem des in Sommerglut und Winterfrost büßenden „Säulenheiligen", ein andermal dem „Trauermantel", der tief verlangend und entsagungsvoll zugleich über des Lebens Verheißungen schwebt, um immer wieder zurückzuflüchten in einsamen Schatten. Die Gefahr der Selbstbespiegelung dämmerte ihm einmal auf; allein als Lyriker so wenig wie als Novellist kann er über die Schranken seines Ich hinaus; Triumphlieder des Fortschrittes vermag er nicht anzustimmen:

Was auch der Ruhm der Gegenwart erzähle
Und welche Siege mächtig sie begleiten:
Den innren Zwiespalt könnt ihr nicht bestreiten
Und dieser Bruch, er ging durch meine Seele.

Das konnte kaum anders sein bei seiner Gemütsart, bei seinem Schicksal. In jungen Jahren hatte ihm Lenau Weltschmerz gepredigt, im Mannesalter war er bei Schopenhauer in die Lehre gegangen: das Herbste hatte er in der Schule der eigenen Leiden erfahren. Dennoch war ihm als echtem Österreicher in allen Bitternissen ein weiches mitfühlendes erbarmungsvolles Gemüt geblieben. Er kann nicht fluchen; er mahnt zur Milde; schärfer, als in den Tagen, da er „Die Steinklopfer" schrieb, tritt ihm die Not der Enterbten, das tierische Hindämmern der Ziegelstreicher, die Auswucherung der erdbeersammelnden Kinder, das Verkümmern der unverheirateten Mädchen in mechanischer Dienstpflicht vor Augen und mit der Kraft des geübten Genremalers erweckt er, ohne zu moralisieren, durch strenge Gegenständlichkeit nachhaltigeres Mitleid, als aufrühreriche Redner. Er vergißt darüber nicht, sich und anderen in dem lebenstreuen Bild unermüdlich singender Bäuerinnen die Zuversicht wachzuhalten

auf die unverwüstliche Triebkraft von Volk und Kunst, aus den Blumen der Armut die Hoffnung zu schöpfen, auf den Schönheitssinn der Geringsten. In freien Rhythmen, die, wenn sie gelingen, mit dem Besten dieser Kunstform in deutscher Zunge wetteifern, wenn sie mißraten, leicht zu willkürlich zerhackter Prosa herabsinken, kleidet er am liebsten seine Weltkritik, seine Sittenpredigten, seine Lebensweisheit. Zum Sonett kehrt er, getreu seiner alten Jugendliebe, mit gereifter Kraft zurück; als geduldiger Kleinkünstler bildet er in einer hübschen Charakteristik der Sonettenform selbst das zierliche Gefäß, in das er dann heilkräftige Essenzen gießt: seine strenge Kunstweisheit, die dem Künstler mehr Pflichten als Vorrechte zuspricht. Seinen Lieben und Liebsten richtet er Gedächtnistafeln auf, die Stein und Erz überdauern sollten. Zu seinen glücklichsten Eingebungen gehören solche mehr als einmal vom Augenblick geborene Charakteristiken: die Verse an ein edles junges Brüderpaar entstanden, als er die Söhne der Fürstin Hohenlohe in einer Wohltätigkeitsvorstellung im Palais Auersperg sah; der „Nachruf" galt dem einzigen Sohn der Baronin Todesco, der, blühend schön, ein Liebling der Gesellschaft, überreich an Glücksgütern, durch den Hufschlag eines scheu gewordenen Pferdes zugrunde ging. All diese Blätter In memoriam überglänzten aber die schon nach Verdienst gewürdigten Strophen „Am Sarge meiner Mutter".

Als Saar dieses Meisterwerk zum ergreifenden Abschluß seiner „Gedichte" wählte, ahnte er nicht, daß wenige Jahre nachher dem Nachruf für diese mütterliche Dulderin ein nicht weniger herzbewegender Abschiedsgruß für seine Gattin folgen werde.

„Ferdinand von Saar gibt hiermit tieferschüttert Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden seiner geliebten Gattin Melanie geb. Lederer nach langjährigem chronischen Leiden.

Das feierliche Begräbnis fand heute am Ortsfriedhofe statt.

Blansko, 28. Juli 1884.

Ferdinand von Saar."

Die Unglückliche hatte durch eigene Hand geendet. Mit Recht durfte Saar sich sagen, daß Melanie niemanden auf Erden bis zum letzten Atemzug so heiß geliebt als ihn; sie versicherte ihm in den letzten Tagen ihres Lebens wiederholt, daß sie sich wohler fühle; daß sie dann freiwillig aus der Welt ging, ohne ein Wort des Abschieds zurückzulassen, war mit ein Zeugnis dafür, daß sie ihren Zustand in melancholischer Vergrämung als hoffnungslos angesehen. Saar wurde durch den Schicksalsschlag so furchtbar getroffen, daß er selbst den Nächststehenden, Dr. Moritz Lederer, Baronin Ebner-Eschenbach, Josephine von Wertheimstein nur die gedruckte Todesanzeige mit wenigen fassungslos hervorgestammelten Begleitworten schickte. Dem Gedächtnis der Geschiedenen hat er erst ein halbes Jahr nachher ein würdiges Totenopfer zu bereiten vermocht: in einem Gedicht „Melanie", das alle folgenden Auflagen der Gedichte beschließt:

Wenngleich dein Irdisches zu Staub vermodert,
Ich weiß es, daß dein Geist mich stets umschwebt;
Von jener Flamme, die in dir gelodert
Fühl ich für immer mir das Herz durchbebt.

Was mit den Jahren wir erlebt, erstritten,
Zu festem Kitte ward es allgemach —
Wir wurden eins durch das, was wir erlitten
In dieser Welt, die viel an uns verbrach.

Und hier am Schlusse dieser Liederreihe —
Ach, so vertraut dir einst in Ton und Wort,
Empfängt erst unser Bund die letzte Weihe:
So lang sie leben, lebst du mit mir fort.

V. Thassilo. — Wiener Elegien. — Sechzigster Geburtstag.

Das Unglück war über Saar hereingebrochen, als er gerade die letzte Hand an die Vollendung seiner Tragödie „Thassilo“ legte; an ein Weiterarbeiten war in der ersten Verstörung nicht zu denken; nach den unerläßlichen Pflichtgängen zu Gericht und zum Pfarrer, nach dem Begräbnis Melaniens duldete es ihn nicht länger in Blansko; auf der Durchreise in Wien sah er nur seinen Schwager Dr. Moritz Lederer, den er zu einer kurzen schmerzvollen Begegnung auf den Bahnhof gebeten hatte; von allen wohlgemeinten Einladungen, die Saar in dieser Heimsuchung zuteil geworden, nahm er diejenige an, die ihm die größte Einsamkeit verhieß. Die Dichterin Baronin Josephine Knorr, die selbst mit ihren Angehörigen Familientrauer hatte, bat ihn zu sich nach Schloß Stiebar bei Gresten. Nach einigen Wochen löste sich allmählich seine Erstarrung: „wie Sie sehen“ (so schrieb er am 1. September 1884 an Marie Ebner) „weile ich bei unserer guten Sephine in Stiebar. Die freundliche, echt österreichische Gegend, das trauliche Schloß und die Menschen, die darin leben, tun meinem Herzen sehr wohl.“ Dringendes freundschaftliches Zureden der Fürstin Salm, nach Blansko zurückzukehren, fehlte nicht, und in ernster Gewissenserforschung erkannte Saar, daß es für ihn keine andre Arznei gäbe, als Arbeit. So suchte er abermals die Stille von Blansko auf, um, emsiger als je zuvor, in dem Jahrzehnt von 1884 bis 1894 eine Reihe neuer Dramen, Novellen und Gedichte zu schaffen.

Sein nächstes, im Jahr nach Melaniens Tod gedrucktes Werk „Thassilo“ widmete Saar dem Andenken seiner Frau, eine Tragödie, die dem Dichter mehr Mühen und Leiden bereitet hatte und bereiten sollte, als irgendeine andre seiner Schöpfungen. Über zwanzig Jahr hatte ihn der Stoff

in den mannigfaltigsten Wandlungen beschäftigt; die Entthronung des letzten Agilolfinger Herzogs durch Karl den Großen schien dem Altösterreicher, dem Großdeutschen ursprünglich bemerkenswerte Analogien zur Zeitgeschichte, zu manchen „Depossedierungen“ des Jahres 1866 zu bieten. Schon vorher, anfangs der sechziger Jahre, hatte Saar im VII. Sonett seiner „Laienpolitik“ gesungen:

> Viel gift'ge Zungen sind umsonst bemühet
> Germania, zu schwärzen deine Lose;
> Hold lächelnd stehst du in dem Weltgetose
> Von edler Sicherheit das Haupt umglühet.
>
> O Land der Treue! Ew'ge Jugend blühet
> Aus deinem reinen unentweihten Schoße;
> Die Brust Europas schmückst du, eine Rose,
> Die weit umher den süßen Duft versprühet!
>
> Im Lichte wandeln deine blonden Söhne
> Und zukunftstrunken strahlt ihr Aug, das blaue,
> Sie fühlen einig sich in tiefster Seele.
>
> Denn Sprache, Sitte und das Ewigschöne
> Verbinden fester die getrennten Gaue
> Als einer Krone blitzende Juwele.

Die Siege des Jahres 1870 lehrten ihn (wie der Erzähler in der „Troglodytin“ ausdrücklich einräumt) über die Notwendigkeit des Einheitsstaates anders denken, sicherlich unbefangener als Grillparzer, wenn er gleich das Ausscheiden Deutsch-Österreichs aus dem neuen Reich nicht leicht verwunden haben mag.

Der geschichtlich überlieferte und begründete Gegensatz des Stammesgefühls zum Reichsgedanken, wie er sich im Zwiespalt Thassilos und Karls des Großen verkörpert, war das Grundmotiv der ersten Fassung von Saars Tragödie; sie wuchs, obwohl sie die Hauptarbeit des Dichters in den

Jahren 1866—72 war, damals nicht weit über den ersten Akt hinaus; verzweifelnd ließ er den Torso liegen, den er Freunden gegenüber selbst als „verhauenen Block“ verwarf. In der Folge freilich mochte er diese Anfänge um so weniger verloren geben, je mehr sich ihm — wie Grillparzer in Rudolf II. — im Charakter Thassilos Züge des eigenen Wesens verdichteten. Ein Held des Duldens, der fremde Größe, fremde Macht schweigend sich ausbreiten sieht und nicht früher gegen das Übermaß fremder Geltung sich auflehnt, als bis er auf seinem engsten Gebiet angetastet, im Heiligtum der eigenen Persönlichkeit verletzt wird, war Saar wahlverwandt: seine Gedichte „Dem Wettkämpfer“, „Einem Zeitgenossen“ entspringen ähnlichen Stimmungen wie Reden und Gedanken, Taten und Unterlassungen seines Bayernherzogs. Neben dem Weltreich Karls des Großen, das vom Trajansbogen bis zu den Dünen der nordischen Meere sich ausdehnt, nimmt Thassilos kleines Land sich aus, wie ein Inselchen gegen den Ozean. Das ficht den Herzog nicht an, solang der Gewaltige seine Selbständigkeit nicht bestreitet. Scheinbar tatenscheu läßt Thassilo Karl den Großen immer weiter, immer näher vordringen; jede Gelegenheit, dem Eroberer Schwierigkeiten zu bereiten, Schranken zu ziehen, läßt er ungenützt; seine hochsinnige Gemahlin, die racheдurstige Tochter des entthronten Longobardenkönigs, wird durch diese Passivität an Thassilo so irre, wie seine tüchtigsten und treuesten Feldherren. Erst als Karl der Große Heeresfolge fordert, überrascht Thassilo seine Nächsten durch ein unbeugsames „Bis hierher und nicht weiter!“ Thassilos Weib Luitberga wird durch diese unvermutete Offenbarung seiner Seelengröße zu höchster Bewunderung und Liebe fortgerissen, indessen sein kühlerer Heerführer Idwin ihm den Vorwurf nicht erspart, daß er mit der Welt wie mit seinem Schicksal gespielt. Eine Anklage, die Thassilo zu dem Selbstgespräch veranlaßt:

Gespielt. Beim Himmel, ja, ich hab's getan —
Wofern es spielen heißt, die Pfade meiden,
Die uns die Welt mit kurzem Blicke weist,
Und jeder Forderung sich stolz entziehn,
Um nur der eignen Brust genug zu tun.
Wenn's Hochmut war, war's auch ein Hochgefühl,
Das selbst den Sturz in alle Tiefen lohnt.

Ein Glaubensbekenntnis, das einem Heiligen, einem beschaulichen Weltweisen besser anstünde, als einem Fürsten, der seit dem Antritt seiner Regierung, seit der Ablegung eines erzwungenen Lehnseides keinen andern Gedanken hat, als die Behauptung und, wenn's not tut, die Erkämpfung seiner vollen Unabhängigkeit. Der historische Thassilo dachte und handelte grundverschieden; Saars Bayernherzog sollte (wie sein bald nachher gewählter anderer Tragödienheld Ludwig XVI.) für seine wunderliche, starrsinnig festgehaltene Theorie von der Berechtigung passiver Helden im Drama Zeugnis geben. Auch Thassilos Gegner, der Saarsche Karl der Große, weckt Bedenken; ein gleiches gilt von den dämonisch vermeinten Kontrastfiguren, der Witwe und dem Sohne eines Bastards Karl Martells, Rotrudis und Rothar. Die machtvollste, dem Hebbelschen Dietrich von Bern in den „Nibelungen" nacheifernde Gestalt ist Wittekind: wie das unentwirrbare Fatum erscheint er zuerst als unheilkündender Bote Karls des Großen am Hofe Thassilos; gegen das ausdrückliche Gebot Karls des Großen läßt er Thassilo in der Entscheidungsschlacht durch den unfehlbaren Schützen Tristan töten. Und auf die Frage Karls, weshalb Wittekind ein gleiches von Tristan nicht heischte, als er noch sein Widersacher war, lautet Wittekinds Antwort:

Ich tat's! (Allgemeines Erstaunen.) Ich tat's in jener bösen Zeit,
Da man die Eresburg umzingelt hielt —
Und du vor unsren Augen, hoch zu Rosse,
Der Sachsen Hort und uralt Heiligtum,

Die Irminsul, zu Boden schmettern ließest.
Tristan aber traf dich nicht. Denn als
Den Pfeil er aufgelegt: da riß die Sehne
Des Bogens, den er schon nach dir gespannt.
Ein Zeichen schien mir dies von unsern Göttern —
Und dieses Zeichen warf mich vor dir nieder:
Drum laß die Tat auf meiner Seele ruhn,
Denn noch im Jenseits werd' ich sie vertreten.

Im September 1885 reichte Saar „Thassilo" dem Burgtheater ein, dem damals Wilbrandt als Direktor, Baron Hofmann als Intendant vorstanden; beide dem Dichter wohlgesinnt, beide trotz bedeutender Bedenken gleichwohl oder ebendarum nur durch die warme Fürsprecherin Saars und Thassilos, Fürstin Marie Hohenlohe, zugunsten einer Aufführung gestimmt. Wilbrandt schlug Saar mündlich und brieflich tiefgreifende, heilsame Verbesserungen vor, die der Dichter zum großen Teil annahm: „ich kann nur versichern," so schrieb Saar im Juni 1886 an Wilbrandt bei Übersendung des geänderten Textes, „daß ich mich Ihnen zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühle; denn das Stück nimmt sich jetzt weit vorteilhafter aus. Nach einer Richtung hin jedoch konnte ich mich Ihrer Meinung nicht anschließen — und zwar gerade in dem, was Sie bei der Rotrudis angemerkt haben. Diese soll, meiner Absicht nach, die Verkörperung jenes instinktiv-feindseligen Übelwollens sein, das im Leben fast jeden Schritt für Schritt als widerlicher, schadenfroher Chorus begleitet — bis ans Ende. Ich will zugeben, daß sich die Gestalt auf der Bühne grell ausnehmen dürfte, aber ändern oder abschwächen kann ich daran nichts, da sie sonst alle und jede Bedeutung verlieren würde." Fast ein Jahr hernach erbat Wilbrandt Saars Besetzungsvorschlag, er lautete: Thassilo — Sonnenthal. Karl der Große — Hallenstein. Luitberga — Frau Wolter. Wittekind — Lewinsky. Avarenhäuptling Tutun — Meixner. Noch bevor

Wilbrandt eine endgültige Entscheidung treffen konnte, trat er freiwillig von der Direktion des Burgtheaters zurück; seine Nachfolge übernahm zeitweilig Sonnenthal, dem als artistischer Sekretär Alfred Freiherr von Berger zur Seite stand. Wiederum war es Fürstin Hohenlohe, die Sonnenthal die Szenierung des „Thassilo" ans Herz legte; nun wurden die Rollen ausgeschrieben; Karl der Große fiel Krastel, Thassilo Robert, Luitberga Frl. Barsescu, Wittekind Gabillon zu; Saar rüstete zur Abreise nach Wien, wo ihm Richard Lieben ein Absteigquartier bereit hielt; im Augenblick, in dem Saar den Zug besteigen wollte, überraschte ihn folgende Zuschrift:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich bin genötigt, mich Ihnen gegenüber eines schweren Auftrages zu entledigen, und nie, seit ich dem Burgtheater angehöre, hat mir etwas so wehe getan, als dasjenige, was ich Ihnen nunmehr sagen muß. Gestern fand die Leseprobe des „Thassilo" statt und der Eindruck, welchen alle Beteiligten bei dieser Gelegenheit von dem Stücke empfingen, war ein solcher, daß Herr von Sonnenthal, so schwer es ihm wurde, den Entschluß faßte, das Stück zurückzulegen und mich beauftragte, Ihnen dies zu schreiben. Ich muß bekennen, daß auch ich an Sonnenthals Stelle ebenso gehandelt hätte; auch mir, der ich Sie als Dichter verehre und Ihre Gedichte für das Beste und Edelste halte, was seit Lenau in Österreich an Lyrik geschaffen worden ist, der ich trotz mancher Bedenken, die ich beim Lesen des Thassilo gehegt hatte, zur Probe ging, fest entschlossen, ihn schön, dramatisch und bühnenwirksam zu finden, auch mir wurde es während der Probe wider meinen Willen zur Gewißheit, daß ihn aufführen soviel bedeute als ein weiches Dichtergemüt der blutigen Kränkung eines entschiedenen Mißerfolges aussetzen, einen schwer und langsam errungenen ehrenvollen Dichternamen ernstlich gefährden. Die Direktion des Burgtheaters hält einen völligen Mißerfolg des „Thassilo" für so unausweichlich, daß sie sich verpflichtet fühlt, von der Aufführung abzusehen. Klar vor Augen steht ihr die Kränkung, die Sie dadurch erleiden, alle Vorwürfe, die ihr daraus erwachsen mögen, sagt sie sich selbst, aber sie fühlt sich in ihrem

Gewissen verpflichtet, Ihnen und sich selbst eine Niederlage zu ersparen, die noch schmerzlicher und verderblicher wäre, als das rechtzeitige Zurückziehen des Werkes.

Diesen Entschluß der Direktion durch eine ausführliche Kritik des „Thassilo“ zu motivieren, unternehme ich im Augenblick nicht; Sie werden keine Ruhe und Fassung zur kühlen und objektiven Erwägung der Gründe, welche das Theater bestimmen, in sich aufbringen und sich auf den Standpunkt der Direktion stellen können und wollen. Ich bitte Sie nur überzeugt zu sein, daß ich lieber selbst das Schmerzlichste ertragen möchte, wenn ich nur Ihnen diese grausame Enttäuschung, die ich mit Ihnen empfinde, ersparen oder wenigstens lindern könnte. Wenn die aufrichtige Versicherung, daß ich an Sie und Ihren dichterischen Beruf ernstlich glaube, und die Hoffnung nicht aufgebe, Ihnen diesen meinen Glauben eines Tages tatkräftig erweisen zu können, Ihnen einen Tropfen Trost in den bittern Kelch träufeln kann, so würde ich von Herzen erfreut sein. Es ist natürlich, daß auch Ihr „Thassilo“ in vielem verrät, daß er das Werk eines echten Dichters ist, aber — dies wiederhole ich — auch ich bin überzeugt, daß er vor unserm Premierenpublikum nicht einmal einen Achtungserfolg erreicht.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

ergebenst

Wien 10. März 1888. Dr. Alfred Frh. v. Berger.

Es bleibt unentschieden, ob ein vollkommenes Versagen des „Thassilo“ bei der Aufführung den Dichter schwerer hätte treffen können, als diese Intramuran-Hinrichtung seines Schmerzenskindes. Unerschütterlich beharrte er trotz dieser und mancher späterer häßlicher Erfahrungen mit den Wiener Bühnen bis an sein Ende auf dem Glauben an seinen Beruf zum Dramatiker. In der letzten selbstbiographischen Aufzeichnung, die er 1906 wenige Wochen vor seinem Selbstmord einem Bildnis beigab, überließ er getrost der Zukunft den späten Sieg seiner Stücke. In den achtziger Jahren arbeitete er nicht nur unbeirrt durch die Absetzung „Thassilos“ weiter an einer (schon erwähnten, verfehlten) Tragödie „Ludwig XVI.“ und einem (nicht als Seitenstück zum

„Tempesta“, sondern als Selbstporträt gedachten) Künstlerdrama, „Benvenuto Cellini“, dessen Held dem Urbild so wenig gleicht, wie der weichmütige Wiener dem Florentiner Gewaltmenschen; er schickte 1887 die Neubearbeitung seines zweiten Jugenddramas „Eine Wohltat“ in die Welt und suchte unablässig nach dramatischen Vorwürfen. In der Villa Wertheimstein war seine stete Frage „Fräulein Franzi, wissen Sie keinen Stoff für mich?“ zum geflügelten Scherzwort geworden. Die abenteuerlichsten Ratschläge (z. B. der Hinweis auf die von Gregorovius zu neuem Leben beschworene „Athenaïs“) blieben nicht aus. Wunderlicherweise griff er, wie sein Freundeskreis, bei der Wahl dramatischer Motive fast durchweg in die Vergangenheit zurück, indessen er seine Novellenstoffe selbstsicher aus der Gegenwart holte. Nur zwei Jugendarbeiten, „Die Wohltat“ und „Die schönen Geister“ spielen in seinen Tagen; sonst hat er sich im modernen Sittenstück bloß ein einziges Mal versucht.

Auf einem Spaziergang in Habrovan entwickelte mir Saar im Herbst 1877 den vollständigen Plan eines Schauspieles, zu dem ihn Mascheronis (in Heyses Novellenschatz des Auslandes verdeutschte) Novelle „Das Alibi“ angeregt hatte. Ein überschlauer gefeierter Sachwalter hat vor den Geschworenen den Abgott seiner Schwester, einen leichtfertigen Lebemann aus gutem Hause, zu verteidigen, gegen den alle Inzichten zeugen, einen Wucherer zur Nachtzeit getötet zu haben; die hartnäckige Weigerung des Angeklagten, sein Alibi zu beweisen, schiebt der geriebene Advokat nach einer schonungslosen Parodie aller betrogenen Ehemänner auf die ritterliche Verschwiegenheit seines Klienten, bis jählings die Wahrheit zum Vorschein kommt, daß der von den Geschworenen Schuldiggesprochene der Galan der eigenen Frau des Advokaten gewesen. In Ernst und Scherz auf den Effekt gestellt, ist Mascheronis Novelle ein Gegenstück zu Sardous Kriminal- und Ehebruchsdrama „Ferréol“, die Gerichtsrede des Ver-

teidigers insbesondere eine der launigsten Verspottungen forensischer Sophisterei. Saar hatte ein anderes vor Augen: den Seelenzustand aller in den seltsamen Handel Verstrickten; seine sinnreiche Vertiefung der Erzählung Mascheronis prägte sich mir so lebhaft ein, daß ich gleich in den ersten Szenen eines im Nachlaß vorgefundenen Schauspielfragmentes „Fegefeuer“ die Dramatisierung von Mascheronis „Alibi“ erkannte. Wann Saar den Urentwurf zu Papier brachte, läßt sich nicht bestimmen; das Manuskript des im Nachlaß erhaltenen ersten mit dem Beginn des zweiten Aktes scheint Sachverständigen aus der letzten Lebenszeit des Dichters zu stammen. Im Personenverzeichnis fehlt jeder Gerichtsfunktionär; vermutlich wollte Saar die bei Mascheroni im Mittelpunkt stehende Schwurgerichtsverhandlung ausschalten und hinter die Kulissen verlegen. Nicht der Treubrnch der Frau und des künftigen Schwagers, die sittliche Schuld des Advokaten, spitzfindig und skrupellos auf der Jagd nach Geld und Ruhm jede noch so faule Sache zu vertreten, beschäftigt von Anfang seine wahren Schutzgeister: seine Schwester und seinen Lebensfreund, zwei Charaktere, denen Saar die Namen erlesener vorzeitig geschiedener Mitglieder des Wertheimstein-Kreises gab: Minossa (Gomperz) und Wessel (so hieß ein ostpreußischer Philologe, Jugendfreund von Julian Schmidt und Hobrecht, der den Unterricht der beiden Kinder Josephinens, Karl und Franzi, geleitet hatte). Die beiden klagen, daß der ehedem unbedingt rechtschaffene Advokat seit seiner zweiten Ehe mit einem bedeutend jüngeren Weltkind die fragwürdigsten Prozesse führe, nur um jedem Anspruch seiner Frau willfährig zu sein. Im „Fegefeuer“ seines ehelichen Mißgeschicks hätte der Advokat der eigenen Verfehlung innewerden, sein besseres Selbst wiederfinden sollen. Wann und weshalb Saar den Plan liegen ließ, ist heute nicht festzustellen.

Begreifliche Verstimmung über sein theatralisches Miß-

geschick hinderte Saar nicht, als Novellist und Lyriker ganz Vortreffliches zu leisten. 1888 erschien die zweite durchgesehene und vermehrte Auflage seiner Gedichte, 1889 der Novellen dritte Sammlung: Schicksale („Leutnant Burda". „Seligmann Hirsch". „Die Troglodytin"). Die neuen Gaben des Gedichtbandes, insbesondere die „Bilder und Gestalten" des dritten Buches, zeigen Saar auf der Höhe selbstsicherer Meisterschaft. Unübertreffliche Gegenständlichkeit paart sich mit tiefer Barmherzigkeit für die Mißhandelten, zumal für die durch die Lebensnot um das Glück der Mütterlichkeit betrogenen Frauen. Den besten Landschaften und Genrebildern der ersten Auflage der Gedichte („Landschaft im Spätherbst"; „Drahtklänge"; „Die singenden Mädchen" 2c.) ebenbürtig sind die Volks- und Sittenstücke der zweiten Ausgabe: Blätter, wie „Ziegelschlag", „Erdbeere", „Die Zigeunerin", „Die Kuh", „Das erwachende Schloß", „Das junge Weib", „Kirchenbild", „Die alternde Magd" wiegen Ballen gleichzeitiger Durchschnittslyrik auf. Verständnisvolle Kennerurteile ließen Saar nicht im Zweifel, daß (zunächst allerdings nur in sehr engen Kreisen) auch seine neuen Gedichte in ihrer seltenen Bedeutung erkannt und gewürdigt wurden. Betty Paoli wurde nicht müde, sein mit dem Griffel des Rächers gezeichnetes Bildnis „Stella", diese Verkörperung der nachwachsenden überhirnigen, übernervösen, überemanzipierten, freud- und gemütlosen Frauengeneration, zu preisen; Fürstin Hohenlohe begrüßte Saars neue Lyrik, mitunter aus freien Stücken gleich nach dem ersten Zeitungsdruck, in Briefen, die der Dichter dankbar und aufrichtig als Silberblicke seines Lebens willkommen hieß. Allerdings verhehlte diese hochsinnige, von Kind auf an Schiller und Byron sich begeisternde Leserin dem Poeten nicht, daß ihr einzelne seiner Gedichte (wie „Das alte Ehepaar", Gatten, die einander im Leben nur schmählich getäuscht und betrogen haben, um sich im Greisen-

alter resigniert zu vertragen) zu ätzend erschienen. Die Schuld des Malers war es nicht, daß die Wirklichkeit allzuvieler Vernunftehen seinem scharfen Auge sich nicht schöner zeigte. Ein gleiches gilt von Nachtstücken, wie „Das letzte Kind", (in seiner schaurigen Naturwahrheit und lakonischen Wucht ein Unikum nicht nur in Saars Gedichten) oder „Proles": man wird älter, man macht seine Erfahrungen, so antwortete er; furchtlos sah er die Dinge, wie sie sind, und dem aufrichtigen Künstler wäre es als Pflichtverletzung erschienen, den Reichen und Mächtigen wehleidig oder zimperlich den Anblick himmelschreiender Frevel und Greuel zu ersparen. In trüben Stunden dämmert ihm „die tiefe Sinnlosigkeit des Daseins" auf, Lebensekel schüttelt ihn, Hamlet und Schopenhauer denken und klagen nicht hoffnungsloser über die Leiden der Menschheit als Saars Rhapsodien „Erkenntnis" und „Miserere". Immer düsterer wie der Sänger, wird der Erzähler. So ungleich die Schicksale von „Leutnant Burda", „Seligmann Hirsch" und der „Troglodytin" in ihren Voraussetzungen und Wechselfällen sind, sie enden in gleicher Tragik.

„Vanitas" (wie „Leutnant Burda" ursprünglich nach einer Anregung der Fürstin Salm heißen sollte) behandelt Glück und Ende eines von hochfliegenden Plänen irregeführten Offiziers, der sich für den Abkömmling eines erlauchten Grafengeschlechtes und durch wunderliche Zufälle für den auserkorenen Liebling einer Prinzessin Liechtenstein hält, die von ihrer Loge auf ihn wie auf alle anderen im Stehparterre des Burgtheaters zuschauenden Leutnants hinunterblickt. Wie die phantastische Selbsttäuschung den sonst tüchtigen ehrenfesten pflichttreuen Mann von Irrwahn zu Irrwahn und schließlich in einen tödlich ausgehenden Zweikampf treibt, wie Leutnant Burda selbst nach dieser letzten, für den Verblendetsten zweifellosen Gegenprobe in seinem Delirium unerschütterlich auf seiner Phantasterei be-

harrt, erzählt Saar als alter Waffenbruder Burdas überzeugend; wieviel Arbeit in den scheinbar ganz kunstlosen tagebuchartigen Aufzeichnungen steckt, merkt kaum der sorgfältigste Leser; nicht mit Unrecht nannte Saar für ein wichtiges Zwischenspiel Fürstin Hohenlohe seine Mitarbeiterin an „Leutnant Burda“; für dessen Besuch des Hofballs erbat, erhielt und benutzte er eingehende, sachkundigste Berichte der Fürstin und Obersthofmeisterin über die kleinsten Einzelheiten des herkömmlichen Zeremoniells.

Weniger einheitlich scheint mir die „Troglodytin“, ein weiblicher Wildling, eine slawische Doppelgängerin der „Zigeunerin“ der Gedichte:

Aus dem Antlitz mit grellem Funkeln
Schaun die Augen voll Gier und Trutz,
Um die Glieder, die schlanken, dunkeln,
Hängt es in Lumpen starrend vor Schmutz.

Doch so gewahr' ich strotzende Brüste
Feingeformt wie die schmale Hand,
Und durch die Hülle, die lose, wüste,
Dämmert der Hüfte schwellender Rand. —

Daß er zuletzt noch mit dir versöhne,
Brauner Unhold, verfemtes Weib,
Weisest du achtlos in seiner Schöne
Sieghaften Zaubers den Menschenleib!

Nicht von dem Rechten, einem Musterknaben von Forstgehilfen, zur rechten Zeit erhört, bläst die verschmähte Höhlenbewohnerin Maruschka Kratochwill als arbeitsscheue, liederliche Landstreicherin das „Horn des Aufruhrs“ und rebelliert zuletzt gegen alle menschliche und göttliche Weltordnung als Brandstifterin und Selbstmörderin.

Die Meistergestalt nicht nur dieser Sammlung und der seconda maniera des Novellisten Saar, sondern nach meinem

9*

Gefühl ein unverlierbarer Charakter der Erzählungskunst des XIX. Jahrhunderts ist Seligmann Hirsch. Ein widerwärtiger, zudringlicher, alter Jude wird jedem Fremden, der auch nur vorübergehend mit ihm zu tun bekommt, so lästig, daß er eine Abweisung um die andere erfährt; solche Kränkungen verschmerzt der nicht übermäßig Zartfühlende, ohne sich viel merken zu lassen. Daß er endlich aber sogar seinen heißgeliebten zu Reichtum und gesellschaftlicher Geltung emporgestiegenen Kindern und Enkeln unerträglich wird, daß sie ihn, wenn auch ausgiebig versorgt, in eine Art Verbannung nach Venedig abschieben, um ihn los zu werden, überlebt dieser groteske „König Liar", ein jüdischer Père Goriot nicht. Wie dieser anfangs dem Leser unleidliche Gesell allgemach den Anteil jedes Fühlenden weckt, bis sein Selbstmord das reinste Mitleid auslöst, ist an sich eine Meisterprobe von Saars Beruf zur Schilderung tragischer Charaktere. Mit und neben Seligmann schildert Saar überdies die Seinigen — Spielarten der wandlungsfähigen Judenschaft seiner Kreise: protzenhaft vornehmtuende große Weiber, die sich der Unmanier des Alten schämen; Geldfürsten, die das fratzenhafte auf die Nerven gehende Gebaren ihres Stammvaters, solange er lebt, nicht aushalten, seinen freiwilligen Tod aber von nagenden Vorwürfen gequält in ihrem unaustilgbaren jüdischen Familiengefühl noch weniger verwinden können; endlich die Enkelinnen und Urenkelinnen von Seligmann Hirsch, die der Segen sorgenlosen Reichtums nach zwei, drei Generationen zu vollendeten Prinzessinnen, zum Ausbund höchster Schönheit und Vornehmheit hat aufblühen lassen. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Male hat Saar Judenstücke gemalt; dem Soldaten fiel auf dem Marsch in einer Judenherberge der (in einem fragmentarischen Gedicht des Nachlasses charakterisierte) Gegensatz rastlosen Erwerbens der Alten und zähen, zielbewußten Studiums der Jungen auf; in den fünfziger Jahren überrascht ein Gedicht, „Judäa", das wie eine Vor=

ahnung der Ausgeburt des Judenschmerzes, des Zionismus, gemutet; in Vae victis rückt er bezeichnenderweise in die Zirkel der Gemahlin des Generals, Corona, die Emporkömmlinge des jüdischen Geldadels; in einer kraftvollen Charakterstudie der „Nachklänge" zeichnet er ein auf der Straße Zündhölzchen verkaufendes „Judenweib", das, ungebeugt durch Elend, stolz von Ministern, Millionären, Universitätsleuchten ihres Stammes träumt. Nirgends aber hat Saar auf kleinstem Raum eine solche Fülle lebenstreuer Judentypen versammelt, nirgends scheinbar unvereinbare Gegensätze, Schärfe und Milde, grelle Verspottung und ehrliches Mitleid, durch überwältigende Wahrhaftigkeit so sicher aufgelöst, wie in „Seligmann Hirsch". Während der Arbeit hatte Saar am Gelingen des Werkes gezweifelt; nur einem Juden, so schrieb er an die Fürstin Hohenlohe bei der Übersendung des Brouillons, können Judentypen ganz gelingen; die Antwort vom 14. September 1887 lautete:

„Die fertige Novelle ist ein seltenes Meisterwerk — ich habe sie in einem Zuge zweimal nacheinander gelesen, um sie immer mehr zu bewundern. Aus dem Aufbau solch knapper realistischer Züge, die anfangs beinahe kleinlich erscheinen, bis man ihre Bedeutung erfaßt hat, den Begriff solch herzzerreißenden Wehs, unlösbarer Dissonanzen verstehen zu lassen, ist meisterhaft. Die ‚Liar'-Tragödie wird gar nicht erzählt, und doch wirkt sie überwältigend. Diese Novelle könnte ich nur mit Balzac und Turgénjew vergleichen. Vor Balzac haben Sie den Vorteil, seine Weitschweifigkeit zu vermeiden, — Turgénjew erscheint im Nachteil, da ich ihn in der Originalsprache nicht gelesen habe. Die deutsche Übersetzung kann sich mit Ihrem Stil nicht messen. Das Fragment" — der erste Abschnitt des ‚Leutnant Burda' — „scheint mir ebenso meisterhaft angelegt — aus dem Charakter des Helden entwickelt sich ganz naturgemäß die sonst schwer begreifliche Mystifikation. Das sind scharf zugespitzte Edelsteine, mit denen Sie unsere Literatur bereichern." „Um Ihnen alles zu sagen, was mir dabei durchs Herz ging, erfüllte mich mit einiger Wehmut der immer schärfer auftretende realistische Zug, im Vergleich zu Ihren Novellen aus Österreich. Dort glimmt überall, auch in den traurigsten verkommenen Gestalten der

rettende ideale Funke — in dieser Novelle ist er ganz erloschen, die Dissonanz des Schmerzes findet keine Auflösung, die bangende Seele keine Erlösung vor dem brutalen Naturgesetz. Eitelkeit und Ehrgeiz führen zum Verderben! Was weiter? Wo kein höheres Motiv gewaltet, gibt's nur ein mitleidiges Lächeln, keine Tränen für die Gefallenen. Allein Tränen befruchten den Boden der Dichtung. Versprechen Sie, uns ein andermal schadlos zu halten und etwas zu schaffen, was uns die Brust erweitert, nicht beengt!"

Die nächsten Schöpfungen des Novellisten, Frauenbilder (Ginevra, Geschichte eines Wiener Kindes) und Schloß Kostenitz konnten — wie das Leben, aus dem sie geholt waren — diese Wünsche der Fürstin nur sehr bedingt erfüllen. Am tröstlichsten ist das Los der tapferen Ginevra, einer Vollblutitalienerin; männlicher, als ihr weibischer, von einer polnischen Buhlerin umgarnter Verlobter, löst das heißliebende Mädchen den unwürdigen Bund. Desto trauriger geht die „Geschichte eines Wiener Kindes" aus; der abenteuerliche Lebenslauf einer begabten, haltlosen Frau, der durch die literarische Bohême für eine Weile zur äußerlich prunkvollen, innerlich nichtsnutzigen Lebensgemeinschaft mit einem Großspekulanten führt; nichts lag Saar (wie bei genauerer Musterung seiner Modelle noch gezeigt werden soll) ferner, als Steckbriefromane; um so ärgerlicher war es ihm, in Anzeigen vielfach Ada Christen geradezu als Urbild des „Wiener Kindes" genannt zu hören. Gewisse Ähnlichkeiten waren unleugbar vorhanden; dicht daneben standen noch auffälligere Unterschiede. „Die echte Wiener Natur", schrieb Frau von Wertheimstein, „ist vortrefflich geschildert, die mit ihrem blitzartigen Empfinden und Denken alles kann und mit ihrer Genußsucht und Unbeständigkeit die Farbe des Bodens annimmt, auf den sie gerade der Zufall hinschleudert." Das „Wiener Kind" war ein Typus, kein Porträt. Desto individueller gehalten war die Frauengestalt von Schloß Kostenitz: Klothilde, die junge

herzensreine Frau eines alternden Staatsmannes, der, als Parteigänger des gemäßigten Fortschritts nach der Niederwerfung der Revolution von Achtundvierzig überflüssig geworden, vor der siegreichen Reaktion sich in das Stilleben eines mährischen Herrensitzes zurückzieht. Friedfertig widmet sich das Paar seinen Liebhabereien: der Gatte studiert und schreibt an seinen Memoiren, Klothilde malt und liest und träumt in dem altväterischen „Tirolerhaus“ des Schloßparkes. Eine unvermutete Einquartierung hat buchstäblich tödliche Folgen für dieses Idyll. Ein hoffärtiger Reiteroffizier, aus altgräflichem Geschlecht, betrachtet und behandelt als Soldat und starrer Konservativer den Hausherrn seines Briefadels und seiner liberalen Gesinnungen halber mit wenig verhehlter Geringschätzung. Bei seinem ersten und einzigen Pflichtbesuch im Schloß achtet er scheinbar kaum Klothildens; auf den ersten Blick sieht der verwegene Weiberjäger die keusche Frau als sichere Zukunftsbeute an. Klothilde neigte mit ihren Sympathien seit jeher der Gegenpartei ihres Gatten zu; der Einmarsch der Kaiserlichen in Wien entzückte das Auge der Wienerin; dem Grafen weicht sie instinktiv aus, nur der Zufall läßt sie Augenzeugin eines seiner genialen, genial beschriebenen halsbrecherischen Reiterstücke, der Bändigung eines wilden Rosses, werden; nur der Zufall bewahrt sie bei einer, die Ahnungslose plötzlich überraschenden, vom Grafen wohlabgewarteten Begegnung im Park vor dem Äußersten. Die Seelenruhe und die Besonnenheit ihres Mannes, dem Klothilde alles beichtet, sucht die Verzweifelnde zu begütigen, den Roué zu sofortigem Aufbruch zu bestimmen. Klothilde vermag der milde Zuspruch des Gatten über ihre Gedankenschuld nicht zu beruhigen; sie erkrankt an einer Gehirnentzündung; ihr Mann vegetiert in einem Scheinleben weiter, bis er 1859 einem Schlaganfall erliegt, nachdem er kurz vorher in der Verlustliste der Schlacht von Magenta den Namen des Obersten Grafen Poiga gelesen. Die Ehe-

und Lebenstragödie Klothildens umrahmt ein Zeitbild aus den Tagen der Reaktion, das sich als Gegenstück der in der Epoche des Parlamentarismus spielenden Novelle Vae victis gibt. In den siebziger Jahren wird der General, der Gatte Coronas, das Opfer des übermütigen parlamentarischen Ministers; in den fünfziger Jahren tritt gerade umgekehrt dem abgetanen liberalisierenden Zivilisten der triumphierende Offizier gegenüber und im Abgesang der Novelle scheinen schließlich Staatsbeamte und Militärs von den neuen Besitzern des Schlosses Kostenitz, Großindustriellen, abgelöst. Nicht in diesem, ein Menschenalter österreichischer Geschichte, 1849—79, symbolisierenden Beiwerk liegt die Bedeutung von Schloß Kostenitz: wie keine andere Geschichte Saars ist sie der Musterfall einer Novelle, eine seltsame, fragwürdige Begebenheit von außerordentlicher Subtilität; Klothildens Wesen und ihre Ehekrise fand darum ebensoviel Widerspruch, als begeisterte Zustimmung. Karl von Thaler (dem Saar die Novelle in alter Freundschaft zugeeignet hatte) hielt mit starken Zweifeln an der Glaubwürdigkeit der Vorgänge nicht zurück; desto enthusiastischer äußerten sich die Freundinnen des Dichters.

„Lieber Saar!" so lautete ein Brief der Fürstin Elisabeth Salm vom 28. Mai 1892, „heute nur zwei Worte, um Ihnen mein unbeschreibliches Entzücken über Ihre Novelle mitzuteilen. Ich habe zwei Stunden bei Lektüre derselben zugebracht, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden fürs ganze Leben. Gäbe es doch mehr solcher Werke, die einen wirklich aller Misère und aller Banalität des Lebens zu entrücken vermögen. Diese Klothilde ist eine Gestalt von unbeschreiblichem Reiz und Adel, Sie haben da wirklich eine unsterbliche Gestalt geschaffen, meiner Meinung nach; und dabei so eigenartig. Und wie vornehm und charakteristisch ist die Gestalt des Barons. Sie verherrlichen damit ja auch unseren Park und Hof und Tirolerhaus wunderbar. Ebenso famos charakteristisch ist der Ritt des Grafen. So lebensvoll sieht man ihn da im Raitzer Hofe reiten. Mein schönes Heim Raitz von Ihrer Feder behandelt ist allerdings

eine Schönheit und ein Genuß einziger Art. Welches Kunstwerk haben Sie auch in dieser Richtung geschaffen. Und als Gegensatz dazu dieser fesche Roué, deren es so viele gibt. Ich hatte nach Ihrer Erzählung geglaubt, Sie würden da ein bißchen mehr in die Welt der Depravation greifen, statt dem ist das Ganze von einer Zartheit, von einer Noblesse! Auch das Benehmen des Barons ist wunderbar, und welcher Stil!"

Josephine von Wertheimstein urteilte im Oktober 1892, anders im Ton, in der Sache genau so:

„Der Gatte der mimosenhaften Frau ist wunderbar, und wie mir und Franzi scheint, in ganz neuer Auffassung geschildert. Seine höhere Anschauung dieses soldatesken Ereignisses, sein Gespräch mit dem hochmütigen Aristokraten, den er mit seiner geistigen Größe so weit überragt, ist einzig. Der Duft, der die Idylle im Tiroler Häuschen und im Park umweht, ist aus den milden Farben gewoben, wie ein verblassender Gobelin. Die Gouache-Landschaft auf der Staffelei, die zarten Blumen in der Vase, diese echte Altwiener Frau, voll Gefühl und Undeutlichkeit der Anschauungen, voll Anmut und ahnungsloser Poesie, die Birken und zerfallenden Gartenhäuschen — alles stimmt in dieses feine Bild der vergangenen Zeit. Meisterhaft ist der Ritt des Grafen auf dem isabellenfarbenen Pferde geschildert; der Hof mit dem Soldaten dazu; das kann nur ein großer Dichter; das herrliche Tier, der schöne Mensch darauf, wie verführerisch reizend haben Sie das geschildert; auch die körperliche Schönheit hat ihr Recht. Krankheit und Tod der schönen Frau haben Sie wohl gebraucht, um noch einen Blick in das moderne Weiterleben zu werfen, — wie alles vergeht und wieder in neuer Form entsteht, und diese rätselhaft verschlungene Kette von Ereignissen von Menschenschicksalen, von Zeitepochen, aus denen sich das Dasein und die Geschichte der Menschheit zusammensetzt. — Sie wollten uns einen solchen Ausschnitt zeigen — ein solches Vergehen und wieder frisches Ansetzen zur Zukunft — die bald wieder Vergangenheit wird."

Drangen solche erhebende Zurufe nicht über die vier Wände von Saars Dichterklause hinaus, so sollte seine nächste Dichtung, die Wiener Elegien, Widerhall in der ganzen Vaterstadt und weit darüber hinaus wecken.

Der Schwung und der Aufschwung, den Fürstin Hohenlohe vergebens in Saars letzten Novellen, lebenstreuen Bilder leibhaftiger Zustände, gesucht hatte, war dem Poeten niemals fremd geworden. Große Menschen, große Anlässe fanden ihn jederzeit bereit zu ebenbürtiger Würdigung. Zur Enthüllung des Maria-Theresia-, des Grillparzer- und des Radetzky-Denkmals wurde Saar 1888, 1889 und 1892 als Festdichter aufgerufen: er versagte sich solchen Aufforderungen in keiner Arbeitsmühe und er begnügte sich in seinen Improvisationen niemals mit herkömmlichen Wendungen. Die Beredsamkeit des Herzens war aus seinen Eingebungen zu hören, und mit dem Preise der Gefeierten trat dem Altösterreicher zugleich vor Augen, was sie der Heimat gewesen, was die Vaterstadt ihnen geworden. Wie hat Maria Theresia Wien geliebt! Ihr heiteres Wien, das sie erst zur einzigen Kaiserstadt geschaffen, dem sie erst das helle lichte Schönbrunner Schloß geschenkt. Wie hat Grillparzer sein vielgescholtenes Wien im tiefsten Herzen getragen! Leiser und lauter angeschlagen, schwangen solche Motive in Saars früheren Festdichtungen mit, bis er Ostern 1891 — nach der vom Kaiser Franz Joseph vollzogenen Vereinigung der Vororte mit der Reichshauptstadt — einen besonderen Segensspruch auf Wien anstimmte:

Andre Zeiten — andre Ziele! Andre Ziele — andres Mühn!
Dennoch kann aus dem Vergangnen ewig nur die Zukunft blühn.
Darum Wien, du neues, großes, laß bei allem deinen Tun
Nur getrost die tiefsten Wurzeln in dem alten Grunde ruhn!

Wir hören hier die Grundmelodie der Feierklänge, die Saar seit Jahren durch den Sinn zogen; bei seinen seltenen Besuchen Wiens in den achtziger Jahren waren ihm die immer tiefer greifenden Wandlungen der Vaterstadt nahegegangen; „wenn heutzutage“, so schrieb er in Leutnant Burda, „die innere Stadt von der Ringstraße wie von einem blendenden Juwelengürtel umspannt erscheint, so glich sie

damals, von den Ringmauern der Bastei umschlossen, einem Schatzkästlein, in welchem die meisten Kostbarkeiten zusammengedrängt lagen." Seiner innersten Natur nach mußte manches an dieser Umgestaltung Alt-Wiens ihn (wie den großen Veduten-Maler **Rudolf von Alt**) mehr befremden als erquicken. Und gleichzeitig mit den Baumeistern, die mit dem Stadtbild des Wien seiner Jugendzeit durch Niederreißen ganzer Häuserviertel und hurtiges Aufbauen neuer, nicht immer schöner geratener Straßenzüge resolut aufräumten, gaben gründlich veränderte politische und wirtschaftliche Zustände dem Wiener Leben, unablässig neu zuströmende Einwohner der Wiener Bevölkerung eine andere Physiognomie. So viel Saar an diesem unaufhaltsamen Umschwung aber auch schmerzte: an den Wahrzeichen der alten Kaiserstadt vom Stephansturm bis zum Kahlenberg, an der kerndeutschen Grundlage der Reichshauptstadt, an dem Reiz der Donaulandschaft, an der Anmut der heimischen Frauen, an der Triebkraft des Wiener Kunstsinnes richtete er sich auf, hehr aufschauernd in wonnigem Heimatgefühl! In einer Reihe von *Wiener Elegien* hält er diesen Wechsel der Stimmungen fest, schwebt er zwischen Alt- und Neu-Wien, besingt er seine Jugenderinnerungen, seine Leidens- und Meisterzeiten, seine Gänge durch die gute Altstadt und die bösen neuen Proletarierviertel, ergießt er seine patriotischen Sorgen und Zweifel, denen — urösterreichisch — unversehens hervorbrechendes unerschütterliches Vertrauen auf die sieghafte Naturkraft der Landsmannschaft ein Ende macht. So sehr die Trennung Österreichs von Deutschland und der Völkerzwist im Vaterland ihn bekümmern —

.. du *bist* noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel dein Turm auf,
Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.
Und so wirst du *bestehn*, was auch die Zukunft dir bringe —
Dir und der heimischen Flur, die dich umgrünt und umblüht.
Sieh, es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frührot
Und bei fernem Geläut segnet dich jetzt dein Poet.

Saars Preislied der Vaterstadt gehört zum Gewinnendsten, was ihm je gelungen; seine „Wiener Elegien" sind die Krone seiner Festdichtungen, in alle Zukunft mit dem Andenken der Kaiserstadt fest verknüpft. Gleich bei der ersten Vorlesung in der Wiener Grillparzer-Gesellschaft freudig bewillkommnet, eroberten die „Wiener Elegien" die Herzen der Landsleute unmittelbarer, als irgendeine seiner anderen künstlerischen Eingebungen. So mächtig, wie die „Wiener Spaziergänge" von Anastasius Grün im Vormärz — schon als politisches Ereignis — einschlugen, vermochte zu Beginn der neunziger Jahre keine dichterische Anrufung Wiens und der Wiener zu wirken. Wie sehr Saar diesmal aber allen aus der Seele gesprochen, sagten ihm Tag um Tag Würdigungen von Betty Paoli, Josephine von Knorr, Ada Christen, Eduard Pötzl, Ludwig Speidel, spontane Kundgebungen aus den Kreisen der Bürgerschaft; besonders wohl tat ihm folgende Epistel:

Dem Dichter Ferdinand von Saar.

Winter und Frost! Doch hell wie im Frühling schien mir die Sonne
  Auf die Blätter, als ich heut deine Distichen las.
Wien, wie es war, wie es ist, in kräftig-gesehenen Bildern,
  Rein, wie die Sonne sie malt, zieht es dem Auge vorbei.
Wien, dich streifte ein Blick wie aus Goethes olympischem Auge!
  Welch ein Sehen ist dies satte gesammelte Schaun,
Diesem zerstreuten Geschlecht mit den spähenden, grübelnden Augen,
  Die es seit langem verlernt, groß auf den Dingen zu ruhn.
Ach, wie wird man so satt der geistreich schönen Gedanken,
Stolz in die klirrende Pracht schimmernder Worte gehüllt!
Tiefer bewegt das reife Gemüt geschwiegene Weisheit,
Die wie die Seele im Blick, still im Gesehenen lebt;
Schauend empfindet das Herz, wie dem Ohre der Rhythmus sich mitteilt,
Ernste, gediegene Kraft, welche sich spielend verrät.

Wien, 4. Februar 1893. Alfred Freiherr v. Berger.

Es traf sich gut, daß Saar die „Wiener Elegien" gerade 1893 in die Welt schickte, in demselben Jahre, in dem sein 60. Geburtstag weit über den Kreis seiner Getreuen Anlaß zu Huldigungen wurde, die den allzulang unbillig in den Hintergrund Gedrängten, Verängstigten und Verärgerten innig überraschten. Den Stimmen der alten Freunde und Parteigänger gesellten sich jüngere Wiener Literaten Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Adam Müller-Guttenbrunn, Rudolph Lothar, Moritz Necker, Arthur Schnitzler rc. als Wortführer der Lesewelt; auch im Deutschen Reich blieb der 30. September 1893 nicht unbeachtet; die Stadt Wien widmete Saar ein Ehrengeschenk, das im Namen des Bürgermeisters der Direktor des städtischen Museums Dr. Karl Glossy dem Sänger der Wiener Elegien überreichte; die Grillparzer-Gesellschaft entsendete ihren Obmann, Saars alten treuen Freund Hofrat Robert Zimmermann.

Den langen lieben Tag empfing der Glückstrahlende durch die unscheinbarste Gabe nicht weniger als durch besondere Auszeichnungen erfreute Poet Würdenträger, Abordnungen und Bekannte in dem Absteigequartier, das ihm die Gastfreundschaft Josephine von Wertheimsteins in ihrer Döblinger Villa bereitet hatte. Die Hausfrau blieb tagsüber unsichtbar; erst gegen Abend verließ die schwer Leidende das Ruhebett, um den kleinen Kreis der zum Festmahl Geladenen willkommen zu heißen. Sie war noch ein wenig blaß und angegriffen, als sie, auf den Arm Saars gestützt, das Speisezimmer betrat, doch helle Glückseligkeit leuchtete aus ihren Augen, reine Mitfreude an den späten Ehren, die einem ihrer Schützlinge zuteil geworden. Und von jener Jugend, welche nie verfliegt, glühten ihr die schönen Wangen unter dem Silberhaar, als sie bei Tisch die Gesundheit des Gefeierten ausbrachte; als Hausfrau, so sagte sie anfangs stockend und schamhaft errötend, wie ein junges Mädchen auf dem ersten Ball, sollte sie nun eine große

lange Rede halten; aber dazu sei sie schon zu alt und müde. Das Wort war kaum gefallen, als Saar sich erhob; mehr als zwanzig Jahre seien verflossen, seit er das erstemal dieses Haus betreten durfte; viele der liebsten Freunde der Hausfrau seien mittlerweile geschieden; immer aber habe ein wahrhaft medicäischer Geist unter dem Dach von Frau Josephinen gehaust und geherrscht; mit das Beste, was er im Leben erfahren und geleistet, habe er ihr und den Ihrigen zu danken. Und zum Beweis dafür, wie herzensjung die „alte und müde" Dame in Wahrheit geblieben sei, las er den von Josephine von Wertheimstein verfaßten Festgruß der Wiener Frauen an den Sänger der „Wiener Elegien" vor: ein Schriftstück, das dieselbe Hand nicht verleugnete, die den Widmungsbrief der Grillparzer=Stiftung entworfen und nun auch Saars Alter für immer sorgenfrei zu gestalten gewußt hatte. Es dauerte eine Weile, bis die Gäste sich ihrer Rührung erwehrten; am ersten gefaßt war die von der allgemeinen Huldigung vollkommen überraschte Hausfrau; ihr älterer Bruder Max meldete sich auf ihren leisen Wink zu einem fröhlichen, mit befreiendem Lachen aufgenommenen Trinkspruch; hernach deutete Theodor Gomperz Saars unvergleichliche Strophen „Herbst" sinnig auf die herbstliche Schönheit der reifen Kunst des Dichters; manches witzige und gescheite Wort fiel noch in den Tischgesprächen, die Josephine von Wertheimstein unmerklich und sicher wie immer zu lenken wußte, und so ging in harmonischer, behaglicher Stimmung das letzte Fest zu Ende, das diese Meisterin edelster Geselligkeit geben durfte.

Ihr und einer anderen Lebensfreundin Saars war es nicht lange beschieden, seines wachsenden Ruhmes sich zu freuen. Am 14. März 1894 verschied Fürstin Salm und schon am nächsten Tag, an dem die schwarze Fahne auf Schloß Raitz aufgezogen wurde, widmete Saar ihrem Andenken den ersten Nachruf:

So ging auch sie! Wenn solche Menschen sterben,
Versteinert anfangs uns der Schmerz. Nur nach
Und nach durchzuckt ein allgewaltig Weh
Die Brust. Die Träne quillt, erst leise sickernd,
Doch immer heißer, immer strömender
Wird ihr Erguß. Und lauter, immer lauter
Ringt von der Lippe sich die Klage los:
Tot! Tot! Dahingerafft, geraubt für immer —
Unwiederbringlich, was so einzig war!

Hat das nicht jeder an sich selbst erfahren,
Als ihn die rasche Trauerkunde traf?
Und nun erwägt er, aufgelöst in Jammer,
Was er an ihr verlor. Denn wer sie kannte,
Dem war ihr Dasein Segen und Gewinn.
Drum nicht die Nächsten bloß, die sie beweinen —
Nein, alle, die hiernieden sie geschaut,
Vernommen ihrer Stimme sanften Klang,
Bewundert ihres Geistes Schwung und Adel,
Erfahren ihres Herzens Kraft und Güte:
Sie fühlen sich verlassen und verwaist.

Was sie der Kunst gewesen, weiß der Dichter,
Der ihr das Beste seines Schaffens dankt,
Ein Heim ihr dankt und seiner Muse Freiheit.
Das Schöne war für sie nicht eine Zierde,
Nicht Würze bloß des Daseins, nein: wie einst
Die Mediceer, liebte sie die Kunst
In ihrer stillen Art als höhres Dasein,
Zu dem sie ihrer Tage Lauf erhob,
Dem Vorurteile fern, mit hellem Blick
Verständnisvoll der Menschheit zugewendet.

So war, so lebte sie, verehrt, gepriesen,
In ihres Wesens Macht und schlichter Hoheit,
In ihres Wesens frauenhafter Größe.
Was auch für Zeiten kommen, wie sie gehen:
Wir werden nimmer ihresgleichen sehen!

Und noch ehe ein Jahr um war, im Juli 1894, lag Josephine von Wertheimstein in demselben dazumal mit den Prachtstücken ihrer Warmhäuser ausgeschmückten Raume, in dem Saars Freunde auf Wunsch der edlen Frau zu Ehren seines 60. Geburtstages tafeln durften, aufgebahrt, betrauert von allen, die ihre Güte, ihr Wohlwollen, ihre Freundestreue beglückt hatte, von wenigen tiefer betrauert als von Saar. Sie hatte ihm beigestanden in seiner bittersten Bedrängnis. Sie hatte an den Künstler geglaubt, als Zweifler und Spötter ihn achselzuckend verloren gegeben hatten. Sie war seinem Schaffen mit Stolz und Freude gefolgt. Sie hatte — wie außer ihr vielleicht nur die Mutter Saars — an dem Menschen und Künstler in trüben und dunklen Stunden in gleichem, unwandelbarem Anteil festgehalten. Soviel Freundschaft und Zuneigung sie Saar aber auch geschenkt: er hat Gleiches mit Gleichem vergolten. Solang sie lebte, wußte sie, daß sie für alle Zeiten seiner unbegrenzten Anhänglichkeit vertrauen dürfe. Und als ihr Sarg auf dem Döblinger Friedhof ins Grab gesenkt wurde, trat zum allgemeinen Erstaunen Saar an die offene Gruft und bewegte aller Herzen durch einen gewaltigen, aus innerster Überzeugung geschöpften, der Verewigten würdigen Nachruf, der in den Worten gipfelte: Natur zerbrach die Form, nachdem sie dich erschuf.

VI. Die Pincelliade. — Tragik des Lebens. — Ausgang.

Zwölf Jahre sollte Saar Fürstin Salm und Frau von Wertheimstein überleben. Was für ihn mit den beiden Beschützerinnen zu Grabe gegangen war, sprach er bald nach ihrem Scheiden in Briefen an seinen ältesten Schwager, den Leibarzt der Familie Salm Dr. Camillo Lederer aus.

„Die beiden Frauen" (so schrieb er fünf Tage nach dem Tode Josephinens, am 21. Juli 1894), „denen ich im Leben fast alles verdanke, sind nicht mehr. Eigentlich habe ich ja nur für sie geschrieben — sie allein (und die Fürstin ihrerseits noch mehr!) verstanden und schätzten meine Schriften, das Publikum hat mich immer beiseite liegen lassen. Zudem habe ich auch wenig oder nichts mehr zu sagen und so geht mit dem Tode der beiden auserlesenen Frauen auch meine Laufbahn als Dichter zu Ende." Ein Vierteljahr später, 5. Oktober 1894, klagt er: „Seit unsre edle Fürstin und Josephine von Wertheimstein tot sind, gehe ich in Wien wie in einer fremden Stadt herum und nur der häufige Verkehr mit Moritz (Lederer) erfrischt mich ab und zu. Was du über die Wissenschaft sagst, kann ich über die Literatur sagen, in welcher jetzt, in der deutschen wenigstens, die vollständigste Geschmacksverwirrung und Geschmacklosigkeit herrscht. Am vernünftigsten wär' es eigentlich gar keine Feder mehr anzurühren. Aber wenn man schon lebt, muß man für etwas leben." Und Saars erster und letzter Lebensgrund war die Kunst.

Seine Gesinnungen für die Fürstin und Frau von Wertheimstein blieben unverändert bis an sein Ende; soviel Freundschaft ihm auch ihre weitverzweigten Familien entgegenbrachten, so dankbar er den Anteil der Überlebenden für seine Dichtungen und Schicksale empfand und erwiderte: ersetzen konnte ihm niemand das unwiderbringlich Verlorene. Jahrelang trug er sich mit dem Gedanken, das Wesen der beiden Frauen in zwei Novellen festzuhalten; in den „Dissonanzen" hat er auch wirklich in der alten Fürstin die Schloßherrin von Raitz gemalt, wie sie, „eine stattliche Dame mit leicht ergrauten Haaren in einem tiefen, äußerst bequemen Fauteuil saß und mit den feinen, schimmernden Fingern zwei Stricknadeln aus Elfenbein bewegte, mit denen sie, einen Knäuel Wolle vor sich, für arme Dorfkinder Röckchen und

Jäckchen anfertigte" und zugleich die bedeutendsten Gespräche ihrer Hausfreunde, Forscher, Kavaliere, Künstler überlegen beherrschte. Ein weiterer Plan, in einer Festschrift zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph eine Charakteristik der Wiener Frauen zu versuchen und bei diesem Anlaß seine beiden Schutzgeister nach der Natur zu malen, kam nicht zur Ausführung. Nur in einer „Nänie" der „Nachklänge" bemühte sich Saar 1898 die Persönlichkeit der Fürstin schärfer zu fassen, als in seinem ersten, 1894 gleich nach ihrem Heimgang gedichteten Nachruf; ein Standbild aufzurichten, da ihm jene Büste nicht mehr genügte. Die würdigste stete Huldigung für das Andenken seiner verewigten Freundinnen wurde seine weitere Kunstübung. Konnte ihr Auge auch nicht mehr auf den Schöpfungen seiner Alterszeit ruhen, bei jeder neuen Arbeit fragte sich Saar, ob und wie sie vor dem Urteil dieser bei allem Wohlwollen unbefangenen Richterinnen bestehen würde? Viele seiner von 1894 bis 1906 vollendeten Werke hatte Saar noch bei Lebzeiten der Freundinnen geplant und begonnen; sie hatten sie keimen und wachsen gesehen; er hätte ihrem Geist zuwidergehandelt, wenn er aus Gram gefeiert hätte. Tätiger als je zuvor, nahm er in seiner letzten Lebenszeit seine ganze Kraft zusammen; 1897 erschienen die bisher in Einzelausgaben und unter verschiedenen Titeln in Buchform veröffentlichten 14 Erzählungen vom „Innocens" bis zum „Schloß Kostenitz" in zwei Bänden vereinigt als „Novellen aus Österreich". Dieselbe Jahreszahl trägt „Die Pincelliade. Ein Poem in fünf Gesängen" und „Herbstreigen" (Drei Novellen. Herr Fridolin und sein Glück. Ninon. Requiem der Liebe). 1899 folgten: „Nachklänge. Neue lyrische Gedichte (dramatische Fragmente) und Novellen." 1902: „Hermann und Dorothea. Ein Idyll in fünf Gesängen." 1906: „Tragik des Lebens. Vier neue Novellen." Im ganzen (abgesehen von Neu-

auflagen älterer und neuerer Arbeiten): eine größere Zahl von Bänden, als in irgendeinem vorangehenden Jahrzehnt seines Schaffens. Seine selbstquälerische Gewissenhaftigkeit hatte im Alter wenn möglich noch zugenommen; Vorboten schweren Siechtums meldeten sich seit Mitte der neunziger Jahre immer lästiger; außerordentliche Anforderungen bedrängten als unausweichliche Folge seines wachsenden Ansehens den Einsiedler immer unabweislicher. Wenn Saar trotz alledem in seinen letzten zwölf Lebensjahren soviel fertigbrachte, war das in erster Reihe ein Sieg seines Künstlerfleißes; zudem war er, der Fluch und Segen des Autodidakten beständig in seiner Ausbildung zu fühlen bekommen, seiner anfangs instinktiv gewählten Technik sicherer geworden und endlich ist die Zeitfolge der Niederschrift (geschweige der Veröffentlichung) Saarscher Arbeiten durchaus nicht gleichbedeutend mit ihrem ersten Entwurf, mit ihrem jahre-, oft jahrzehntelangen Wachstum.

Vom Plan eines humoristischen Epos „Giovanni Pincelli" z. B. sprach mir Saar 1877 (in demselben Jahr, in dem er mir von der Dramatisierung des „Alibi" und einem Schauspiel erzählte, das die Liebestragödie Katharinas der Zweiten mit einem weltunkundigen blutjungen Leutnant behandeln sollte) so eindringlich, daß ich die Schnurre bis in alle Einzelheiten vor mir stehen sah. Groteske Begebenheiten, die Saar als Kadett in Olmütz, zuerst belustigt, hernach höchlich verwundert, miterlebt hatte, sollten in der „Pincelliade" satirisch auferstehen. Ein ältlicher, filziger, wucherischer Regimentsschneider wurde von einer verhängnisvollen Leidenschaft zu einer Kasernenläuferin gemeinsten Schlages dahin gebracht, daß er unbeirrt durch Hohn und Hallo der ganzen Kameradschaft die handfeste Dirne regelrecht heiratete. Einrichten mußte sich der neue Hausstand im allgemeinen Mannschaftszimmer und nach der allbekannten Vergangenheit der Flickschneiderin ließen ein paar grüne, das

Ehebett abschließende Vorhänge dies Plätzchen der zuchtlosen Soldateska zuerst nicht als Sanctuarium erscheinen. Trotz aller früheren Liederlichkeit gab sich indessen die Neuvermählte eine Weile als unnahbar; resolut verschaffte sie sich durch Scheltreden und, wenn die nicht halfen, durch Püffe und Ohrfeigen Ruhe und Respekt. Als tüchtige Wäscherin und Kantinenhälterin war sie auf dem besten Wege, ihre alten Sünden vergessen zu machen und als achtbares Soldatenweib zu gelten, bis unversehens ein stämmiger Bursche, gebaut wie der farnesische Herkules, der Kompagnie neu zugeteilt wurde. Fortan war es aus mit dem Ehefrieden des Flickschneiders. Zügellos ließ Frau Pincelli ihre Lüste ausrasen, zuletzt so schamlos, daß sie zum abschreckenden Exempel nach dem barbarischen Urteil der noch halb mittelalterlichen Militärjustiz jener Tage in nicht allzu beschränkter Öffentlichkeit mit Ruten gestrichen wurde. Ihr Hauptgalan ließ sich vorsichtig in seine welsche Heimat versetzen. Allein Madame Pincelli, die schon ihrer beschämenden Abstrafung wegen nicht mehr in Olmütz bleiben wollte, befahl ihrem nach wie vor maßlos verliebten, halb verblödeten Mann, seinen Abschied zu nehmen und gleichfalls nach Italien zu übersiedeln, wo die Verschmitzte sicher war, den flüchtigen Liebhaber wiederzufinden.

Saar erzählte diese wahrhaftige Geschichte mit überwältigendem Zynismus. Der zartesten Empfindung und Mitempfindung für die heldenhaft niedergeschwiegenen Liebesregungen seines „Innocens" fähig, verschloß sich der Urwiener ebensowenig diabolischem, nestroyhaftem Spott über die tierische Natur des Menschen. Übermütig gestaltete er die rohe Wirklichkeit der abenteuerlichen Ehe Pincellis zum parodistischen Gegenstück der verlogenen Subtilitäten modischer Pariser Sittenstücke jener Tage. Feuillets „Un mariage dans le monde", Dumas' „Princesse Georges" und ihre unabsehbare Nachfolge sollten durch die niederländische

Derbheit der „Pincelliade" überboten und derart am wirksamsten lustig abgetan werden. Die Frische, mit der Saar die heikelsten Szenen in der Kaserne vor Augen stellte; die Laune, mit der er durch Zwinkern, Schmunzeln und Gebärdenspiel über das Verwegenste sich forthalf; die Anschaulichkeit, mit der er als unerläßlichen Hintergrund der „Pincelliade" manche fast an Wallensteins Lager gemahnende Zustände im Soldatenleben seiner Kadettenzeit zeigte, machten einen solchen Eindruck, daß ich ihn Jahre hindurch mahnte, beherzt ans Werk zu gehen. Anfangs schob er die Niederschrift hinaus, später äußerte er Zweifel, ob solche Wagestücke nicht wie Goethes „Tagebuch" dem Publikum gänzlich entzogen bleiben müßten; nachdem fast zwanzig Jahre seit jenem ersten Pincelligespräch verstrichen waren, hielt ich den Plan für aufgegeben, wie die Dramatisierung des „Alibi" und die Leutnantstragödie am Hofe Katharinas II. Um so überraschter war ich, als sich Saar Mitte der neunziger Jahre zu einer Vorlesung der in der Handschrift abgeschlossenen „Pincelliade" ansagte. Fröhliche wohlgebaute Stanzen (die ihm, wie Sonette, leichter und meines Erachtens besser von der Hand gingen, als antike Versmaße) ließen Gutes erwarten; die ersten Gesänge Saars — muntere Rückblicke auf seine wanzenschweren Anfänge in der Kaserne; die Zeitbilder aus dem Domherrn- und ‚Nymphen'-reichen Olmütz der Ära Schwarzenberg-Manteuffel; die Vorgeschichte und Zurüstungen der Brautnacht des Flickschneiders mit seiner Sofka — bestärkten diese Vormeinung; lustige Ausfälle gegen die dreieckigen Moderomane und Modedramen, Hiebe gegen närrische Frauenrechtlerinnen, verstiegene Anarchisten und allerhand andere Hanswürste, einzelne witzige, Wilhelm Buschs würdige Scherzreime würzten das Capriccio. Allein je länger Saar las, desto fühlbarer wurde nach dem ersten vielversprechenden Aufschwung ein Absinken der Fabel. Oder genauer: Saar hatte nicht die Kraft oder den Mut,

die selbsterlebte Anekdote frei weiterzuführen; die Handlung stockte auf dem Höhepunkt und der Poet gestand darum (in der ersten wie in der geänderten Fassung der zweiten Auflage) ganz wahrheitgemäß:

> So aber fehlt, wie ich bekennen muß
> Das Beste der Geschichte samt dem Schluß.

Und seinem Freunde Richard Lieben klagte er kleinlaut: „die Geschichte ist allerdings recht lustig; aber auch banal und trivial: der Stoff hat sie umgebracht oder eigentlich nur der Dichter in mir. Nun, man muß auch noch mit grauen Haaren Lehrgeld zahlen.“ „Die Pincelliade“ ist ein Musterfall versäumter Gelegenheit. Metier d'auteur, metier d'oseur, meinte Beaumarchais. Ein Poet mag es sich hundertmal überlegen, ob er ein halsbrecherisches Husarenstück wagen will. Sprengt er aber einmal mit verhängten Zügeln in Morast, dann heißt es: „Durch“. In einer Reihe früherer Novellen („Die Geigerin“, „Haus Reichegg“, „Schloß Kostenitz“) hat Saar kranke Liebe, in einer Reihe späterer Novellen („Der Brauer von Habrovan“, „Hymen“, „Sappho“) geradezu pathologische Erotik als furchtloser Beobachter des gewaltigsten und geheimnisvollsten Triebes tapfer und künstlerisch zur Sprache gebracht: in der „Pincelliade“ wird er nach dem ersten kecken Anlauf zahm und zaghaft; er sah und fand keinen Ausweg. Um ihrer autobiographischen Parabasen, ihrer verfänglichen Vor- und Zwischenspiele willen möchten wir die „Pincelliade“ nicht missen unter den Dichtungen Saars; seinen Hauptwerken ist sie nicht gleichzustellen. Das humoristische Epos, von dem er sich einen noch größeren Eindruck auf die Landsmannschaft erwartet haben mochte, als von den Wiener Elegien, fand einzelne lebhafte Lobredner, u. a. Ludwig Schneegans; die Olmützer nahmen die drollige Verherrlichung ihres alten halbvergangenen Stadtbildes und das gelungene Preislied auf den ortsüblichen, weichen übel-

riechenden und Saar doch besonders wohlschmeckenden (Quargel-) Käse heiter auf; es gab aber auch Gegenstimmen, die gar zu streng der „Pincelliade“ keinen Geschmack abgewannen und mit vollkommener Verkennung der Naturgaben Saars dem Dichter alle Anlage zum Komöden absprachen.

Dem durch diese zwiespältige Aufnahme der „Pincelliade“ bekümmerten Dichter brachte die Sammlung seiner älteren Geschichten von „Innocens“ bis zum „Schloß Kostenitz“ in zwei Bänden „Novellen aus Österreich“ desto größere Genugtuung. Schon während der Durchsicht und Korrektur sagte er (und bei den strengen Ansprüchen, die er an die eigene Kunst stellte, bedeutete das nicht wenig) in breitem, mundartlich gefärbten Wienerisch über diese fast ein Menschenalter, die Jahre 1864—91, umspannenden Arbeiten: „Das is was!“ Und sein kurzer, kernhafter Lobspruch erhielt nach dem Erscheinen dieser ersten großen Ausgabe der „Novellen aus Österreich“ herzstärkende Zustimmung der Landsleute und weit über die schwarzgelben Pfähle hinaus. Als einer der ersten war im Neuen Wiener Tagblatt Alfred Freiherr von Berger zur Stelle, wie so oft, auch diesmal der Wortführer des geistigen Adels seiner Heimat.

„Wer ein geborener Österreicher sein will, sollte mit Saars ‚Novellen aus Österreich‘ ebenso vertraut sein, wie mit den Dramen Grillparzers.“ „Sagen wir's nur heraus: Saars Novellenbuch ist ein klassisches Buch, in welchem ein wesentliches Stück österreichisch-ungarischer Stammesart in Novellenform den vollsten und reinsten dichterischen Ausdruck gefunden hat. Um seinen Geschichten den besonderen heimatlichen Erdgeruch zu geben, bedient sich Saar nicht des gegenwärtig landläufigen äußerlichen Mittels, die Sprache seiner Menschen mundartlich zu färben, wie er überhaupt die täuschenden Tricks des Moderealismus verschmäht. Seine Sprache ist die von Lessing, Schiller und Goethe geschaffene quellenlautere deutsche Kunstsprache, welche die deutschen Stämme seelisch zum Volk geeinigt hat, ehe Blut und Eisen das Werk zu vollenden vermochten.“

Mit welcher Kraft Saar die Mundart zu meistern ver-

mochte, wußten damals nicht einmal seine nächsten Freunde; die sparsamen Proben des niederösterreichischen Dialekts, die er in ein paar späteren Novellen („Der Burggraf“, „Die Pfründner“) einstreute, bewiesen, daß er das Niederösterreichische unverfälscht wie kein anderer unter den Dichtern seiner Tage beherrschte und mit außerordentlich feiner Abstufung der Schriftzeichen fixierte.

„Wer einen Dichter ergründen will, sei es ein Erzähler oder ein Dramatiker, tut gut, sich vor allem seine Lyrik anzusehen. In ihr schlafen oder träumen, wie in dunkelnder Brunnentiefe die Embryonen seiner ungeborenen poetischen Geisteskinder; von dort holt ihm der Storch die ausgereiften Novellen oder Dramen. Von Saars Gedichten sind die schönsten und eigentümlichsten solche Novellenknospen, einzelne schon halb geöffnet, manche dem Aufspringen nahe, andere noch ahnungsvoll zugeschlossen.“

Die Frauenbilder der Saarschen Gedichte (Franziska, Ottilie, Elisabeth usw.) vergleicht Berger den Porträts Lenbachs.

„Einfälle, Gedanken, Worte glücken ihm, welche wie ein Pinselstrich von Meisterhand seinen Seelenporträts das frappierend Wahre, Sprechende und Ähnliche verleihen.“ „Man fragt sich: könnte dieser unvergleichliche Seelenmaler nicht auch ein vortrefflicher, eigenartiger Dramatiker sein?“ „Diese Hoffnung ist eine Täuschung, welcher Saar selbst zuweilen erlegen ist. Einem genialen Porträtmaler kann die Historie verschlossen sein.“ „Bis zur Novelle mag sich das lyrische Porträt entwickeln, nicht bis zum Drama, bei welchem der Faden, durch den das Werk mit dem Gemüt des Dichters zusammenhängt, ganz abreißen muß. Die Narbe ihrer lyrischen Geburt tragen alle Saarschen Novellen mehr oder minder kenntlich an sich.“ „Paßt aber so zartes poetisches Entstehen der Saarschen Schöpfungen zur Persönlichkeit des Dichters? Lebhaft sehe ich ihn vor mir, fleischig, rotwangig. Ein Etwas glitzert in den gescheiten Augen, und spielt um die Lippen, das verrät, daß dieser Mann zu genießen liebt und versteht. Junge idealistische Mädchen dürften sich den Dichter des ‚Innocens‘ anders vorstellen. Und doch erkenne ich den Poeten im Menschen ganz wieder. Er ist ein Feinschmecker mit dem Herzen.

Alles was in einem Eindruck enthalten ist bis zu seiner zartesten, nur gewiegtesten Kennernerven verspürbaren Blume wird von ihm empfunden und genossen, und wenn er es schildert, so wird von ihm die Wirkung jedes Wortes auf Sinnlichkeit und Phantasie auf das Sorgfältigste vorgekostet. Man muß seine Worte, mögen sie beim ersten Hören noch so zufällig klingen, im Geiste zergehen lassen, dann wird man sie erst genießen und die wählerische Kunst des Dichters bewundern. Saar ist ein stilistischer Epikuräer und darin kommt der Österreicher, der Wiener, der in ihm steckt, veredelt zutage."

Besorgt und prophetisch merkte Berger vereinzelten Anzeichen in den „Novellen aus Österreich" an, daß die Not der Zeit selbst diesen elegischen Stimmungsmaler nicht zu seinem Heile in den Wirbel naturalistischer Elemente reißen würde; und schmerzlicher noch war ihm eine nicht Saar allein geltende Gedankenreihe:

„Zarte aber tiefe Wehmut liegt über diesen ‚Novellen aus Österreich', jener verwandt, welche Turgenjews russische Erzählungen atmen. Ein wenig mag ja Saar von dem russischen Dichter angeregt sein, aber diese Wehmut gehört ihm und gehört zu Österreich. Wieviel Geist, Kraft, Tüchtigkeit wächst aus unserer Heimaterde und wie wenig davon bringt es zu etwas Rechtem, sich selbst und der Heimat zur Freude, Nutzen und Ehre. Das ist der Gesamteindruck dieser Erzählungen. Was das Zeug in sich hätte, anderswo zum kräftigen Baum aufzuschießen, verkrüppelt bei uns zu halbwüchsigem Buschwerk. Mark Twain, der kläräugige Amerikaner hat das bemerkt, als er kürzlich sagte oder schrieb, daß ein trauriges Mißverhältnis bestehe zwischen der Talentmasse, die Österreich hervorbringt und dem Weltruhm, der von ihm ausstrahlt." „Man hat früher dem Geistesdruck des alten Österreich die Schuld gegeben, später der kläglichen Zerrissenheit unserer öffentlichen Zustände. Die wahren Ursachen dürften wohl tiefer und innerlicher sein. In den Saarschen Erzählungen glaubt man sie zu spüren, wie im Dichten und Leben Grillparzers. Und Saar selbst? Ich habe oft das Gefühl, daß noch viel mehr dichterische Kraft in ihm schläft, als er betätigt hat. Der unfaßbare, unheimliche Fluch aber, der auf uns ruht, hat es gefügt, daß er dieser Kraft nicht mächtig und froh, ja nicht einmal bewußt zu werden vermochte."

Nicht zum ersten und nicht zum letzten Male hat Berger in dieser Meisterkritik über Saar sich ausgesprochen. Er hat an Saars (in begreiflicher, Dankbarkeit Alfred von Berger zugeeignete) „Nachklänge“ neue Betrachtungen geknüpft; zum 70. Geburtstag des Dichters folgte er der Aufforderung der Neuen Freien Presse zu einem Festartikel; er schrieb den ersten Nachruf Saars; er widmete dem Geschiedenen ein von Saarscher Art und Kunst durchsättigtes Gedicht; er schilderte (im Oktoberheft 1908 von Glossys Österreichischer Rundschau) seine persönlichen Beziehungen zu Saar. Darunter ist nicht nur ihr in Bergers Jünglingszeit zurückreichender gesellschaftlicher Verkehr, sondern weit mehr ihre künstlerische Wahlverwandtschaft zu verstehen. Bergers lyrische Gedichte, seine Gelegenheitsdichtungen und seine Novellen („Semmelweis und andere Geschichten“) stammen aus einem Boden, aus einer Wurzel mit Saars Poesie und Prosa. Bergers Saar-Bildnisse sind Porträts des Poeten von einem anderen Poeten, der sein selbständigster Jünger wurde: menschlich und künstlerisch waren die beiden Wiener einander vielfach so ähnlich, daß Berger nur in sein eigenes Innere blicken mußte, um die Heimlichkeiten von Saars Wesen zu ergründen; zugleich waren die Unterschiede ihres Alters und Bildungsganges so beträchtlich, daß Berger die Gegensätze der Zeiten und Naturen in seinen Charakteristiken Saars nicht übersehen und übergehen konnte.

Neben und nach dem Ästhetiker folgten die Germanisten der heimischen Hochschulen liebreich dem Wirken Saars. Anton E. Schönbach gab auf wenigen gehaltreichen Blättern seiner Essays „Über Lesen und Bildung“ eine bedeutende Würdigung von Saars Lebenswerk. J. Minor widmete dem Dramatiker, Lyriker und Erzähler (zuerst in der Vossischen Zeitung und der Monatsschrift „Nord und Süd“, 1898 in Buchform gedruckte) umfassende Studien; sie behaupten dauernden Wert durch selbständige Untersuchungen der künstlerischen Technik des Dichters und beglaubigen Minor

nicht allein als sachkundigen Richter der Metrik und Komposition: Blatt um Blatt kommt auch der warmblütige Landsmann zu Wort, der Wien und Österreich nicht bloß aus Büchern, sondern aus lebendiger Anschauung von Grund aus kennt. Diesen Stimmführern der älteren Generation gesellten sich zur Freude Saars die Fähigsten und Eifrigsten des Nachwuchses in gleicher Gesinnung; aus brieflichen und gedruckten Äußerungen erfuhr er, wie er auf die Jüngern wirkte. Vor allem auf J. J. David; Alfred Altmann in Czernowitz (mit dem Saar eine seiner belangreichsten literarischen Korrespondenzen unterhielt); Max Morold (so lautet der Schriftstellername von Stephan Milows Sohn Max v. Millenkovich); Ella Hruschka (deren Drama „Ferdinand Raimund" gleich ihrer Besprechung seiner Lyrik ihm so wohlgefiel, daß er sie anregte, über sein ganzes Schaffen im Grillparzer-Jahrbuch zu schreiben); Friedrich Adler und Hugo Salus in Prag, Heinrich Glücksmann, Richard von Kralik, Hans Sittenberger, Emil Reich und Paul Wertheimer. Nicht minder willkommen als diese Äußerungen berufsmäßiger Literaten waren ihm von Jahr zu Jahr sich mehrende Kundgebungen aus Leserkreisen aller Stände. Einer Meinung mit seinem Cellini hielt er viel vom Urteil der Unzünftigen:

> Ihr seid nicht vom Handwerk.
> Auch kennt euer Auge noch keine Vorschrift
> Was ihm gefallen darf, was nicht. Ihr stellt
> Die Unbefangenen mir dar, das Volk,
> Auf dessen Beifall ich noch hoffen darf.

Desto mehr verdroß es ihn, wenn selbst in solchen Kreisen wahre und falsche Parallelen gezogen wurden:

> Ihr seid wie alle andern.
> Die Menschen können immer nur vergleichen,
> Gradhin erkennen und bewundern nichts.

Vorbehaltlose Bewunderung verlangte Saar nun freilich nicht; aber nach Verständnis lechzte er, nicht entfernt so eitel, doch gewiß ebenso gierig, wie der von ihm über alles verehrte Frankfurter Weltweise; grundloser (und bisweilen auch begründeter) Tadel konnte ihn aufbringen; unvernünftiges Lob allerdings nicht viel weniger ärgern; seine stille Sehnsucht, wie Schopenhauer in Frauenstädt, einen Apostel zu finden, blieb unerfüllt. Gleichwohl hielt er liebenswürdig und geduldig dem Ansturm von berufenen und unberufenen Anfängern stand, deren Manuskripte seinen Arbeitstisch überlasteten; willfährig kam er den meisten Bitten von großen und Winkelvereinen nach Gelegenheitsgedichten, der Zudringlichkeit der Autographenjäger entgegen. Bei der Mühe, die seiner Umständlichkeit und peinlichen Nettigkeit das gleichgültigste Schreiben machte, begreift man nicht, woher Saar die Zeit nahm, all diesen Anforderungen zu genügen, Geschäftskorrespondenzen zu führen, regen Briefwechsel mit alten Bekannten und neu Befreundeten (Gräfin Zierotin, Gräfin Thun-Salm usw.) zu pflegen, und inmitten dieser und andrer sich häufender Pflichten — er wurde zum Kurator der Saarschen Familienstiftung und zum Ehrenpräsidenten der Preß-Sektion für die Pariser Weltausstellung ernannt, man trug ihm das Präsidium der Wiener „Concordia" und die Direktion des Raimundtheaters an — Muße und Sammlung zu künstlerischer Arbeit zu gewinnen. Seinen Vertrauten gegenüber wetterte er gelegentlich grimmig über diese Plagen und Anforderungen, um gleich nachher wehrlos wie ein Kind Ja und Amen zu sagen zu jedem noch so ungehörigen Anliegen.

Solange ihm auf den Salmschen Schlössern Blansko und Raitz das ganze Jahr hindurch Gastwohnungen zu Gebote standen, konnte er sich mindestens zeitweilig vor den übermäßigen Ansprüchen der Wiener Salons und Literatenkreise retten. Die Kinder der Fürstin Salm hielten den alten Hausfreund hoch und zogen ihn, als die schwerleidende

Mutter ihren Wiener Witwensitz nicht mehr verlassen konnte, nach wie vor den gemütlichsten Familienfesten zu: „Habe den Silvesterabend“, so schrieb er Neujahr 1892 an Schwager Camillo, „bei dem jungen Fürstenpaar verbracht. Wir spielten $^1/_2$12, tranken Punsch — und gossen Blei. Fürstin Eleonore (die Familiensegen erhoffte) goß wenigstens 40 kleine Fischerln (Salme) zu allgemeiner Heiterkeit.“ Noch zehn Jahre nach dem Tode der Fürstin Elisabeth wurde Saar Form Rechtens von der Salmschen Familienadministration die Zusicherung erteilt, daß er seine bisherige freie Wohnung im Blanskoer Schloß weiterhin behalten könne. Die ländliche Ruhe war Saar zum Bedürfnis geworden: „Das Zwittawatal mit seinem Sonnenschein und Nebel, dem steilen Waldhang im Westen, dem mäßig ansteigenden Feldrücken im Osten, der großen Wiese am Flusse, dem fernen ‚Tale‘ mit Eisenwerken und hartgeprüften Arbeitern, das alles war Poesie und das alles ward Poesie in Saars Herz und Hand“, schrieb mir sein Neffe Paul Maresch, der jahrelang Wirtschaftsbeamter in Blansko war. Hier wanderte er täglich nach 10 Uhr in seinem großen Mantel am Flußufer hin; hier ruhte am nördlichen Mauerrande des Friedhofes Melanie von Saar; ein Gitter umfaßt den mit zwei Lebensbäumen und Blumen geschmückten kleinen Grabhügel. Hier fand er, dank seiner alten Dienerin, einer gutmütigen verwitweten Bäuerin, Hudec, sorgsame Pflege. Hier suchte er, wenn die Arbeit es gestattete, Sonnabend im Bürgerverein (der seinen Sitz im Gebäude der Založna hatte) gemütliche Ansprache im Kreise der Honoratioren und Beamten (Förster Pirchan, Oberingenieur Kratschmer, Dr. Brožik, Ingenieur Frendl, Kassier Hruby, mit ihren Familien), die Saar in „Hermann und Dorothea“ lebenstreu porträtiert hat. Die Alltagsgeschäfte und Feste des Deutschen Schulvereins, der ihn zum Ehrenobmann der Ortsgruppe wählte, versäumte er selten; im Umgang mit Landwirten und

Naturmenschen fühlte er sich wohler als in der Nähe gespreizter Würdenträger und blasierter Weltkinder (zu geschweigen des in den Gedichten gehörig mitgenommenen „Packs“ der großstädtischen Kritikaster und Dilettanten). Seine Aufenthalte in Raitz und Blansko waren ihm so lieb geworden, daß er ihnen einen Ehrenplatz in seinen Dichtungen nicht versagen mochte; aus dem Brief der Fürstin Elisabeth Salm haben wir vorhin erfahren, wie meisterhaft er in „Schloß Kostenitz“ die Veduten des Raitzer Schlosses festgehalten hat. Im „Doktor Trojan“ schilderte Saar die Wandlungen, die seit seinem ersten Einzug die ganze Gegend durchgemacht, ihre Entwicklung aus halb patriarchalischen Zuständen zu einem Sitz der Großindustrie; dieselbe Novelle schildert seine verschiedenen Raitzer Quartiere: beim ersten Besuch als helles Schreibzimmer ein Turmgemach mit weiter Rundsicht; nebenan etwas tiefer gelegen, ein bequemer Schlafraum, dessen Fenster von wildem Wein halb umsponnen und überdies von einem mächtigen Baumwipfel des Parkes beschattet waren; in späteren Zeiten, als diese Gemächer den Erziehern der heranwachsenden Söhnen des Fürsten zugewiesen werden mußten, ebenso behagliche Zimmer in einem Nebengebäude des Schlosses. In dieses Asyl wollte Saar sobald als möglich nach dem Tode Josephine von Wertheimsteins flüchten. Abhaltungen aller Art, zuletzt die Pietätspflicht, das Jubiläum eines seiner frühesten Fürsprecher, des Philosophen Zimmermann, mitzumachen, bestimmten ihn, bis zum Spätherbst 1894 in Wien zu bleiben; eine (vom Wiener Raimundtheater zur selben Zeit angesetzte) Leseprobe der „Wohltat“ überzeugte den Dichter (wie er Camillo Lederer schrieb) „daß es ein schwaches oder eigentlich ein zartes Stück ist, das nur durch die liebevollste Behandlung von seiten der Direktion und der Schauspieler zur Geltung gelangen könnte. Da ich aber in dieser Hinsicht gerade das Gegenteil bemerkt habe, so soll es unaufgeführt bleiben, denn ein halber oder zweifelhafter Erfolg

kann mir nur schaden und dem Theater nicht nützen!" Hätte Saar nur zehn Jahre später, als Schlenther zum 70. Geburtstag des Dichters wunderlicherweise „Eine Wohltat" für den Festabend im Burgtheater wählte, an der gleichen Selbsterkenntnis festgehalten! Es wäre ihm eine nie verwundene Kränkung erspart geblieben.

Freundlicheres Geschick war seiner neuen Novelle „Herr Fridolin und sein Glück" beschieden, die eine neugegründete Wochenschrift „Die Zeit" in ihrer ersten Nummer brachte. Der Redakteur pries die Gabe als eine Goethes würdige Leistung. Saar äußerte sich zu Freunden bedeutend bescheidener über die tragisch ansteigende, humoristisch ausgehende Erzählung eines gräflichen, von einer herzlosen Buhlerin eingefangenen Lakaien: „in den ‚Novellen aus Österreich' hat mir bisher eine Dienergeschichte gefehlt". Der Lobspruch des Redakteurs war zu hoch, Saars Selbstkritik entschieden zu niedrig gegriffen. Der Reihe nach jeden einzelnen Stand „beispielmäßig", zyklisch vorzunehmen, lag seiner Art und Kunst fern; er verzichtete sogar auf das in den neunziger Jahren ernstlich erwogene Unternehmen, einen Roman zu versuchen: „Es ist einmal meine Art so, oder eigentlich Unart, oder noch treffender Unkraft," antwortete er Richard Lieben auf dessen freundschaftliche Kritik der „Geschichte eines Wiener Kindes". „Ich bin nun einmal nicht imstande zu analysieren. Ich male mehr oder minder gelungene Porträts und der Leser muß sich aus den Farben und Konturen die Geschichte der Personen selbst machen. Ergo bin ich — was ich Ihnen schon öfter sagte — kein eigentlicher Novellist und Romancier. Aber ein Poet, denk' ich, bin ich doch und damit muß ich mich über sonstige Mängel trösten. Übrigens müssen meine sämtlichen Novellen in einer Reihe betrachtet werden." Dieser aus dem Dezember 1891 stammende Ausspruch steht nicht vereinzelt in Saars Künstlerbeichten; 1896 schreibt er demselben Freunde:

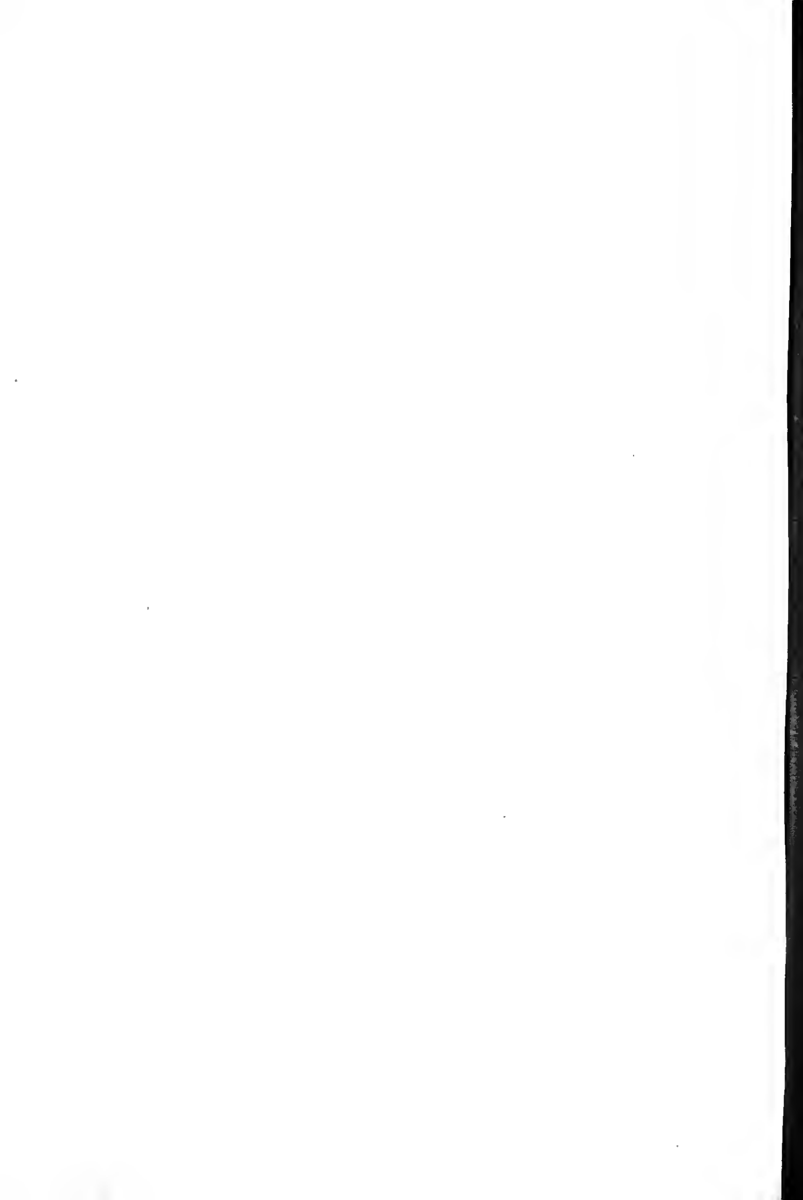
„Daß Ihnen der ‚Trojan‘ gefallen hat, freut mich ungemein. Nun ja, es ist die gewohnte Faktur. In meinen Jahren ändert man den Stil nicht mehr, ich bin eben ein ‚Plastiker‘. Daher eigentlich kein Romancier, der analysieren muß.“

Nichts wäre verfehlter als die 18 Novellen der späteren Sammlungen („Herbstreigen“; „Nachklänge“; „Camera obscura“; „Tragik des Lebens“) pedantisch unter das Richtmaß dieser Geständnisse zu stellen: für die Erkenntnis der aus Fehlern und Vorzügen seiner Dichternatur erwachsenen Kunstübung des Erzählers bleiben sie, recht verstanden, bei alledem beherzigenswert. Novellen im Sinne der Heyseschen Theorie vom „Falken“, Gegenstücke zu den knappen, die Persönlichkeit des Dichters verbergenden „Anekdoten“ Heinrich von Kleists („Das Erdbeben von San Domingo“; „Die Marquise von O.“) oder Mérimées (L’enlevement de la redoute; la partie de Trictrac; Tamango) sucht man bei Saar vergebens. Fast niemals beschränkt er sich auf eine merkwürdige Begebenheit; fast immer gibt er längere Phasen oder die ganze Geschichte des Lebenslaufes seiner Hauptperson, und diesem biographischen, vielfach autobiographischen Charakter seiner Novellen entspricht die von Saar mit Vorliebe gewählte Memoirenform (die schon Grillparzer im unerreichten Vorbild des „Armen Spielmanns“ mit der überlegenen Ruhe des Erzählers abenteuerlicher Begegnungen, zufälliger Bekanntschaften und miterlebter, durch Nachfragen ergänzter fremder Schicksale beherrscht). Monologisch gehaltene oder dialogisch sich entwickelnde Erinnerungen, Briefe, tagebuchartige oder annalistische Aufzeichnungen sind nur verschiedene Abwandlungen der dem Dichter gemäßesten Grundform: Menschen in verschiedenen Stufenjahren in verschiedenen Metamorphosen gleichsam im Spiegelbild seiner Denkwürdigkeiten zu zeigen. Die Wandlungen ihrer Charaktere begründet, „analysiert“ und „bemoralisiert“ Saar nicht weiter. Im sicher festgehaltenen Ton der mündlichen Zeugenaussage



Ferdinand von Saar

Nach einem Gemälde von Ludwig Michalek in Wien.



oder des Memoirenschreibers stellt er seine Leute und ihre Lebensläufe vor den Hörer oder Leser hin. Vielfach unerklärt und unerklärlich, wie sich die Dinge in der Wirklichkeit ereignen, erfährt man aus den mitunter Jahre und Jahrzehnte überspringenden Berichten Saars, seiner Gewährsmänner und Doppelgänger als überlieferte, jeder Kritik entrückte Tatsachen, wie der und jener Liebeshandel begonnen, und tragisch, glücklich oder grotesk geendet; wie der und jener Sonderling verdorben und gestorben. Je täuschender Saar in solchen biographischen und autobiographischen Novellen den Ton trifft, in dem leibhaftige Vorgänge mündlich oder schriftlich zur Sprache gebracht werden, desto geringeren Anlaß hat er, noch so seltsame Übergänge psychologisch oder künstlerisch vorzubereiten. In dieser Art (die bisweilen zur Manier erstarrt) zeichnet er als Chronist der Zeitgenossen das Auf und Ab von Individuen und Ständen. Aus dieser, ungeachtet ihrer scheinbaren Einfachheit und Einförmigkeit, von Saar virtuos geübten und behandelten Memoirentechnik erwachsen dem Dichter mannigfaltige Gefahren und Vorteile. Das übermäßige Vorschlagen der Ichform wird durch die Vielgestaltigkeit der vom Erzähler gemeldeten Einzelschicksale nicht immer ausgeglichen; die äußere und innere Glaubwürdigkeit der Vorgänge wirkt durch die Einkleidung in die Form von Denkwürdigkeiten nicht von vornherein durchweg überzeugend; und alle Lebenstreue eines echten Memoirenschreibers läßt auf die Dauer nicht verkennen, wie wenig Spielraum die Phantasie in seinen Aufzeichnungen hat. Bei dem rein stofflichen Interesse läßt er es freilich nur ausnahmsweise (in den zwei Kriminalgeschichten: „Die Brüder“, „Die Hochzeit des Herrn Ständl“) bewenden. Sonst ist es ihm (nach einer zutreffenden Bemerkung Alfred Bergers) „als Mann und als Künstler Bedürfnis, sein Modell in den mondblassen oder feurigen Widerschein der Gefühle, die es in ihm weckt, zu tauchen. Für den lyrischen

Dichter ist die Leidenschaft oft das nämliche, was für den Maler die Beleuchtung." Solange und soweit seine Urbilder seinen elegischen Neigungen und Naturanlagen entgegenkommen, gelingt ihm Unvergeßbares; Duldende und Entsagende, die Halben und die „Hascher", die Gehetzten und Besiegten, die Verkannten und Verkommenden malt er (auch in den Tagen der grellen Zolaschen Freskomanier) mit der alten Fein- und Kleinmalerei des Miniaturisten; noch in seiner letzten Epoche glückten ihm dabei seinen besten früheren Leistungen ebenbürtige Gestalten, wie der Naturarzt „Dr. Trojan" und der Leutnant von „Außer Dienst". Nicht mit derselben Treffsicherheit bemächtigt er sich der siegreichen Gegenspieler. Immerhin gelingen ihm bisweilen Charakterbilder grundverdorbener Naturen, haltlose und nichtsnutzige Weiber, Glücksritter, Schwarm- und Schwindelgeister, Kunstzigeuner, Dichterlinge. Für die Helden, die großen Forscher und Erfinder seiner Tage findet er kaum jemals ein Wort der Teilnahme, geschweige des Preises. Dazu sind ihm die Schwachen und Unterliegenden zu sehr ans Herz gewachsen; moderne Menschen und neue Zustände, die unaufhaltsam alles, was sich der Zukunft in den Weg stellt, Morsches und Aufrechtes in Trümmer schlagen, flößen ihm Widerwillen und Grauen ein. Nicht umsonst nennt er sich den Wiener Elegiker und zieht damit in Kunst und Leben die Grenzen seines Gebietes. „Les chants modernes", die Triumphlieder auf den technischen Fortschritt, die Errungenschaften der Naturwissenschaft, zu denen Flauberts Jugendfreund, ein leidlicher Prosaiker und schwacher Reimkünstler, Maxime du Camp, die nachwachsenden Poeten ermunterte, wären Saar verdächtig und verhaßt gewesen.

Eine Kampfschrift gegen die Kühnheit der neueren Chirurgie „Unter der Herrschaft des Messers" war Saar aus der Seele geschrieben; ein wirklicher Vorfall bestärkte ihn in den Eindrücken dieser Lektüre; so gestaltete sich ihm die

Novelle, die nach meinem Gefühl unter seinen späteren Geschichten am rundesten ist, „Doktor Trojan". Ein genialer Naturarzt, der aus Abschen vor dem anatomischen Theater keine regelrechten Studien macht und als geborener „Internist" von der Chirurgie nichts wissen will, wird das Opfer seiner Einseitigkeit; er muß — zu spät! — an das Leidenslager seiner an einem Anthrax erkrankten Einziggeliebten den Wundarzt rufen und schneidet sich (noch bevor rachsüchtige diplomierte Doktoren ihn als Kurpfuscher anzeigen können) mit einer rostigen Sichel den Hals ab. „Doktor Trojan" erschütterte die Leser Saars, lang ehe sein eigenes, auch von einem Meisteroperateur nicht zu behebendes Leiden seinen ahnungsvollen Widerwillen gegen das Messer des Chirurgen begreifen und ihn durch die Grausamkeit der Natur (die die Folter nicht abgeschafft hat) im Übermaß der körperlichen Qual zum Selbstmörder werden ließ, wie den frommen, von einem ähnlichen Krebsleiden in den Tod getriebenen Adalbert Stifter. Auch sonst wurden die Bilder des Novellisten, anfangs vielleicht im Vorgefühl kommender, dann unter dem Druck stetig fortschreitender Leiden, immer finsterer. Hohe Minne, seraphische Liebe hat Saar seit dem „Innocens" und der „Marianne" nicht wieder verherrlicht. Je länger er lebte, desto dunkler wurde seine Schilderung der Triebe, die den Menschen heißen, nur tierischer als jedes Tier zu sein. In „Ninon" läßt sich ein bedeutend veranlagter Literat, dessen Urbild (Sacher-Masoch) nicht zu verkennen ist, zum willenlosen Werkzeug der Krawall-Ninerl, einer ehemaligen Bacchantin der Maskenbälle im Wiedener Theater, herabwürdigen. Häßlicher als im „Brauer von Habrovan" ist die viehische Hingebung eines hübschen Weibes an einen widerlichen krüppelhaften Knecht selten gezeigt worden: die symbolische Deutung der Vorgänge durch einen jugendlichen Anhänger Saars, der zur Freude des Dichters im betrogenen Brauer eine Art Polyphem, in der

lüsternen Frau eine Waldnymphe, im Ehebrecher einen Satyr entdecken wollte, macht die Abscheulichkeit nicht besser. Der gehörnte Brauer hängt sich auf dem Malzboden auf. Sein Leidensgefährte, der Gärtner Herr Stäudl, befreit sich durch eine Bluttat von einer drallen Schönen, die ihn zur Eheschließung betörte und gleich nach der Heirat hinterging. Auch die eigene Wehrlosigkeit gegen Versucherinnen schont Saar im „Sündenfall“, seiner Jugendgeschichte, so wenig wie im Kehraus eines seiner letzten Romane „Requiem der Liebe“. Einem alternden, noch immer leicht entzündlichen Künstler begegnet in Döbling eine imponierende Dame, in der er beim nächsten Zusammentreffen eine Jugendbekannte wiedererkennt; die halbverblühte Beamtenfrau läßt sich seine aufglühende Schwärmerei gefallen, erwidert bei einem wundervoll beschriebenen Gang durch die Sieveringer Gelände seinen Kuß und betrügt beim ersten Anlaß den Poeten wie ihren Mann mit dem nächstbesten strammen Offizier. Conte Gasparo ist ein inkurabler „Erotomane“ (wie der Baron Hulot in Balzacs „Cousine Bette“), ein heilloser Weiberjäger, der schimpflicher Verfehlungen wegen aus dem Invalidenhaus gestoßen, infamiert und verlassen endet. Der Burggraf, der Abkömmling eines erlauchten Geschlechtes, verkommt nicht viel anders; Trunk, Spiel und Verschwendung lassen dem Hoffärtigen keinen anderen Ausweg als eine Scheinehe mit einer reichen Mätresse, die ihm nur seinen erlauchten Namen abkauft; sein trauriges Vermächtnis ist ein siecher Bastard, die Frucht einer unwürdigen, halb pathologischen Liebschaft mit einer ordinären, bedeutend älteren, abschreckend häßlichen Döblinger „Hausmeisterischen“. Von den „Parzen“, drei alternden Töchtern eines Kaffeesieders, verfällt eine in religiösen Wahnsinn, eine zweite stürzt sich liebestoll auf das Straßenpflaster. In „Hymen“ gibt sich eine Frau aus Depit einem Ungeliebten hin. In „Sappho“ sucht ein hysterischer Blaustrumpf den Tod, weil ihre Liebesempfin-

dungen allezeit und allerorten mit Hohn und Ekel erwidert werden. Nur die tiefe Menschlichkeit des Dichters macht dieses Übermaß abstoßender Motive erträglich, nur die Reinheit seines Stils mildert die Gräßlichkeit und Unsauberkeit seiner unbestreitbar aus der Wirklichkeit geholten Stoffe.

Alles Erbarmen mit den (wie in den Novellen, auch in Saars Versen festgehaltenen) „Entarteten“ macht den alten Schopenhauerianer indessen nicht irre in seiner düsteren Lebensauffassung. Sein „Taedium vitae“ war tiefgewurzelt und manche vorgefaßte Meinung bestärkte ihn noch in seinem Weltekel. Die oft wiederholten Eingangsworte seiner „Geigerin“ gaben nicht nur seiner Vorliebe für entschwundene Zeiten und Zustände Ausdruck; er bemitleidet die Opfer der Entwicklungskämpfe; in der hastenden Gegenwart sieht er weit weniger lebensvolle Keime neuer Gestaltungen, als die Gefährdung unzähliger friedlicher, niedergehender Ordnungen. Er ist nicht rückständig in seinen Gesinnungen, er wird nur rückfällig durch seine Empfindungen. Er treibt keine Partei-, nur Gefühlspolitik; er begeistert sich auch nicht für geistliche oder feudale Tyrannei; am wenigsten jubelt er indessen, wie wir's so herrlich weit gebracht. Im Gespräch „Dissonanzen“ stellt er einem selbstlosen altadeligen Konservativen ironisch einen eigensüchtigen schönrednerischen Sozialpolitiker gegenüber. Nach ihrem hitzigen Wortkampf im Salon der Fürstin Salm nennt der eine den andern in lakonischen Selbstgesprächen „Aristokratischer Hohlkopf“, „Moderner Esel“. In der „Familie Worel“ erzählt er skeptisch von der geplanten Verlobung eines Grafen mit der Tochter eines Fabrikarbeiters und schöpft aus diesem bös ausgehenden Beispiel wenig Hoffnung auf die Beschwichtigung der aufgestachelten Instinkte des Neides und der Begehrlichkeit. Ebenso bitter behandelt Der Hellene den schonungslosen Kampf der alten und neuen Malerschule. Jede neue Novellensammlung, und die bedeu-

tendsten „Nachklänge“ seiner Lyrik verschärfen sein Urteil über Staats-, Kunst- und Gesellschaftszustände der Zeit, so daß ein idyllisches (noch idyllischer als die „Elsbeth“ seiner Anfänge gehaltenes) Epos in Hexametern „Hermann und Dorothea“ wenigstens stofflich tröstlicher wirkt: in den Kämpfen um die deutsche Sprache und Schule in Mähren erweist sich deutsche Bauernschaft im Bunde mit deutscher Lehrerschaft als tüchtiges staatserhaltendes Element, zugleich als unzerstörbare Triebkraft gesunden zukunftsfrohen Familienlebens.

Obenan unter den Dichtergaben der letzten Zeiten Saars stehen seine lyrischen „Nachklänge“ und eine überraschend große Reihe für seine Persönlichkeit sehr bezeichnender Gelegenheitspoeme. Wuchtige (die Jahreszahlen 1880—90 tragende und zweifellos vor der Veröffentlichung 1898 sorgsam überarbeitete) Oden bringen entscheidende philosophische, politische und künstlerische Bekenntnisse Saars. Seiner Huldigung für Schopenhauer wurde bereits (II) gedacht. Die Grundgedanken der jugendlichen „Laienpolitik“ des Jahres 1862 kehren wieder, nur vertieft und weitergeführt, in den Oden „Germania“ (dessen geistige Einheit Saar gleich Grillparzer nach wie vor höher stellte als die politische), „Austria“ und „Italia“. Der Tod Gambettas und Ludwigs II. von Bayern weckt weit über den äußeren Anlaß hinausgreifende Betrachtungen des Charakters der beiden und ihrer Nationen. „Chaos“ verfolgt die bedenklich unsicheren Grenzen von Recht und Unrecht. Dem Niedergang des Dramas, dem Scheiden der rührenden Schauspielerin Josephine Wessely galten höchst pessimistische Ausblicke in die Zukunft der Kunst. In tiefstem Weh besingt Saar sein „Los“, den steten Kampf mit feindlichen Schicksalsmächten. Auf der Höhe der Bilder und Gestalten (früherer Sammlungen) behaupten sich neue Genrestücke der „Nachklänge“: das (schon V) erwähnte „Judenweib“; die lieblichen „Nonnen“

(zwei Almosen sammelnde barmherzige Schwestern, die wirklich eines Tages an Saars Tür geklopft hatten: die eine alt und resigniert, die zweite blutjung und inniges Mitgefühl auslösend); „Kontraste“ (Pflasterer, die in hochsommerlicher Mittagsglut auf der Straße schnarchen, indessen ein Mädchenchor aus der nahen Gesangsschule Schiller-Beethovens „Lied an die Freude“ hinausjubelt). Lose Blätter, die in mannigfaltigen Formen und Tönen die „Allgegenwart“ der Poesie verkünden:

> Goldenen Flocken in dunklen Geweben,
> Schimmernden Erzen gleich im Gestein,
> Findet zerstreut sich in Zeit und Leben
> Allwärts die Dichtung mit leuchtendem Schein.

Im Sinn dieser Wahrheit bekräftigte Saar unablässig, daß er „ein Dichter gewesen zu allen Stunden“, so wenig er sich als Ausnahmsmensch gebärdete, als Poet posierte. So mühsam und bedächtig er größere Kompositionen schuf, zu festlichen großen und kleinen Anlässen kommandierte er die Poesie wie wenige. Zum 50jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs I.; zur Ebner-Feier des Burgtheaters 1900; zur Enthüllung des Mozart-, Erzherzog Albrecht- und Goethe-Denkmals; zur Schiller-Feier 1905 war er der geborene und gekörene Festredner. Bescheiden wartete er bei solchen die Öffentlichkeit beschäftigenden Gelegenheiten in der Stille und Ferne den Ruf der Festgeber ab. Desto spontaner überraschte er aus Herzensantrieb und Dankgefühl Gönner und Freunde mit Dichtergrüßen, die, wie die Verse zu Geburtstagen von Arneth, Joseph Unger, Theodor Gomperz, Zimmermann, Stephan Milow, den Gefeierten die liebste Bescherung wurde. Und er beschränkte solche Improvisationen nicht nur auf Größen: er ließ im Bekanntenkreis nicht leicht frohe und trübe Familienereignisse vorübergehen, ohne die Hausleute mit poetischen Gaben zu bedenken, die

nichts mit überlebten Kasualgedichten zu tun hatten. Geschmackvoll wie Altwiener Kleinkünstler schuf er mit sicherem Geschick echte Souvenirs, Nippes, Dosenstücke; bannte er in den engsten Raum lieblichste lebendigste Erinnerungen: sein kleines Gedicht zum Geburtstag von Franzi von Wertheimstein (1901), das in wenigen Versen das Bild der Zwanzigjährigen im rötlich braunen Lockenhaar bei der ersten Begegnung und dicht daneben den unverändert feinen, durch Leiden vergeistigten Kopf der Fünfzigerin im Silberhaar stellt, gehört zu den anmutigsten Proben dieser Art. Bei der verschwenderischen Großmut, mit der Saar solche Sächelchen aus der Hand gab, ist ihr Reichtum nicht zu überblicken; doch schon die heute vorliegende Sammlung legt Zeugnis von den ausgebreiteten Beziehungen des „Einsiedlers", der mit den Großen und Reichen, sofern sie ganze Menschen waren, sich gut und leicht gab, darüber aber niemals die seinem Gemüt gleich nahe (wenn nicht noch näher) stehenden kleinen und kleinsten Leute vernachlässigte oder vergaß. Wo immer er sich niederließ — und das Schicksal trieb ihn noch in der letzten Periode seines Lebens viel herum — verkehrte er vorurteilslos und leutselig mit hoch und nieder, versäumte er nicht leicht die Erfüllung von Pietäts- und Artigkeitspflichten. Seine Arbeitskraft wuchs fast in demselben Maß als seine Gesundheit abnahm, und seine Zähigkeit war um so erstaunlicher, je weniger Wurzelruhe ihm in dieser Alterszeit beschieden war.

Ungestört wie in Raitz und Blansko, konnte er am ehesten noch in Habrovan leben, wohin er eine Reihe von Jahren regelmäßig, am liebsten im Spätherbst, kam und bis tief in den Winter blieb. Die Gastfreunde richteten den Hausbrauch ganz nach der Bequemlichkeit Saars ein, dem zu Gefallen die Hauptmahlzeit in die Abendstunden verlegt wurde, damit er nach dem Morgenspaziergang noch einen recht langen Arbeitstag vor sich habe. Nach dem Essen wurde in dem größten Raume des Schlosses, im Salon, musiziert und Saar

wurde nicht müde, sich Sonaten, Trios und Quartette vorspielen und von der Hausfrau Karoline von Gomperz-Bettelheim — deren Lieder und Arien er in „Vae victis“ und deren Vortrag von Rubinsteins „O wenn es nur immer so bliebe“ der Dichter im „Requiem der Liebe“ nicht vergessen hat — vorsingen zu lassen. Er konnte nicht genug bekommen von Schubert und Schumann, Brahms und Beethoven; beim Zuhören stiegen ihm, wie er sagte, die besten Eingebungen auf. Die echt mährische Gegend mit ihren Waldbergen und dem weiten Ausblick von der Schloßterrasse bis zu den Pohlauer Bergen, dem Schlachtfeld von Austerlitz und der gesegneten Ebene der Hanna gefiel ihm ungemein; manche bei Tisch oder von Forst- und Gärtnersleuten erzählte Geschichte haftete in seinem Gedächtnis; das Kruzifix der „Landschaft im Spätherbst“ steht wie „Der Ziegelschlag“ auf Habrovaner Boden. Ein Brauer von Habrovan hat wirklich eine Ehetragödie, wenn auch mit etwas anderem Abschluß durchgemacht, wie der Held der gleichnamigen Novelle Saars. Gemütlicher als Saar konnte kein Hausgenosse sein; mit den Klavierfräulein, die mit der Hausfrau vierhändig spielten, mit den Geigerinnen und Cellistinnen, die Kammermusik machten, war er fröhlich und galant, und am Geburtstag des Hausherrn im November verwandelte er sich in einen ebenso übermütigen als erfindungsreichen Impresario. Wieviel angeborene schauspielerische Begabung zum Komiker in ihm steckte, zeigte sich zwerchfellerschütternd an solchen Abenden. Er schrieb marktschreierische, für jede Schmiere nachahmenswerte Vorankündigungen und übersprudelte von munter prahlenden Stegreifreden, wenn er einmal als Indianerhäuptling, anderemale als Menageriebesitzer, Menschenfresser oder Wachsfigureninhaber sein Trüpplein vorführte. Im Singspiel und Ballett stellte er seinen Mann, wie in der Pantomime; die parodistische Laune, mit der Saar noch als Sechziger Menuett und Galopp, Solofiguren, Pas de deux und Pas de trois „exekutierte“,

hat, wenn das möglich war, ihm noch mehr Spaß gemacht als den Zuschauern. Wie nah er — ein echtes Kind des Vormärz — mit dem jähen Umschlag aus tiefster Schwermut in kindliche Kasperliaden Raimund stand, kam bei derartigen Gelegenheiten verblüffend zum Vorschein; er war imstande, beim Frühstück Töne des Weltschmerzes anzuschlagen, die Lenau, Leopardi, Schopenhauer Genüge getan hätten, und beim Nachtmahl mit den närrischesten Einfällen alle Hausgenossen, nicht am wenigsten sich selbst, prächtig zu unterhalten.

Die natürliche Grundstimmung Saars war und blieb aber, wie bei Raimund, tief melancholisch und seine zunehmende Kränklichkeit war nicht geeignet, seinen Lebensmut zu stärken. Mitte der neunziger Jahre entdeckte ein Arzt in Blansko, den Saar wegen eines leichten Unwohlseins zu Rate zog, einen Leibschaden und Venenentzündung, Leiden, die der Dichter längere Zeit mit sich herumgetragen, ohne sie zu bemerken. Er nahm die Diagnose ohne besondere Erregung hin und beschrieb seinem Schwager Camillo Lederer und seinem Döblinger Arzt Dr. Siegmund Pollak seinen Zustand in Briefen, die in ihrer sachlichen Anschaulichkeit Muster von Selbstbeobachtung, wissenschaftlich genaue Krankengeschichten sind. So lästig die Übel waren, so viele Einschränkungen sie dem an regelmäßige Spaziergänge gewohnten Poeten auferlegten, lebensgefährlich waren sie nicht, und gelassener, als man das dem leicht aufbrausenden Manne zugetraut hätte, schickte er sich in das Unabänderliche. Kaltwasserkuren, die er in früheren Jahren durchgemacht, wiederholte er nicht; nach Karlsbad zu reisen, wie ihm angeraten wurde, verschob und versäumte er. Dagegen sah er endlich die Notwendigkeit ein, bei Besuchen von Wien nicht mehr Absteigquartiere bei Wertheimsteins oder Richard Lieben, sondern wenigstens eine eigene Interimswohnung zu nehmen. Um den Jahreszins von 200 Gulden mietete er in der Billrothstraße 44 ein Zimmer und Kabinett, zu denen eine steile Stiege, die

mehr einer Holzleiter glich, führte. Wilder Wein, der sich am Spalier der Mauer bis zu den Fenstern seiner Hofwohnung hinaufzog, ein ungewöhnlich langgestreckter, baumreicher Garten mit altväterischen Ruhesitzen und Holz-„Saletteln“ hatte Saar vermutlich bestimmt, just diese winzige Behausung zu beziehen, die, allerliebst zum Anschauen, auf die Dauer unbrauchbar für einen Schonungsbedürftigen war. Die zwei seichten, ineinandergehenden Stübchen hatte Saar bald behaglich eingerichtet und eingeräuchert; hübsche Frauenbildnisse, anspruchsloser Hausrat und willkommene Freundesgeschenke geben der Dichterklause ganz persönliches Gepräge; sie war nur im Winter so wenig zu beheizen, daß der arme Poet mit Katarrhen und Rheumatismen nicht fertig wurde; im Sommer so greller Sonne ausgesetzt, daß er keinen Rat gegen eine Augenentzündung wußte. Trotzdem hielt er geduldig aus bis zu seinem 69. Geburtstag, an dem er alle Glückwünsche in seinem Lorenz-Kindlein-Quartier empfing.

Die Freunde hatten bekümmert gesehen, daß seine Gebrechlichkeit beständig zunahm. Der Wiener Zweigverein der Deutschen Schiller-Stiftung regte deshalb an, schon seinen Eintritt in das 70. Lebensjahr zu feiern. Eine vom jüngeren Schwerdtner geprägte Medaille wurde dem Dichter im Namen der Stifter mit einer von Minor verfaßten Adresse überreicht von Ludwig Lobmeyr, J. Minor, Emilie Exner, Helene Bettelheim-Gabillon und dem Schreiber dieser Zeilen. Die Wiener Poeten stifteten ihm einen Band „Widmungen“, den Marie von Ebner-Eschenbach als Chorführerin eröffnete mit einem Brief, dessengleichen nur diese Meisterin zu schreiben wußte, und zu dem Schnitzler und Schönherr, Hofmannsthal und David, Auernheimer und Schaukal, Langmann und Chiavacci, Schwarzkopf und viele andere künstlerische Gaben beisteuerten. Die Stadt Wien stellte sich mit einer Gratulation des Bürgermeisters Dr. Lueger und einem Jahrgehalt

ein, der Unterrichtsminister von Hartel mit einem Glückwunsch, dessen Text gleichfalls von Minor herrührte. Die Zahl der Festartikel, Geschenke, Blumengrüße, Telegramme war Legion. Der Künstler und der Mensch erfuhr an diesem Tage dankbar bewegt, wie dauernd er sich in Herz und Gedächtnis unzähliger Landsleute geschrieben und gesungen hatte.

Reiche Ehren waren ihm, nachdem sie lang, allzulang auf sich hatten warten lassen, zugefallen. 1890 hatte er den Franz Josephsorden, 1901 das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, 1902 als erster deutscher Poet seit Grillparzer die Berufung in das österreichische Herrenhaus erhalten. Geldsorgen drückten Saar seit seinem 60. Geburtstag nicht mehr. Das Ministerium hatte seinen Jahrgehalt auf Lebenszeit mit 1000 Gulden festgesetzt, der Kaiser seine Ehrengabe auf 500 fl. jährlich erhöht, die Pension der Schiller-Stiftung lief lebenslänglich fort; dazu kamen die Bezüge der Saarschen Familienstiftung, ein paar hundert Mark aus dem Erlös seiner Schriften und die Zinsen seiner kleinen, von Richard Lieben verwalteten Ersparnisse. Denn Saar rührte seine Kapitalien nicht an; für seine Person brauchte Saar — abgesehen von unglaublich freigebig gewährten Unterstützungen an darbende Künstler und verschämte Arme — blutwenig. Seine natürliche, in Hungerjahren geschulte Bedürfnislosigkeit ließ ihn mit allem vorlieb nehmen. Er aß gern und ausgiebig, ließ es sich aber am Stammtisch beim „Hirschen" mit dem (im „Burggrafen" verewigten) Volksschuldirektor Canis und seiner Korona genau so gut schmecken, wie bei den Prunkdiners des Hochadels und der Hochfinanz. Empfänglich für alle Genüsse des (in den „Gedichten" besungenen) High-life führte er am liebsten die Existenz eines Altwiener Bürgers. Die Ernennung zum Herrenhausmitglied bereitete ihm die reinste Freude; sie tat ihm seiner selbst und seiner Berufsgenossen willen gleicherweise wohl; nur machten ihm die mit dieser seltenen Ehrung verbundenen Repräsen-

tationspflichten schwere Sorgen. Jetzt erst hielt er es für unerläßlich, die unmögliche Wohnung in der Billrothstraße aufzugeben. Er zog nach Unterdöbling in das Haus eines pensionierten Oberbriefträgers: der Pair von Österreich mietete zwei bisher von Briefträgern bewohnte Quartiere zum Preise von 700 Gulden und richtete die Zimmer so schlicht ein, daß einer seiner letzten Besucher, der Hamerling-Biograph Rabenlechner, sie mit Recht Kanzleizimmern einer Kaserne verglich. Dem nie verwöhnten Dichter genügte ein Feldbett; vor dem Schreibtisch ein schmales Sofa; für seine Handschriften ein altväterischer Schubladkasten, auf dem Pfeifen, Tabaksdosen, Schreibgeräte zu einem wohlzusammengestimmten Stilleben geordnet waren. Wie gemütlich hätte Saar in der ländlichen Briefträgerwohnung, deren Fenster in einen kleinen, dem Pair von Österreich zur Benutzung offen stehenden Garten gingen, hausen können, wenn ihn nicht auf der Höhe seiner selbst von den Stürmern unter den Jungen unbestrittenen Geltung als Patriarch buchstäblich „die Tragik des Lebens“ erfaßt hätte.

Als er in die neue Wohnung in der Rudolfinergasse übersiedelte, sah er nicht voraus, daß er wenige Monate später in das am Ende derselben Straße sich erhebende Rudolfinerhaus, eine Stiftung Billroths, sich würde begeben müssen. Bald nach seinem 70. Geburtstag, in denselben Wochen, in denen das Burgtheater „Eine Wohltat“ vorbereitete und (trotz einer vortrefflichen Bühneneinrichtung des Textes durch den Regisseur Krastel und einer meisterhaften Darstellung der Hauptrollen durch Frl. Medelsky, Hartmann und Baumeister) keinen dauernden Erfolg mit der Aufführung erreichte, mußte sich Saar von dem Chirurgen Gersuny operieren lassen. Der große Arzt erkannte von vornherein die Unheilbarkeit des bösartigen Darmleidens; sein Eingriff bezweckte nur eine vorübergehende Linderung der Beschwerden und eine Verlängerung der Lebensdauer des Kranken.

Anfänglich fühlte Saar die heilsamen Folgen der Operation; er sah sich die vierte (zugleich letzte) Vorstellung der „Wohltat" im Burgtheater an, besuchte gelegentlich die Sitzungen des Herrenhauses und nahm eine Weile wiederum Aufenthalt in Blansko. Die Fassung, mit der er alte und neue Leiden ertrug (seine Augen wurden schwächer; ein Ekzem an den Händen peinigte ihn dermaßen, daß er monatelang nur behandschuht und mit Bleistift schreiben konnte) war erstaunlich. Wie schlimm es mit ihm stand, verschwieg er seinem Schwager Camillo nicht: am 1. Juni 1905 schrieb er aus Blansko: „Ich befinde mich seit einiger Zeit sehr schlecht. Fortwährender Schleim- und Blutabgang, so daß ich Tag und Nacht schwimme. Wenn halbwegs möglich, will ich gleich nach Pfingsten von hier ab und nach Wien-Döbling gehen." Tröstlichem Zuspruch des treuen Freundes erwiderte er eine Woche später: „Du hast ja ganz recht, wenn Du sagst, daß meine Phantasie aus gewissen körperlichen Erscheinungen gleich schwere Krankheiten aufbaut. Ein Jahr und sieben Monate habe ich diesen Zustand mit Geduld, ja oft sogar mit Humor getragen, nun aber ist er zum Äußersten gediehen. Hilfe gibt es da nicht: denn der Muskel ist nun einmal durchschnitten. Und so wirst Du auch als Arzt zugeben, daß mir die traurigste Zukunft bevorsteht, denn an derlei krepiert man langsam." Kurz vorher hatte er sein Haus bestellt, am 21. Mai 1905 in Blansko sein Testament errichtet. Zum Universalerben setzte er den Neffen seiner verstorbenen Gattin Melanie Lederer, Dr. Rudolf Maresch, zum Erben seiner Urheberrechte den Wiener Zweigverein der Schiller-Stiftung ein. Von seinem Barvermögen, das er mit 52000 Kronen bezifferte, warf er 30000 Kronen für Legate aus. Als großer Herr vergaß er keinen, der ihm in schwerer Zeit selbstlos beigestanden, allen voran Milow; seiner treuen Dienerin Franziska Hudec (Musil) vermachte er 6000 Kronen und alle Möbel und Wäsche in seinen Woh-

nungen in Blansko und Döbling; er bedachte den „Bürgerverein“ in Blansko, die dortigen Ortsarmen, seinen Blanskoer Arzt und manche andere. Über die Verwendung des noch erübrigenden Restes der Erbschaft hatte Saar seinem Neffen mündlich Wünsche angedeutet, die Maresch treulich erfüllte.

Ungefähr zur gleichen Zeit wie diese letztwillige Anordnung schloß Saar seine letzte Novelle ab, in die er „den ganzen Schmerz seines Lebens zusammendrängen“ wollte: „Die Pfründner“. Zwei Schiffbrüchige, ein ehedem begüterter, durch Willensschwäche und verfehlte Ehe herabgekommener Bürger und seine Magd, für die er eine wärmere Regung verspürte, als sie aus seinem freudlosen Hausstand wegheiratete, begegnen einander im Armenhaus. Beide von schweren Altersgebrechen heimgesucht. Beide von der leisen Hoffnung auf ein letztes gemeinsames Glück wohltuend berührt. Der Pfründner wird unvermutet von einem Advokaten ausgeforscht und benachrichtigt, daß er Anspruch auf den Bezug einer kleinen Rente aus einer Familienstiftung habe; das Paar steht damit vor der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches: die (nur allzu naturgetreu beschriebene) Hölle des Armenhauses zu verlassen und in ehedem versäumter Gemeinschaft, wenn auch gealtert und verkrüppelt, seine Tage zu beschließen. Die Roheit und Bosheit neidischer und eifersüchtiger Zimmernachbarn der beiden bereitet diesen bescheidenen Erwartungen ein grauenvolles Ende: der Pfründner wird in einem Raufhandel mit einem zänkischen gewalttätigen Stubenvater niedergeschlagen und tödlich verletzt. Die arme Rosa, die schon vorher an einem rätselhaften, aller ärztlichen Weisheit trotzenden Krankheit litt, siecht im „Haus der Barmherzigkeit“ für die Unheilbaren dahin. Saar ist so wenig der Doppelgänger des Pfründners Karl Schirmer, wie Grillparzer der Doppelgänger des Armen Spielmanns oder wie die Rosi mit ihrem seltsamen Übel haarscharf einem Urbild nachgezeichnet ist. Unverkennbar sind gleich-

wohl manche Ähnlichkeiten; Schirmers Gebreste, Schirmers rettende Familienstiftung nicht nur, Schirmers ganzes Wesen weist verwandte Züge mit der Art Saars auf: der eine wie der andere „war eine jener im Grunde des Herzens ehrlichen, aber willensschwachen und kleinmütigen Wiener Naturen, wie sie noch heute nicht bloß als atavistische Erscheinungen vorkommen“. Beide sind noch am Rande des Grabes für zärtliche Regungen empfänglich. Beide sind, aufs Äußerste gebracht, ritterlichen Opfertodes fähig. Es bedarf solcher biographischen Beziehungen nicht, um den „Pfründnern“ eine Ausnahmsstellung unter den Novellen Saars einzuräumen. Die mehr geschwiegenen, als ausgesprochenen Liebesbekenntnisse der beiden alten Leute; ihr Friedhofsgang; das Stelldichein bei der Barbara-Kapelle; ihr erster und einziger Kuß; die Hexen und Unholde des Armenhauses; die Landschaftsbilder des Krottenbachtales und der Türkenschanze zeigen den Künstler Saar noch in ansehnlicher Schöpferkraft. Und manches Gedicht dieser letzten Zeiten — sein ahnungsvoller Abschiedsgruß an seine Lieblingsblumen, die Malven; sein vom Schauer der nahen Auflösung durchwehtes Weihnachtsgedicht aus dem Jahr 1905 — bringt Töne, wie sie nur ein Scheidender (ein scheidender Dichter allerdings) aus dem Innersten zu holen vermag.

Dunkler und dunkler wurden seine Gedanken und Stimmungen. Immer weniger Besuche konnte er empfangen; nur in kurzen Abendstunden ließ ihn sein Zustand soweit frei, daß er Bekannte bei sich sehen durfte; dankbar für jeden Beweis aufrichtiger Teilnahme, hatte er sich äußerlich mit seinem Los abgefunden; nur noch so wohlgemeinte Bemerkungen über sein verhältnismäßig gutes Aussehen entfesselten, selbst den ältesten, treuen Freunden, wie dem „Bruder“ Schneegans gegenüber, leidenschaftlichste Ausbrüche des Unmutes, die der ebenso schnell Bereuende als Losfahrende im nächsten Augenblick durch rührende Bitten um Nachsicht



Das Grab-Denkmal Ferdinand von Saars auf dem Döblinger Friedhof zu Wien.



wieder gutmachte. Die zehrende Krankheit war zudem nicht der einzige Gram, der an ihm nagte. Die Aufnahme der „Wohltat“ im Burgtheater wurmte ihn. Langjährige Vorverhandlungen mit dem Hause Cotta wegen Veranstaltung einer Gesamtausgabe schlugen fehl, weil Saar aus höchst ehrenwerter Rücksicht auf seinen bisherigen Verleger Georg Weiß nicht rechtzeitig entschieden zugriff. Als Georg Weiß 1903 starb und sein ganzer Verlag an Leichter in Ohlau überging, fand Saar wohl einen andern großen Verleger, S. Fischer, geneigt, seinem Vorhaben zu willfahren; doch hinderten allerhand äußere Hemmungen die Verwirklichung dieses Planes und die Abrechnungen von Georg Weiß und dessen Rechtsnachfolgern, gemessen an den Riesenauflagen guter und schlechter Modeautoren Sudermann und Hauptmann, Ganghofer und — Nataly Eschstruth bestärkten Saar in der hypochondrischen Überzeugung, daß sein Name mehr bekannt sei als seine Schöpfungen, daß seine Lebensarbeit von den Älteren nicht nach Gebühr beachtet, von den zuchtlosen Neueren und Neuesten übersehen werde. Gegenreden und Gegenbeweise, daß die größten Künstler unter der mitlebenden Landsleuten, Marie Ebner und Rosegger, Saar nach seinem vollen Wert und Verdienst hochhielten, daß die begabtesten unter den Jüngeren seinen Spuren folgten, brachten ihn nicht ab von der Meinung, daß neue Zeiten, neue Schulen, der ihm gründlich verhaßte Ibsen- und Nietzsche-Kult die Älteren vollkommen aus dem Gedächtnis des nachwachsenden Geschlechtes verdrängen würden. Die Kunst ist tot, wiederholte er oft mit dem Verse seiner Gedichte. Ich bin fertig, schrieb und sagte er auf jede Frage nach seinem Befinden. Nur mit den äußersten Vorsichtsmaßregeln konnte er sich ab und zu mühsam in den Abendstunden in die Villa Wertheimstein zu kurzen Besuchen schleppen. Daß er den Tod herbeisehnte, begriff jeder Nah- und Fernstehende. Daß er seinen unerträglichen Qualen

endlich selbst ein Ziel setzen würde, bezweifelten indessen viele seiner nächsten und ältesten Freunde. Sie muteten dem Dulder den entscheidenden Entschluß nicht zu; sie bauten auf die Widersprüche der menschlichen Natur, auf die Zähigkeit des Willens zum Leben, obwohl oder gerade weil Saar seit Jahr und Tag von Selbstmord sprach und (auch zu manchen seiner Ärzte) den Wunsch nach Gift äußerte, im nächsten Augenblick aber Reisepläne machte, seiner Übersiedlung nach Blansko gedachte. Am 21. Juli 1906, zu einer Zeit, in der die meisten Freunde des Dichters Wien verlassen hatten, schrieb Saar ein Kodizill zu seinem 1905 errichteten Testamente:

„Für den Fall meines Todes wünsche ich auf dem Döblinger Friedhof beerdigt zu werden. Auf ein Ehrengrab im Zentralfriedhof, das mir möglicherweise zugedacht werden könnte, verzichte ich dankend. Auch wünsche ich ein möglichst einfaches Begräbnis. Mein Testament befindet sich in der ersten Lade des Kastens im Mittelzimmer. Und zwar nebst anderen Dokumenten in einer Envelope aus gelbem Leder." Eine Reihe weiterer Legate folgte im Kodizill, dessen Schlußabsätze lauteten: „Laufende Rechnungen, sowie ärztliches Honorar für Herrn Dr. Joseph Krips in Döbling sind von den vorfindlichen Barbeträgen (gegenwärtig 1200 Kronen) zu begleichen dem Hausbesorger Micha aber ein Betrag von 200 Kronen als Geschenk auszuzahlen.

Meine von Bildhauer K. M. Schwerdtner angefertigte Büste (steht im Kabinett) ist Herrn Richard Lieben, Wien I, Oppolzergasse 6, auszufolgen.

Schließlich erwähne ich, daß mich mein schweres unsäglich quälendes körperliches Leiden bestimmen könnte, Hand an mich selbst zu legen."

Hoffnungslos, unheilbar sah Saar, wie der „Säulenheilige" seiner Gedichte, keinen anderen Retter als den Tod. Fast am Jahrestag des Endes seiner Frau, am 23. Juli 1906, jagte er sich aus einer alten, noch aus seiner Leutnantszeit stammenden Pistole eine Kugel in die Schläfe. Saar hatte an seinem Schreibtisch vor einem Handspiegel wohlgezielt;

nach dem Schuß kam er nicht mehr zur vollen Besinnung; doch währte es noch sechzehn Stunden, bis der Bewußtlose den letzten Atemzug tat. An seinem Sterbelager waren außer dem Arzt Krips, sein Schwager Dr. Moriz Lederer, die beiden Neffen Dr. Rudolf Maresch und Dr. von Saar, sein alter Kamerad Feldzeugmeister von Kerczek.

Die Stadt Wien sorgte für ein Ehrengrab auf dem Döblinger Friedhof, auf dem Saar beerdigt sein wollte, auf demselben Friedhof, auf dem alle Mitglieder des (seit 1907, dem Todesjahr Franzis) völlig erloschenen Geschlechtes Leopold von Wertheimsteins und manche andere junge und ältere vorzeitig geschiedene Freunde Saars den letzten Schlaf schlafen. Einer der schönsten Erdenflecke Wiens, liegt der neue Döblinger Friedhof auf freier, von den Ausläufern des Wiener Waldes umkränzter Höhe, die den im Licht Wandelnden weite Fernsicht vom Kahlenberg und den Sieveringer Weingeländen bis zur Donau, dem Leithagebirge und dem Schneeberg gönnt. Auf diesem Gottesacker, den Saar entstehen und wachsen gesehen, auf dem er jeden Winkel von den prangenden Denkmalen der Familiengrüfte bis zum Schachtgräberfeld der Armen kannte, wollte er ruhen. Das Leichenbegängnis fand am 26. Juli nachmittags statt. Um $^3/_4$3 wurde der mit Kränzen über und über bedeckte Sarg gehoben und in der Döblinger Pfarrkirche eingesegnet. Die Familien Saar, Lederer, Maresch, der Unterrichtsminister Marchet und der Minister des Innern von Bienerth, Hofrat Chrobak, FZM. von Kerczek, Leopold von Lieben, Alfred Freiherr von Berger, Dr. Heinrich Friedjung, Dr. Heinrich Gomperz, Dr. Philipp von Gomperz, Dr. Karl Glossy, Max Kalbeck, Stephan Milow, Ludwig Schneegans, Karl von Thaler, Berthold Molden, Professor Zumbusch, Alexander von Weilen, Reg.-R. von Wiener, der Obmann des Schriftstellervereins Edgar von Spiegl, Graf Sternberg und die Herren des Blanskoer

Stammtisches waren zur Stelle mit vielen andern Freunden, Bekannten und Anhängern des Dichters; auf dem langen Weg von der Pfarrkirche bis zum Friedhof der Türkenschanze folgten Leute aus dem Volke dem Trauerzug. Am offenen Grab sprach nach Edgar Spiegl Karl von Thaler, der in tiefer Bewegung dem großen Dichter und guten Menschen schlichte Worte des Nachrufes widmete.

Zwei Jahre später, am 9. Juli 1908, wurde Saars Grabdenkmal enthüllt, das Saars von K. M. Schwerdtner geschaffenes Bronzerelief zeigt; der Schwager des Dichters Dr. Moriz Lederer hielt eine warme, kernhafte Ansprache und übergab dann das Denkmal den Vertretern der Stadt Wien mit der Bitte, es sorgsam zu pflegen, da unter dem Grabhügel der edelste und beste Bürger ruhe. Vizebürgermeister Dr. Neumayer sagte die Erfüllung dieses Wunsches zu und dankte für die Feier und das Kunstwerk, die einem der besten österreichischen Poeten, einem Wiener von echtem Schrot und Korn galten und gebührten.

Noch ein anderes Saar-Monument sollte das Jahr 1908 der engeren Landsmannschaft und dem ganzen deutschen Volke bringen, das stolzeste und dauerhafteste, das der Dichter selbst geschaffen: die erste vollständige Sammlung seiner Werke. Keine fremde Feder wird der Welt sein Wesen und Wollen wirksamer offenbaren, als diese künstlerische Generalbeichte, die er durch keine förmliche Selbstbiographie zu ergänzen vermochte. Knappe zuverlässige Angaben über den äußeren Verlauf seines Lebens stellte er wie zuerst Constant von Wurzbach für dessen Biographisches Lexikon und Heinrich Kurz für die Literaturgeschichte jedem folgenden Forscher und Lexikographen bereitwillig zu Gebote. Darüber hinaus ging er trotz der verschiedensten Aufforderungen der verschiedenartigsten Persönlichkeiten nicht gern. „Mein Leben ist nicht so einfach, wie es vielleicht aussieht," schrieb er schon im Jahre 1887 an Karl Emil Franzos, der für das Saar-Heft der „Deutschen Dichtung" einen autobio-

graphischen Aufsatz Saars wünschte. „Da müßte viel gesagt werden. Lassen wir also diesen Beitrag fallen. P. S. Meine Biographie geht ja z. T. aus der Novelle“ — es war Leutnant Burda — „hervor.“ Saar schwieg auch, als ihm Alfred von Berger genau zehn Jahre später, 1897, öffentlich nahelegte, „seine Lebensgeschichte einmal ausführlich zu erzählen. Sie steht freilich zwischen den Zeilen seiner Novellen“ (man darf hinzufügen: auch seiner Gedichte) „und ihr dort sinnend nachzuspüren, das gehört mit zum geistigen Reiz derselben.“ Meine wiederholten freundschaftlichen Mahnungen, den Mitlebenden ein Gegenstück zur Selbstbiographie Grillparzers, zu den „Kinderjahren“ Marie Ebners zu stiften, beantwortete er scherzhaft: „Unmöglich, es wäre der reine Zola.“ Er folgte auch nicht der Einladung eines Berliner Verlages Schuster & Loeffler um Überlassung seiner Selbstbiographie.

„Ich habe“, so heißt es darüber in einem Brief an Altmann vom 5. Juli 1898, „über die Möglichkeit, meine Denkwürdigkeiten zu schreiben, reiflich nachgedacht, das heißt habe gewissermaßen gleich zu konzipieren gesucht. Dabei bin ich zur Erkenntnis gekommen, daß es nicht geht. Ich bin kein ‚Bildungsdichter‘, wie Dahn, Heyse usw. usw. Ich bin sozusagen ‚wild‘ gewachsen im Humus des Lebens. Der ist aber ein sehr vielfältiges Kompositum, das auch manchen Unflat enthält. Da geht's denn ohne eine gewisse sittliche Einbuße nicht ab. In unserer Zeit aber darf man sich nicht selbst entblößen wie Cellini*) oder Jean Jacques. Und eine farblose geistige Entwicklungsgeschichte wäre mir zu fade. Also möge der Gedanke ruhen. Aus meinen Schriften kann man viel — vielleicht alles herauslesen, was ich gelebt und erlebt.“

Saars Dichtungen sind seine Denkwürdigkeiten; seine geheimsten Gedanken und Gefühle, die entscheidenden Erinnerungen und Erfahrungen seines Weltlebens sind in seiner Lyrik, in seinen Dramen und Novellen zu finden. Grund-

*) „Kennen Sie mein dramatisches Fragment ‚Cellini‘?“

ehrlich in Kunst und Leben, hatte er (wie der Karl Schirmer der „Pfründner") „niemals — schon als Knabe nicht — lügen können und war immer gleich mit der vollen Wahrheit herausgerückt, wenn ihm auch diese zum Nachteil gereichte." Jeder schärfer aufmerkende Leser seiner sämtlichen Schriften wird denn auch zumal in den „Gedichten" und den „Novellen aus Österreich" den ganzen Saar und seinen Kreis lebenstreu vor sich sehen. Diese unbedingte Aufrichtigkeit des Menschen förderte und hemmte gleicherweise den Erzähler. Saar konnte (wie er als Greis im Rückblick auf seine Laufbahn Ella Hruschka und Max Morold nachdrücklich bekannte) nur nach Modellen arbeiten; freies Fabulieren war ihm versagt. Vor der Gefahr des Schlüssel- oder gar des Steckbriefstückes bewahrte ihn sein Charakter, die Gesinnung eines durch und durch vornehmen Mannes und Künstlers. Gebotene Rücksicht auf die Mitlebenden nötigte ihn allerdings hie und da zu Vexier- und Versteckensspiel. In dem Bemühen, seine Urbilder zu schonen, setzte er mitunter porträttreu gemalte Köpfe auf fremde Gestalten, wirkte er in bester Absicht (allerdings nicht für den genauen Kenner seiner Gesellschaft) mitunter mystifizierend. Andre Male wollte Saar geradezu — wie Moritz von Schwind in seinen Bildern seine Freunde und Freundinnen, Lachner, Schubert, Bauernfeld, Grillparzer 2c. leibhaftig malte — Menschen, die seinem Herzen nahe standen, lebenskenntlich verewigen. Am häufigsten hat Saar sich selbst porträtiert in allen Altersstufen und Aufenthaltsorten, vom „Sündenfall" des Knaben bis zum „Requiem der Liebe" des Sechzigjährigen. So unumwunden und unverkennbar, wie in diesen beiden Novellen gibt sich Saar nicht immer; in der Besorgnis, gar zu deutlich zu werden, wählte er Verkleidungen; verbarg er sich gleichzeitig unter mehreren Gestalten derselben Novelle; teilte er bald dem Wortführer der Rahmenerzählung, bald dem Träger der Handlung Eigenheiten seines Wesens zu.

Dieser Scheu, seine höchstpersönlichen Geheimnisse preiszugeben oder zum Verräter an seinen Modellen zu werden, wird jeder Unbefangene, doppelt und dreifach sein Biograph sich beugen. Je mehr ein Vertrauensmann weiß, desto weniger darf er sagen. Nicht als ob im Lebenslauf Saars seinetwegen irgend etwas zu verschleiern wäre. Die Durchforschung aller Lebensurkunden, die Prüfung aller Freundesaussagen, die Durchsicht aller erreichbaren vertraulichen Briefwechsel bestärkte nur die Überzeugung, daß auch Saar „kein ausgeklügelt Buch", vielmehr „ein Mensch mit seinem Widerspruch", im Kern aber ein untadeliger, wahrhaft edler Mann gewesen, der in jeder Lage lieber unrecht gelitten, als getan hat; in bitterster Not hat er der Kunst jedes Opfer gebracht; er war nicht imstande, von der Feder zu leben und hat sich resigniert darein ergeben, daß sein unablässiges dichterisches Ringen ihm nicht erlaubte, sich nur auf die eigene Kraft zu verlassen. Der Kaiser und der Staat, die Schiller- und die Fröhlich-Stiftung, viele Helfer und Helferinnen mußten ihn über Hunger und Kummer hinausheben. Niemand aber hat ihn zu Dank verpflichtet, dem er nicht nach dem Maß seiner Kraft vergolten hätte. Sein Lebenswerk ist aus der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs I. nicht wegzudenken; die redlich verdienten Künstlerstipendien Saars kommen nicht in Betracht neben der Ehre, die sein Dichterruhm dem Vaterland gebracht hat. Was er den Familien Salm und Wertheimstein geworden, beweisen nicht nur seine Verse und Widmungen; er hat ihnen in ihren schwersten Heimsuchungen beigestanden, als Tröster und Helfer, wie kaum ein Zweiter. Und gleiche Liebe und Treue hat er allen gehalten, die mit ihm gebangt und geduldet, für ihn gesorgt und sich eingesetzt hatten. Aufbrausend und reizbar hat er (auch den erprobtesten Getreuen gegenüber) in Verbitterung und Verkanntheit seinem Unmut die Zügel schießen lassen, seinen Groll mündlich und schriftlich heftiger geäußert, als nötig und billig war.

Kühle und wohlgesinnte Kritiker konnten ihm selten Genüge leisten und reichliches Lob, das ihm gezollt wurde, machte noch lange nicht seinen Ärger wett, andere, seiner Meinung nach Unwürdigere gerühmt zu sehen. Nur wenige seiner Gönnerinnen, noch wenigere seiner näheren Freunde, von Milow angefangen bis auf die jüngeren und jüngsten, waren vor Ausbrüchen galliger Aufwallungen, vor Unterbrechungen des Verkehrs behütet. In ruhigerer Stimmung bat er freilich laut oder leise ritterlich jedes Unrecht ab, bewährte er seine bessere Überzeugung durch die Tat. Als ihm Milow nach und trotz einer fast fünfzehnjährigen Entfremdung zum 60. Geburtstag schlicht und warm Glück wünschte, schlug er in unveränderter Gesinnung wiederum in die Freundeshand ein; die Söhne Milows wuchsen ihm ans Herz und mit freudiger Bewegung sah er 1900, zum erstenmal nach 25 Jahren, den alten Kameraden wieder, den er innig umarmte. Wer auch noch so flüchtig Saars Widmungsblätter und Gedichte an Persönlichkeiten mustert, wird gewahr, wie dankbar er großer und kleiner Liebesdienste eingedenk blieb, mit welcher Großmut er sich mit Gegengaben einstellte. Und seine näheren Bekannten haben nicht erst aus W. A. Hammers jüngsten Mitteilungen erfahren, mit welcher Freigebigkeit „Saar als Wohltäter" Bedürftigen, zumal bedürftigen Künstlern in aller Stille beisprang; er hatte am eigenen Leibe erfahren, wie bitter weh Not tut; er wußte, wie sie die Besten lähmt und herabbringt, er hatte ein barmherziges Gemüt und er war mit allen Schrullen und Schwächen in seinen ganz kleinen Verhältnissen ein ganz großer Herr. Das mußte wohl im Blute liegen; denn den Segen einer wohlbehüteten Kinderstube hatte er nicht genossen, die Schule der vornehmen Welt in jungen Jahren nicht mitgemacht.

In seiner Leutnantszeit war er ein bildhübscher Kerl, — im Aussehen ein solcher Urwiener, daß Minor, als uns Milow eine Photographie des jungen Saar im Kaiserbart,

mit „Sechsern“ zeigte, unwillkürlich ausrief: „ein echter Deutschmeister!“ So „harb“ und „resch“, wie die Soldaten des Wiener Hausregimentes, blieb Saar nicht in der Folge. Die wundervollen Augen, wahre „Seelenspiegel“, leuchteten aber noch aus dem Greisenantlitz und wie fein (trotz der gar zu massigen Nase) sein Kopf war, zeigten tüchtige Maler Huber und Michalek und die Bildhauer Seifert und Schwerdtner, nicht zum wenigsten aber die Handzeichnungen Franzi von Wertheimsteins, die seine Züge vollkommen ähnlich und durch eine glückliche Profilstellung zugleich idealisiert verfestigen. Es wäre zu wünschen, daß ihr Saar-Kopf dem Denkmal des Dichters zugute käme, das in dem durch ihre Hochherzigkeit letztwillig der Gemeinde Wien zugedachten Wertheimsteinpark sich erheben soll. Bevor diese Widmung des Parkes bekannt geworden, hatten die Döblinger eine Reihe von anderen Plätzen für ein Saar-Denkmal vorgeschlagen; selbst an die Höhe des Kahlenberges war im Hinblick auf den Schlußsegen der „Wiener Elegien“ gedacht worden. Von Anfang aber sah man von der Wahl eines Platzes im Straßengewühl ab. Nicht einmal der „Volksgarten“ schien Saar die richtige Stätte für den angeblich „schon halb vergessenen Dichter der ‚Sappho‘, der sein undankbares Vaterland leid- und schmerzvoll liebte wie keiner“. Ungleich seinem mächtigen Zeitgenossen Hebbel, der trotzig der Welt — „achtlos Lobes und Tadels“ — seine Werke hinwarf, ward, wie es in Saars Ode „Grillparzer“ heißt:

mit jedem Tag der Verkennung
Tropfenweis verbittert das Herz ihm — und so
Floh er menschenscheu aus dem Treiben zu dem
Zwiespalt im Busen.
Drum auch wünscht' ich nimmer als Bild so frei ihn
Hingestellt der glotzenden Neugier und dem
Seichten selbstgefälligen Spruche wohlfeil
Preisender Schwätzer.

— — — — — — — — — — —

Nein, abseits vom Pfade, vereinsamt jetzt auch,
Abgewandt mit traurig gesenktem Haupte.
— — — — — — — — — — —

Offenbar sind diese vorwurfsvollen Verse Saars auf sein eigenes Leben und Fortleben nicht weniger als auf Grillparzer gemünzt. Zu andern Zeiten dachte er zuversichtlicher: schon im April 1893 sprach er in einem Brief an Dr. Moritz Necker geflissentlich die Bemerkung aus: „daß Anzengruber, Hamerling und ich (möge man unsere Begabungen wie immer abschätzen) doch zusammengehören, wie die drei Blätter eines Kleeblattes. Es hat uns so ziemlich eine Zeit hervorgebracht (1830—40), und so verschieden auch unsere Werke voneinander sind: es gibt doch eine Seite, wo wir uns berühren und ergänzen." Und ein Dutzend Jahre später, am 20. Januar 1905, zog er in einem Brief an Marie von Ebner-Eschenbach den Kreis noch weiter: „Auch sollte einmal ein österreichischer Literarhistoriker die Periode nach Grillparzer in Angriff nehmen und M. v. Ebner-Eschenbach, Hamerling, Anzengruber, Rosegger und Saar vereint behandeln und die Zusammenhänge nachweisen, die trotz der Verschiedenheiten der dichterischen Individualitäten bestehen."

Ohne falsche Bescheidenheit hat sich Saar beide Male in die erste Reihe der deutsch-österreichischen Dichter seiner Tage gestellt. Unleugbar ist er mit Marie Ebner, dem Dichter des „Ahasverus in Rom", dem Dramatiker Anzengruber und dem Waldbauernbuben Rosegger das Kind eines (des deutsch-österreichischen) Stammes und einer Zeit: der Regierungsjahre Franz Josephs, in die ihre künstlerische Entwicklung fällt. Gewisse Familienähnlichkeiten in ihren Naturen und in ihren Schöpfungen sind unverkennbar; als Kinder eines hochbegabten, vielgestaltigen Stammes unterscheiden sie sich indessen glücklicherweise so bedeutend voneinander, daß jede Persönlichkeit ihre besondere Eigenart be-

hauptet und in ihrem Schaffen bewährt. Nur in diesem Sinne mag man ihr gleichzeitiges Wirken als das Zeitalter Franz Josephs I. in der Dichtung Deutsch-Österreichs zusammenfassen, wie Kant zuerst von einem Zeitalter Friedrichs des Großen für das demselben Ziel zustrebende Wirken grundverschiedener Individualitäten seiner Tage gesprochen, wie man die Epoche Grillparzers, Raimunds, Lenaus, Anastasius Grüns als Zeitalter des Josephinismus bezeichnet hat.

Saar fehlt die dramatische Schlagkraft, der Trotz und die Wucht Anzengrubers. Er steht im schärfsten Gegensatz zur Weltfreudigkeit Roseggers, zum Menschenglauben, zum sieghaft alle Widersprüche versöhnenden Humor Marie von Ebner-Eschenbachs. Er gleicht Hamerling so wenig, wie dessen Corregio seinem Benvenuto Cellini gleicht: dort ein selbstsicherer weltabgekehrter Hektiker, der aller Sorgen und Krankheit ungeachtet in sich beseligt Bilder höchster Sinnenfreude schafft, hier ein argwöhnischer, gegen jeden Windhauch empfindlicher Choleriker mit heftigen Lebenstrieben, der mißvergnügt die Kunst im Sterben liegen sieht und nur angesichts seines Perseus sich aufrichtet mit der Selbstkritik:

Was dir
An jener Kraft und Schönheit auch gebricht,
In der die höchsten Meisterwerke strahlen:
Zu schämen wirst du dich nicht haben. Wo
Der Herkules des Bandinelli steht,
Kann auch der Perseus des Cellini stehn;
Und wenn das stolz-demütige Gefühl,
Das meine Brust durchschauert, mich nicht trügt:
Erkennt vielleicht die Nachwelt einst in dir
Ein letztes Denkmal florentin'scher Kunst.

Sie können die Gegensätze ihrer Temperamente nicht einmal verleugnen, wenn sie den gleichen Stoffkreis behandeln. Nichts bezeichnender, als ihre Wahl der Helden aus der französischen Revolutionszeit: die Ebner begeistert sich für Marie Roland; Hamerling hält sich an Danton und Robespierre.

Saar (der als richtiger Altösterreicher, als Sohn eines Mitkämpfers der Befreiungskriege in dem Gedicht „Auf der Lobau“ Napoleon nur den tragischen Popanz der Ichsucht der Menschheit nennt) verfällt auf einen Märtyrer, wiederum auf einen passiven Helden: Ludwig XVI.

Marie Ebners Hundegeschichte „Crambambuli“ und Saars Hundegeschichte „Tambi“; „Das Gemeindekind“ der Dichterin und Saars „Troglodytin“ gehen scheinbar von ähnlichen Motiven aus, haben gleicherweise Mähren zum Schauplatz. In Wirklichkeit liegen sie so weit voneinander ab, wie der tatenfrohe Optimismus der Ebner von dem tatenscheuen Pessimismus Saars.

Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld“ und Saars „Innocens“ sind der eine wie der andere entsagende Priester und doch einander so unähnlich wie ihre Schöpfer: der unvermeidlichen Zukunftskämpfen tapfer entgegengehende Volksdichter und der von vornherein sich resignierende Wiener Elegiker.

So schlägt jeder von den fünf andere Töne an; so bringt jeder von ihnen andere Eigenheiten derselben Volksnatur vollendet zum Ausdruck; so bewahrheiten Marie von Ebner, Anzengruber, Rosegger, Hamerling und Saar mit und in allen Verschiedenheiten ihrer Art und Kunst übereinstimmend nur das Wort von Saars „Exzellenzherrn“:

„Ist doch das Leben jedes Einzelnen ein Stück Weltgeschichte.“

Anhang.

Handschriftliche Quellen. Der Güte und unermüdlichen Hilfsbereitschaft des Universalerben Hofrat Dr. Rudolf Maresch hatte ich die unbeschränkte Benutzung aller im Nachlaß Ferdinand von Saars erhaltenen Familienpapiere, Stammbäume, amtlichen Urkunden, Freundesbriefe und Geschäftskorrespondenzen zu danken. Der Dichter wachte mit seiner angeborenen, im Militärdienst pflichtgemäß weiter entwickelten Nettigkeit über seinen Papieren; es klingt wie ein persönliches Bekenntnis, wenn es in Vae victis beim Ordnen der Schreibtischfächer des Generals heißt: „Das letzte geräumigste enthielt ältere, zum Teil bedeutsame Schriftstücke, wie sie fast jeder sein Leben lang mit sich zu führen pflegt, obgleich das Auge nur selten, oft gar nicht mehr zu ihnen zurückkehrt." „Je tiefer er griff, desto vergilbter wurden die Blätter, desto verblaßter die Schriftzüge. Er stieß auf das Offizierspatent, das ihm einst seine Zukunft erschlossen;" „auf Anerkennungs- und Belobungsschreiben — auf Briefe, die mit farbigen Bändern in Päckchen gebunden waren und noch jetzt einen leisen Duft von sich gaben, wie die vertrockneten Blumen, welche dazwischen zum Vorschein kamen. Auch Briefe seiner längst verstorbenen Eltern (bei Saar allerdings nur die wie ein Heiligtum gehüteten Briefe der Mutter) fanden sich vor," „und eine Reihe von Familienpapieren, denen sein eigener Taufschein beigelegt war." (Saars Geburts- und Taufschein fand ich nicht im Nachlaß, ergänzte diese Lücke jedoch leicht durch den Beilage A mitgeteilten Auszug aus dem Kirchenbuch.) „Ganz unten aber kamen verschiedene vom Alter gebräunte Dokumente mit brüchigen Bögen und seltsam verschnörkelten Schriftzügen in Sicht, die immer weiter in den Lauf der Zeiten zurückführten und Zeugnis gaben von dem rüstigen unentwegten Lebensgange seiner Vorvordern." Meine Bemühungen, diese Dokumente zu vervollständigen, wurden durch die Familien Lederer, Maresch und Saar mit größtem Entgegenkommen gefördert. Überdies brachten Umfragen bei den Bekannten und Freunden des Dichters, Nachforschungen in den Ministerien des Innern und des Unterrichts manches Neue. Die (von Minor und

mir im Frühling 1908 den bedeutendsten deutschen Tages- und gelehrten Blättern eingesandte, mit dankenswertester Bereitwilligkeit veröffentlichte) Aufforderung, unseren Vorarbeiten durch Nachweis von Handschriften und Nachrichten Beistand zu leisten, fand erfreulichen Widerhall. Marie von Ebner-Eschenbach, die Familien Gomperz, Fürstin Marie zu Hohenlohe, Stephan Milow stellten dem Biographen vertrauensvoll ihre Saar-Briefe zu Gebote; die Hüterinnen der Papiere Josephinens und Franzis von Wertheimstein, die Damen Ottilie Fischer, Nelly und Marie von Gomperz, taten ein gleiches, so daß die wichtigsten und umfangreichsten Korrespondenzen des Dichters für diese Arbeit benutzt werden konnten. In alphabetischer Reihenfolge seien nun die weiteren Empfänger und Besitzer von Saar-Briefen genannt, die Minor oder mir Ur- oder Abschriften zugehen ließen: Dr. Friedrich Adler (Prag); Dr. Börner; Carl Colbert; Dr. Franz Fischer (Meran); Frau Dr. Ottilie Franzos; Dr. Heinrich Friedjung; Regierungsrat Dr. Carl Glossy; Caroline und Julius von Gomperz; Elise und Theodor Gomperz; Dr. Gräntz (Frankfurt a. M.); Frau Berta Hartmann; Dr. Ernst Heilborn; Dr. Stephan Hock (dem ich die Mitteilung der Briefe Saars an Kompert zu danken habe); Max Kalbeck (der außer den an ihn gerichteten Briefen auch die in seiner Autographensammlung erhaltene Zuschrift Saars an Paul Heyse zur Verfügung stellte); Dr. Richard und Maja von Kralik; Dr. Camillo Lederer; Richard Lieben; Dr. Moritz Necker; Eduard Pötzl; Fr. von Pistohlkors; Frau Marie Politzer (geb. Sedlaček), Dr. Sigmund Pollak (Döbling bei Wien); Professor Emil Reich (Wien); Robert Reinhard; Gustav Andreas Ressel (Wien); Karl Reuschel (der einen Brief Saars an Adolf Stern einsandte); Dr. Richard Rosenbaum; Dr. Peter Rosegger (Graz); die Witwe Leopold Rosners; Dr. Hugo Salus (Prag); Franz Schaller (Wien); Major Schönhöfer (Jungbunzlau); Frau Dora von Stockert-Meynert (Wien); Dr. Karl von Thaler; Fr. Gizella von Vlahovszky; Professor Alexander von Weilen; Fräulein Else Weiß (die Saars Briefe an ihren Vater Georg Weiß, den Verleger des Dichters, soweit sie noch vorfindlich waren, zugänglich zu machen bestrebt war); Dr. Paul Wertheimer; Regierungsrat J. von Winternitz (Wien); Frau Professor Josephine Zahradnik.

Die an Saar gelangten Briefe hat der Dichter zum Teil vernichtet; große Bestände sind indessen erhalten; ganze Gruppen hat er selbst geordnet und bisweilen mit streng sachlichen Aufschriften (Mutter; Fürstin Hohenlohe) sich begnügt; andere Male versah er sie mit besonderen Bezeichnungen („Goldenes Haus" für die Briefe aus der Villa Wertheimstein; „Gute Menschen" für einzelne Zuschriften der Mutter Josephinen von Wertheimsteins: Henriette Gomperz, Julie von Ladenburgs und sehr weniger anderer); ein ganzes Briefbündel überschrieb er mutwillig: „Allerlei Käuze und Käuzinnen"; einmal charakterisierte er einen Kreis von Korrespondenten sehr scharf: „Pfaue' und Wölfe im Schafpelze". Andre Aufschriften lauteten: „Hungergelder und Verwandtes". „Wucherseelen". „Wohltaten und Blutgeld". „Feminae litterariae curiosae".

In Betreff der Handschriften der Dichtungen (die mir gleichfalls zugänglich waren) beziehe ich mich auf Minors erschöpfende, textgeschichtliche Vorberichte zu jedem einzelnen der folgenden XI Bände von Saars „Sämtlichen Werken". Ebenso auf Minors Bibliographie, auch für die belangreichsten Artikel über Saar, Band XII dieser Ausgabe. Alfred Freiherr von Berger, Direktor Paul Maresch, Ludwig Schneegans und andere hatten die Güte, mündlich oder in Briefen und Denkschriften über ihre Beziehungen zum Dichter zu berichten. Trotz allem aufrichtigen Bemühen, niemanden zu vergessen, der dem Biographen beistand, ist es immerhin möglich, daß der eine und der andere in der vorangehenden Namensliste oder in den folgenden Anmerkungen nicht erwähnt erscheint. Bei dem höchst ausgebreiteten persönlichen und schriftlichen Verkehr, den Saar, zumal in den letzten Jahrzehnten seines Lebens, pflegte, ist es kaum möglich, jeder biographischen Einzelheit zu gedenken. Der dauernde Dank jedes alten und neuen Freundes der Persönlichkeit unseres Dichters gebührt selbstverständlich allen ohne Ausnahme, die, ausdrücklich genannt oder nicht, dem Beginn, Fortgang und Abschluß dieser ersten (und sicherlich nicht letzten) Saar-Biographie sich hilfreich erwiesen haben.

Anmerkungen.

I. Familienpapiere. Stammbäume. Eingaben des Hofrates von Nespern an den Kaiser. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich unter Saar und Garrick (eine Verwandte kam als Tänzerin Violette nach London, wo sie Garricks Gattin wurde). — Saars Erinnerungen an Marie Ebner, Gartenlaube 1900. — Die im Nachlaß erhaltenen Volksschul- und Gymnasialzeugnisse konnte ich durch (dank der Freundlichkeit Minors mir überwiesene) Mitteilungen des Komitees für die Jubiläumsfeier des Schotten-Gymnasiums (1906) und briefliche Angaben der ehemaligen Kameraden Saars Sigmund Schlesinger und M. v. Timoni ergänzen. — Milow, Stephan: Ferdinand von Saar. Kalender des Deutschen Schulvereins 1903.

II. Der Brief, mit dem Saar „Die schönen Geister" an Laube schickte, wurde mir von Prof. Alexander von Weilen freundlichst mitgeteilt. — „Aus Saars unberühmten Tagen." Von Pauline Pappenheim. „Die Zeit", Wien, 19. Juli 1908. Feuilleton. — Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. 1905. — Briefe von Ferdinand von Saar. Mitgeteilt von Dr. Moritz Necker. Österreichische Rundschau, 1908. — La Mara. Briefwechsel zwischen Großherzog Karl Alexander von Weimar und Franz Liszt. 1908. Nr. 130 und 153. — Briefe des hannoverischen Hoftheaterintendanten Hans von Bronsart an Fürstin Hohenlohe wegen der Aufführung Heinrich IV. im Nachlaß.

III. Aus Saars unberühmten Tagen von Pauline Pappenheim (s. II). — Ferdinand von Saar an Friedrich von Marx. Von Irene von Schellander, Heimgarten, 1907. — Saars Krumauer Briefe an Karl von Thaler. Österreichische Rundschau, 1907; an Stephan Milow (Neues Wiener Tagblatt vom 23. Juli 1907, mitgeteilt von Max Morold). — Saars Begegnungen mit Marie von Ebner-Eschenbach (zuerst Gartenlaube, 1900, jetzt Band XII dieser Ausgabe). — Zur Charakteristik Josephinen von Wertheimsteins: Theodor Gomperz Essays und Erinnerungen. Stuttgart, 1905. (Ferdinand von Saar in Freundschaft und Verehrung zugeeignet). — Zwei Frauenbildnisse. Erinnerungen von Felicie Ewart. Den

Freunden gewidmet von M. und N. v. Gomperz, o. J. Privatdruck). — Anton Bettelheim, Josephine von Wertheimstein. (Zuerst M. Allg. Ztg.; jetzt „Deutsche und Franzosen", 1895.)

IV. Betty Paolis Kritik der Steinklopfer erschien zuerst Neue freie Presse. Jetzt Gesammelte Aufsätze, 1908, herausgegeben im Literarischen Verein von Helene Bettelheim-Gabillon. — Saars Brief an Heyse danke ich der gütigen Mitteilung Max Kalbecks. Heyses Vorwort zu „Marianne": Neuer Deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner, Band 7, o. J. München, Oldenbourg. — Karl Erdm. Edler: Constantin Fürst Hohenlohe, Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Band I. 1896. Berlin. — In Weimar wurden „Die beiden de Witt" einmal am 2. Juni 1879 aufgeführt. (Freundliche Mitteilung von Dr. Julius Wahle und Bartels Chronik des Weimarischen Hoftheaters.) Der Intendant Baron Loën übersandte Saar die briefliche (an Loën gerichtete) Kritik des Großherzogs.

Den 2. July.

Sie erwähnten vorgestern den Brief, welchen Sie jetzt von Hr. v. Saar erhalten haben. Sie wissen, mein Lieber, wie sehr ich das Talent dieses Schriftstellers schätze, mit welch besonderem Interesse ich seine „Gebrüder de Witt" gesehen habe. Ich zolle den drei ersten Akten dieses Trauerspiels wahren Beifall; um so mehr bedaure ich, ihn nicht auch den beiden letzten schenken zu können. Es ist, als ob der Autor das Interesse an seinem Werk vom dritten Akt an plötzlich verloren hätte. Dieser Umstand ließe sich jedoch beseitigen, wenn der Autor sich entschließen könnte, die beiden letzten Akte umzuarbeiten, die Katastrophe der Brüder in dem 4. Akt, dagegen in dem 5. den endlichen Sieg des Prinzen von Oranien über die Feinde des Vaterlandes und den glückverheißenden Beginn der Regierung der Oranier, sich stützend auf die von ihm durch die Aussöhnung mit dem älteren de Witt angenommenen Grundsätze und unter dem Liebessegen der sterbenden Tochter des Großpensionärs zu setzen. So wie das Stück jetzt ist geht man unbefriedigt nach Haus, denn nirgends ist Befriedigung: die beiden de Witt sterben, der Prinz von Oranien wird geschlagen und weder die gute noch die schlechte Sache hat die Oberhand.

Würden Sie wohl das alles dem Autor schreiben wollen; fast möchte ich fragen: dürfen Sie es mit mir wagen? Das ist die

Frage, die ich vertrauensvoll in Ihre Hände lege da ich den Autor leider nicht persönlich kenne. Geben Sie mir hierauf nächstens mündlich Antwort, am besten Sonnabend früh zehn Uhr, denn Montag ziehe ich nach Wilhelmstal.

Herzlichst

A. (Sigel des Großherzogs.) —

Der Germanist der Universität Wien, Professor Richard Heinzel, schrieb Saar am 27. Nov. 1887: „Gedichte wie die Lilien, die Pappeln, der Ziegelschlag und so viele andere gehören zu jenen, die man nicht wieder vergißt, wenn man sie sich einmal laut vorgelesen hat. Und das laute Vorlesen gehört ganz besonders zu Ihrer Poesie, die so diskret in Anwendung äußerer Mittel ist. Auch in Ihren neuen Poesien scheint mir das für Sie charakteristisch, daß bei der stärksten Empfinduug — besonders für eigenes wie fremdes Leid — der Ausdruck nie zerfließt noch schmilzt oder sich polternd überstürzt, sondern immer eine vornehme Ruhe und Gefaßtheit bewahrt. Die Poesie ist eben eine Kunst wie Musik oder Malerei, nicht der bloße Ausdruck einer Empfindung. Ein paar Kleinigkeiten sind mir aufgefallen, wo vielleicht der Zwang des Verses einen gezwungenen Ausdruck veranlaßt hat. S. 231 Wie Städterfraun kann ich mich nicht erhöhen. S. 232 Seit die beiden gewesen jung. S. 190 Dereinst, das meist auf die Zukunft deutet. Ihre Stimmungsbilder scheinen mir vor den meisten ähnlichen, so z. B. denen M. Greifs, den großen Vorzug zu haben, daß sie wirklich Stimmung, das ist eine besondere Art der Empfindung, erregen, nicht bloß Bilder sind. So z. B. im erwachenden Schloß. Nochmals meinen aufrichtigen Dank.

Ihr hochachtungsvoll ergebener R. Heinzel. —

Hugo v. Hofmannsthal besprach „Schloß Kostenitz“ (Deutsche Zeitung, Wien, Dez. 1892). —

Die Berichte über das Bankett der „Concordia“ für Anzengruber, Nissel, Wilbrandt in den Wiener Tagesblättern vom 8. und 9. Dezember 1878.

V. Mascheronis „Alibi“ steht in Band X, Novellenschatz des Auslandes. — Saars Vorlesungen in der Grillparzer-Gesellschaft sind nach dem Briefwechsel des Dichters mit Dr. Emil Reich, dem Schriftführer der Grillparzer-Gesellschaft und den Jahrbüchern der Grillparzer-Gesellschaft genau zu bestimmen. — Am 14. Januar 1893

las Saar die ‚Wiener Elegien‘, am 18. Januar 1898 den ersten Akt seines Ludwig XVI. — Schilderungen von Saars 60. Geburtstag in den Tagesblättern und in der Beilage zur M. Allg. Ztg. Oktober 1908. Ostarrichi. Festblatt zum 60. Geburtstage Saars. Geleitet von Victor Felgel-Feldegg und W. A. Hammer.

VI. Briefliche Mitteilungen von Herrn Direktor Paul Maresch (Schiltern). — Mähren in Saars Dichtung. Von E. Soffé. Wichtig für Saars Modelle. S. Bibliographie XII. — Saars letzte Stunden s. Beilage F. — Die „Neue Freie Presse“ brachte einen Nachruf von Baron Alfred Berger, „Die Zeit“ Nekrologe von Felix Salten und M. Necker. Die kaum übersehbaren (vom „Observer“ gesammelten) Berichte der andern Wiener und auswärtigen Blätter sind nur unvollständig im „Literarischen Echo“ gebucht. Im Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog, Band XI (Georg Reimer, 1908) hat Stephan Hock jüngst eine scharfe und scharfsinnige kritische Würdigung der Dichtungen Saars gegeben. —

Beilage A.

Ferdinand von Saars Geburts- und Taufschein.

Zahl 1100. Kronland: Nied.-Österr. Polit. Bezirk: Wien. (Stadt mit eig. Stat.) Diözese: Wien. Pfarre: Laimgrube.

Geburts- und Taufschein.

(Zeugnis.)

Aus dem hiesigen Geburts- und Tauf-Buche Tom. 20 Fol. 112 wird hiemit amtlich bezeugt, daß in (Ort, Straße, Nr.): Wien, Laimgrube Nr. 19 am (in Buchst.): dreißigsten September Eintausendachthundertdreiunddreißig (in Ziffern): 30./9. 1833 geboren und am (Datum und Jahr): 1. Oktober 1833 vom hochw. Herrn: Friederikus Kantzler, Koop. nach römisch-katholischem Ritus getauft wurde (Zu- und Vorname) von Saar Ferdinand Ludwig ein ehel. Sohn des Vaters*: Herrn Ludwig Adam von Saar, kath., Handlungs-Geschäftsführer, geb. in Wien, Sohn des Herrn Adam von Saar, k. k. Obersthof-Postamts-Controllor und der Frau Theresia geb. von Metzer, beide seelig, und der Mutter*: Frau Karoline Theresia, edle von Nespern, kath., geb. in Wien, Tochter des Herrn Ferdinand, edlen von Nespern, k. k. Hofraths, lebend, und der Frau Franziska, geb. von Feilmayer, seel. Paten: Ferdinand,

edler von Nespern, k. k. Hofrath, Stadt 646; Anmerkung H. Eleonora Kagosch, Stadt 412.

Eltern getraut: 5. September 1832 in der Stadtpfarre St. Stefan.

Urkund dessen die eigenhändige Unterschrift des Gefertigten und das beigedrückte Amtssiegel.

Wien, VI. Pfr. St. Josef, am 28. Oktober 1908.

Karl Straniak, Pfarrer.

* Vor- u. Zuname, Religion, Charakter, Tag u. Jahr der Geb., Geb.- u. Zuständigkeitsort, Abstammung.

Beilage B.

Saar und Floto.

Hochzuehrender Herr von Saar! Verzeihen Sie, daß ich auf Ihren lieben Brief, den ich heute vor 14 Tagen erhielt, erst heute antworte. Zugleich erlaube ich mir, zwei Photographien beizufügen — eine für Sie, die andre für den Prof. Franz Pfeiffer[1]), den ich Sie herzlich von mir zu grüßen bitte. Sagen Sie ihm, ich setzte voraus, daß er mir seine Photographie auch schickte, und auch Sie, mein verehrter Herr, bitte ich um Ihre Photographie. Pfeiffer habe ich beim Jubiläum der Universität Basel 1860 zuletzt gesehn. Mich hat im Jahre 1857 der Schlag gerührt; sagen Sie Pfeiffer, geistig wäre ich, Gott Lob! der Alte; auch könnte ich fast ebenso schnell gehen, wie vorher — doch das ist nicht wahr; denn vorher war ich ein Schnelläufer. Doch sagen Sie ihm, ich wäre im Jahre 61 von Harzburg auf den Brocken in $3^1/_2$ Stunden gegangen und so viel Zeit brauchte ein Gesunder auch.

Sehr gern nehme ich die Widmung Ihres zweiten Stückes an.[2])

Doch ich bitte Sie, mir nun ein offenes Urteil über den Wert von Hildebrands Tod zu gestatten. Ich habe mir durch meine Offenheit, vornehmlich in meinem Heinrich IV., viel Feindschaft erweckt, allein was nützt es, mit Illusionen sich herumzutreiben.

Zugleich müssen Sie wissen, mein verehrter Herr, daß ich an

---

[1]) Der Germanist der Universität Wien.

[2]) Zu diesem Satz fügt Saar einen Rotstiftstrich und die Worte: „bis hieher ist der Brief ganz gut und man müßte sich einen zwar schmerzlichen, aber im vernünftigen Ton gehaltenen Tadel gefallen lassen und könnte nichts erwidern, was soll man aber zu den folgenden Bemerkungen sagen!“

poetische Erzeugnisse einen sehr hohen Maßstab anlege. Nun ist der Gegenstand vortrefflich zum Trauerspiel geeignet, aber Ihnen, verehrter Herr, ist diese Aufgabe nur halb gelungen. Das Stück könnte um 80 Seiten kürzer sein und würde dadurch an Wert nur gewinnen; die ersten drei Akte sind kaum gelungen zu nennen; während die letzten beiden entschieden weit besser sind. Die Sprache ist im ganzen edel, nur zuweilen zu lang, freilich S. 57 „nach meinem Kuß usw." das kann man nicht edel nennen.

Gregors Charakter ist ganz verzeichnet. Die Szene im 1. Akt mit der Kaiserin Agnes ist nach meiner Meinung unmöglich. Die Szene mit Robert Guiscard ist etwas besser (nur spricht man nicht Anathéma sondern Anáthema); doch ist hier, wie schon in der Szene mit Cencius, ein etwas schlüpfriger Ton, „das schlanke Weib des Sarazenen"; so etwas kann man denken, aber man darf es nicht sagen.

Die unglücklichste Figur ist Damiani.

Auf S. 30 verlangt der Papst von Damiani Verletzung des Beichtgeheimnisses.

Und dann daß Mathilde sich in Heinrich verliebt hätte, schon der Gedanke ist höchst abenteuerlich. Sie war vier Jahre älter.

Auch Heinrich ist nicht richtig gezeichnet; die Schilderung von S. 56 zu heiß, zu wollüstig. Die Szene auf S. 61 ist — verzeihen Sie — unwürdig, wüst; auch ist das kaum zu glauben, daß ein „toller, starker Junge" so früh schon Triebe zu einem andern Kinde haben sollte.

Diese beiden Akte II und III sind ermüdend lang.

Und Akt III in Mainz ist aus der historischen Ohrfeige ein Mord geworden. Eine Ohrfeige ist allerdings nicht bühnengerecht, allein ein Mord vergrößert die Schuld der rebellischen Fürsten, was nicht recht zur Situation paßt, da die Mainzer sich nur für König Heinrich erhoben.

Gegen Ende des fünften Aktes gefällt mir die Liebeserklärung Hildebrands an Mathilde durchaus nicht, — d. h. die ganze Situation nicht, die ganze Szene. —

Sie sehen, verehrter Herr, ich bin offen, und glaube kaum, daß der zweite Teil erscheinen wird, wenn vom Erfolg des ersten das Erscheinen abhängig ist. Es schmerzt mich das um so mehr, je größer meine Freude war, gerade aus Wien diesen Beweis der Wirkung meines Buches zu erhalten.

Ich glaube kaum, daß mein Urteil zu hart ist, aber ich bitte

Sie nochmals, wenn es dessen bedürfen sollte, um Verzeihung für meine Offenheit.

Sie haben sich entschieden an ein Thema gemacht, für welches Ihre Kraft jetzt noch nicht ausreicht.

Ihr ergebenster

H. Floto.

Braunschweig 26. 6. 65.

Geehrter Herr Professor! Ihr Schreiben vom 26. ds. Mts habe ich erhalten. Von den mitgeschickten zwei Photographien werde ich eine dem Herrn Professor Pfeiffer (den ich nicht kenne und welchen ich hier erst eruieren muß) übermitteln, die zweite für mich bestimmt gewesene, lasse ich hiermit ergebenst im Anschlusse wieder an Sie zurückfolgen. Sie werden von derselben wohl einen bessern Gebrauch machen können. —

Ich bitte Sie nun, mir ein offenes Urteil über Ihr Schreiben und über Ihre Beurteilung meines Trauerspiels „Hildebrand“ zu gestatten. Ich war, ich muß es gestehen, erstaunt, bei Ihnen so gar kein Verständnis für eine poetische Arbeit zu finden. Ich sollte daher eigentlich Ihre Aussetzungen mit Stillschweigen übergehen; denn es steht einem Autor übel an, persönlichen Meinungen und Anschauungen berichtigend entgegenzutreten. Da ich aber von Ihnen, als von einem mir an gelehrtem Wissen weit überlegenen Manne, ein gebildetes, freundlich belehrendes und auch begründetes Urteil über mein keineswegs tadelloses, geschweige denn vollendetes Erstlingswerk erwartet hatte, so kann ich nicht umhin, einiges auf Ihre in so kategorisch absprechendem Tone hingeworfenen Bemerkungen zu erwidern. Zwei davon sind richtig, nämlich: daß das Stück zu breit angelegt ist, und daß man Anathĕma sagt, nicht Anathēma. —

Aber die andern!! — — —

„Der Charakter Gregors ist ganz verzeichnet“?? — Wo so? Eine kleine Erläuterung dieses Ausspruches wäre sehr wünschenswert gewesen, ebenso darüber, warum die Szene im 1. Akt mit der Kaiserin Agnes „unmöglich“ ist.

„In der Szene mit Guiscard herrscht, wie in jener mit Cencius ein schlüpfriger Ton. Das schlanke Weib des Sarazenen, so etwas kann man denken, aber man darf es nicht sagen.“ — Welche lächerliche Prüderie!! Vergessen Sie

denn ganz, wie frei von der Leber weg Shakespeare, Goethe, Heinrich von Kleist, Hebbel usw. gesprochen haben?? — Aber freilich, was an schon bekannten, feststehenden Größen bewundert wird, das wird an dem Anfänger getadelt!

„Die unglücklichste Figur ist Damiani.“ Ich habe dem unerquicklichen polternden Bischof von Ostia einen bescheidenen Platz angewiesen und ihn, im Gegensatz zu Hugo Blancus, als ein blindes Werkzeug des Papstes hingestellt. Somit ist er künstlerisch vollkommen gerechtfertigt.

„Auf Seite 30 verlangt der Papst von Damiani Verletzung des Beichtgeheimnisses.“ O sancta simplicitas!! Diese Bemerkung allein zeigt mir, daß Sie aber auch nicht im geringsten in den Geist meiner Dichtung eingedrungen.

„Und dann, daß Mathilde sich in Heinrich verliebt hätte, schon der Gedanke ist höchst abenteuerlich. **Sie war vier Jahre älter!**“ — Ei! Ganz abgesehen davon, daß der Leser oder Zuschauer doch nicht die gestempelten Taufscheine Heinrichs und Mathildens in der Tasche hat, so ist auch der erwähnte Altersunterschied ein zu geringer, als daß er den Gedanken an geschlechtliche Beziehungen zwischen beiden ausschließe oder abenteuerlich erscheinen ließe. Ich habe mir, und dies mit vollem Rechte, erlaubt, Heinrich und Mathilde als in gleichem Alter anzunehmen. Wenn daher Heinrich im 5. Akt erzählt, er habe vor 12 oder 15 Jahren „Triebe“ zu Mathilden gefühlt, so ist dies gar nicht unglaublich. Denn diese Triebe stellen sich bei jedem Menschen nach erreichter Pubertät ein (bei Knaben im 15., bei Mädchen, namentlich bei Südländerinnen schon im 11. oder 12. Lebensjahre) und wie doch aus meiner Schilderung deutlich hervorgeht, müssen die beiden damals schon 16—17 Jahre alt gewesen sein. — Haben Sie denn gar keine ähnliche holde Erinnerung aus Ihrer Jugendzeit?? — —

Dem Ausspruch „daß auch Heinrich nicht richtig gezeichnet sei“, fehlt wieder die Begründung. Sie finden die Szene auf 56—61 „unwürdig, wollüstig — wüst.“ — Ist es doch, als ob Sie Ihr Geschichtswerk gar nicht geschrieben hätten! Sprechen Sie denn nicht selbst darin von dem wüsten Vorleben des Königs und daß sich sein Charakter erst nach und nach zu sittlicher Reinheit und Hoheit geklärt und gefestigt habe!! Diese Szene, welche doch

auf das Verhältnis der beiden Gatten zueinander das einzig richtige psychologische Streiflicht wirft, deutet an, wie jetzt der König endlich in einer glücklichen und schönen Ehe jenen sittlichen Haltpunkt gewinnt, der ihm bis jetzt gefehlt. — Diese Szene mag, ich gebe es zu, in etwas zu sinnlichen Farben gemalt sein, aber entwürdigend für Heinrich ist sie keineswegs. Heinrich ist eben kein Tartuffe.

Da Sie bei der Volksszene in Mainz selbst sagen, daß eine Ohrfeige nicht bühnengerecht sei, so habe ich nur zu bemerken, daß die Mainzer gewiß nicht bloß aus abstrakter Liebe sich für Heinrich erhoben, sondern hauptsächlich deshalb, weil sie von geistlichen und weltlichen Herren gehunzt wurden.

Das Ende des 5. Aktes gefällt Ihnen nicht; ich kann dagegen nichts einwenden, getreu dem alten Sprichworte: de gustibus usw.

Mich wundert es nur, daß Sie doch noch der Sprache einige Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Hierbei kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es fehlerhaft ist, zu sagen: „Die Sprache ist im ganzen edel; nur zuweilen zu lang." Die Sprache selbst kann nie zu lang sein; wohl aber ein Gespräch. Sie sehen, ich kann auch ein Pedant sein.

Daß meine Kraft dem gewaltigen Stoffe noch nicht ganz gewachsen war, fühle ich selbst; obwohl in einem ganz andern Sinne, als Sie es meinen. Aber ich fühle auch, daß mir manches gelungen ist, und daß in meinem Erstlingswerke kräftige Keime zu weiterer Entwicklung liegen: dies anzuerkennen, wäre Ihre heilige Pflicht gewesen.

Schließlich erlaube ich mir zu bemerken, daß Offenheit wohl eine der schönsten und herrlichsten Tugenden ist, daß aber jene Rücksichtslosigkeit, welche den Leuten Unangenehmes mit trockner Behaglichkeit unter die Nase reibt, diesen ehrbaren Namen nicht verdient. Sie zeugt vielmehr von einer gewissen Roheit des Gemütes und von einem vordringlichen Eigendünkel, der gerade das Gegenteil eines edlen wohlerzogenen Selbstbewußtseins ist.

Übrigens verbleibe ich nach wie vor ein freudiger und aufrichtiger Bewunderer Ihres Geschichtswerkes.

Wien, am 29. Juni 1865.

Ferdinand von Saar.

Diese derbe, wenn schon begreifliche Abfertigung veranlaßte Floto, sich als die gekränkte Unschuld aufzuspielen und auf die Episode zwischen dem Bischof und Gil Blas zu exemplifizieren. Professor Pfeiffer solle Saar Auskunft über ihn geben. „Wie kann man Sie wohl versöhnen und zum Freunde gewinnen. Es liegt mir nämlich aufrichtig an Ihrer Freundschaft; es tut mir nämlich leid, daß ich, nachdem ich allerdings nur einmal Ihr Trauerspiel gelesen, sofort darüber mir ein Urteil erlaubt. Wie gesagt: ich bin vielleicht verwöhnt und lege leicht einen zu hohen Maßstab an Gedichte. Ich erinnere mich: im Jahre 54 übergab mir eine Dame die Gedichte einer ihrer Freundinnen und bat mich um ein Urteil, ohne jedoch den Namen der Freundin zu nennen. Dies fiel ungünstig aus: die Verfasserin schrieb an mich, sie hätte Tränen vergossen". „Ich bitte Sie nun — hier reiche ich Ihnen in Gedanken die Hand und blicke Ihnen warm ins Auge — meine Photographie zu behalten". Er wollte Saar auch seinen Dante Alighieri senden. (2. 7. 65.) Auf diesen 2. Brief vermerkte Saar mit Rotstift: „Hierauf schrieb ich ihm einen ziemlich artigen, aber keineswegs submissen Brief, von dem ich kein Konzept besitze. Zum Glück hat sich meine erste Erwiderung erhalten, indem er sie mir auf eine feine Weise zurücksandte." Am 2. 8. 65 meldet Floto, daß er den „Hildebrand" dem gebildetsten der Schauspieler in Braunschweig, Schultes, früher bayrischem Offizier, gegeben, dessen Gutachten Floto dem Dichter aus Berlin 1. November 1865 folgendermaßen bekanntgibt:

Mein verehrtester Herr von Saar!

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Ihnen erst jetzt nach über 2 Monaten die Beurteilung Ihres Heinrichs IV. von Schultes zusende. Ich wollte nach Berlin übersiedeln, was am letzten September geschehen ist, und hier habe ich nun erst eine Wohnung suchen müssen, was mir endlich nach Wunsch gelungen ist.

Herr Schultes sagte mir, es kämen in Ihrem Stücke — verzeihen Sie seine und meine Offenheit — einige Dummheiten vor, aber aus Akt III ginge hervor, daß Sie ein wirklich bedeutendes Talent besäßen.

Da Sie die Güte hatten, mir ein Stück Ihres Lebens mitzuteilen, so erlaube ich mir ein gleiches zu tun.[1])

---

[1]) Diese biographischen Angaben sind bisher die genauesten, die von

Ich wurde zu Arendsen in der Altmark geboren, genau vor 40 Jahren, besuchte dann das Gymnasium zu Schulpforta, studierte dann 3 Jahre in Berlin, und wurde nachher Lehrer der Geschichte und Geographie an der Ritterakademie zu Liegnitz.

Als ich nach Liegnitz ging, war ich noch nicht volle 23 Jahre alt — und ich war noch nicht Soldat gewesen, aber ich beabsichtigte nichts weniger, als mich davon zu drücken. Ich hatte mir meinen einjährigen Dienst bis zum 26. Lebensjahr stunden lassen.

Als nun im November 1850 gegen Österreich mobil gemacht wurde, trat ich in das Alexanderregiment zu Berlin. Während dieses Jahres machte ich sehr sorgfältige Studien über alles, was militärisch wichtig ist, um mich zu einem tüchtigen Landwehroffizier auszubilden. Diese Studien stellte ich später zusammen und sie erschienen mit einer Einführung vom General von Griesheim 1853 zu Berlin. Der Titel ist: Handbuch für Landwehroffiziere und für einjährige Freiwillige bei der Linie von H. Floto. Berlin 1853.

Danach war ich zwei Jahre Hauslehrer bei dem Herrn Oberhofbuchdrucker von Decker; aber zu Michaeli 1853 ging ich von Berlin fort, um an der Wolfenbütteler Bibliothek Studien zu machen zum Heinrich IV. Derselbe erschien 1855 und im Januar 1856 wurde ich als Professor nach Basel berufen.

Über meine jetzigen Pläne ein andermal.

Ihr ergebenster

Berlin, 1. November 1865. H. Floto.

Wollen Sie nicht die Güte haben, beifolgendes Billet an Pfeiffer in einen Briefkasten zu werfen?

Der letzte Brief Flotos an Saar ist acht Jahre später, Jena, 25. April 1873, datiert. Der Historiker hat noch immer keine feste Anstellung, der Kleine Rat in Basel hatte seine Pension als Universitätsprofessor gekürzt. Michaeli 1865 war er nach Berlin, 1868 nach Kiel und Göttingen, dem „furchtbar langweiligen" gezogen; er trug sich mit der Lösung einer Preisaufgabe über die Geschichte der

---

Flotos Leben Nachricht geben. In der A. D. B. fehlte sein Name und auch ein so bedeutender Kenner der schweizerischen Dinge und Menschen wie G. **Meyer von Knonau**, der Floto in den Nachträgen der A. D. B. behandeln wird, legt sie seinem Artikel zu Grund. Flotos Nachfolger in Basel wurde Jacob Burckhardt.

Hansestädte. Weitere Spuren des seltsamen Mannes, mit seinem jähen Wechsel von barscher Abwehr und milder Beschwichtigung, finden sich weder in den Briefschaften, noch in den Novellen Saars, für die er sonst wohl ein leidliches Modell hätte werden können.

Beilage C.
Hamerling und Saar.

In einem Feuilleton der Grazer Tagespost teilte Dr. Michael Maria Rabenlechner folgenden Brief Saars an Hamerling mit.

Hochverehrter Herr!

Ada Christen, das unergründliche Weib mit dem unergründlichen Talente, hat mir den Brief zugeschickt, in welchem Sie meiner so warm, so freundlich gedacht.

Ich danke Ihnen dafür aus vollem Herzen, denn ich wüßte nicht, was mich nach den schweren geistigen Kämpfen, die ich in den letzten drei Jahrzehnten durchgekämpft, inniger hätte erfreuen und erquicken können.

Sie fühlen wohl selbst, von welchem Werte Ihre Anerkennung für mich sein muß, und wie sich meine Zukunft auch gestalten möge, ich bin jetzt im Innersten beruhigt, und mit den krausen Urteilen, die ich bisher über mein Schaffen habe vernehmen müssen, ein für allemal ausgesöhnt.

Genehmigen Sie die Versicherung tiefer und langjähriger Verehrung von Ihrem

ergebenen

Ferdinand von Saar.

Ober-Döbling bei Wien, 3. April 1869.

Umgehend antwortete Hamerling. Der Brief aber — ziemlich kurz, dem Umfang nach nicht länger als der Saars — sollte sich nach Rabenlechners Angabe nicht mehr beim Empfänger erhalten haben. Aus der Erinnerung teilte Saar Rabenlechner mit, daß das sehr erfreuliche Schreiben unter anderem besagte, Hamerling könne nicht finden, daß Saar keine Beachtung finde. Darauf schrieb Saar an Hamerling:

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief hat eine meiner schönsten Lebenshoffnungen erfüllt und aufs neue die Überzeugung in mir gefestigt, daß man seine

liebsten Wünsche, wenn sie nur einigermaßen berechtigt sind, getrost der Zeit anvertrauen dürfe. Schon vor Jahren, als ich mich eben aus widerwärtigen Lebensverhältnissen allmählich zur Kunst emporrang, fühlte ich mich von dem eigentümlichen dichterischen Zauber, der sich in Ihrem damals erschienenen „Schwanenliede der Romantik“ aussprach, wundersam ergriffen: das Büchlein wurde in meiner Hand wirklich zum Karfunkel, an dessen Glanz ich mich in die Sonnenaufgänge der Zukunft hinüberträumte. Diese Eindrücke und Empfindungen, später durch so manches andere, das ich noch nachzuholen und in mich aufzunehmen hatte, zurückgedrängt, brachen bei der Lektüre des „Ahasver“ mit überwältigender Macht wieder hervor, und wenn ich es unterließ, Ihnen sogleich mit einer direkten Kundgebung meiner Bewunderung zu nahen, so geschah es nur, weil mir war, es müsse sich jetzt und jetzt von selbst eine Gelegenheit ergeben, die uns zum dauernden Bunde der Geister und Herzen aneinander entgegenführen würde. Diese schöne, erwartungsvolle Stimmung wurde mir jedoch im Laufe der Zeit etwas verbittert, denn fast alle diejenigen (nomina sunt odiosa), welche Ihrem Genius so warme, so freundliche Bewunderung zollen, haben mich, wenn sie auch nicht gänzlich ignorieren, negiert oder was noch schlimmer ist — mit jener erbärmlichen Durchschnittsanerkennung beehrt, die heutzutage jedem Pfuscher zuteil wird.

So wurde ich, um wenigstens vor mir selbst nicht alle und jede Bedeutung zu verlieren, nach und nach dazu gedrängt, mich mehr mit den Mängeln als mit den außerordentlichen und unerreichbaren Schönheiten Ihrer Werke zu beschäftigen, ein Akt der Notwehr, der mich oft in meinen eigenen Augen in Verdacht häßlichen Neides brachte und mir so manche bittere Stunde verursachte. Ich schreibe Ihnen dies, auf daß auch nicht der leiseste Schatten eines Rückhaltes sich zwischen uns lege und die Reinheit eines Verhältnisses trübe, welches ich, wie schon erwähnt, so tief herbeigesehnt und an das ich vielleicht allzu ehrgeizige Träume knüpfte und noch knüpfe. —

Wie viel hätte ich Ihnen noch zu schreiben, hochverehrter Herr! Aber ich schließe für heute, hoffend, daß sich in einem fortgesetzten Briefwechsel nach und nach alles ablösen und dazu beitragen wird, uns gegenseitig bis in die tiefste Seele hinein kennen und lieben zu lernen. Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtiger

künstlerischer Zuneigung und Bewunderung und einen warmen herzlichen Freundesgruß von Ihrem

tief ergebenen

Ferdinand von Saar.

Ober-Döbling, 20. Mai 1869.

P. S. Die Photographie, die ich mit herzlichem Danke für die Ihre hiermit beilege, habe ich dem Album eines Freundes entnehmen müssen. Sie ist schon nahezu drei Jahre alt und entspricht insofern meinem äußeren Wesen nicht ganz, als ich schon seit längerem kein Schermesser mehr gebrauche. Bitte, lassen Sie sich freundlichst vorderhand an diesem Bilde genügen.

Rabenlechners Annahme, daß sich Hamerlings erster Brief an Saar nicht in dessen Besitz erhalten habe, trifft nicht zu; er ist vom 20. Mai 1869, Graz datiert; Hamerling wünscht wenigstens Photographie zu tauschen. „Es fehlt Ihnen nach meinem Bedünken neben dem Besten, dem holden Götterfunken in der Brust, auch nicht das, was demselben äußeren Wert verleiht, die Anerkennung der Welt.“ Saar brauche nur mehr Selbstvertrauen. „Es hat mich überrascht, daß Sie auf mein Urteil Wert legen, überhaupt so freundlich gegen mich gesinnt sind. ‚Mitstrebende‘, besonders wenn ihre Begabung eine eigentümliche ist, sind nicht immer geneigt, einander vorurteilslos gelten zu lassen, Ihnen hätte ich es verziehen, wenn Sie sich polemisch gegen meine Richtung verhalten hätten, die vielleicht eine von der Ihrigen verschiedene ist. Um so mehr aber freut mich Ihre wohlmeinende Teilnahme. Ich schätze mich glücklich, wenn Sie mich nicht bloß als Ihren Bewunderer, sondern als Freund in jedem Sinne des Wortes betrachten. In herzlicher Ergebenheit Ihr Robert Hamerling.“ Daß Hamerling auf den zweiten Brief Saars nicht mehr geantwortet zu haben scheint, rief bei diesem eine tiefe Verstimmung hervor, die sich späterhin Luft machte in dem Gedicht „Einem Zeitgenossen“. Daß er im Lauf der Jahre anders über Hamerlings Haltung dachte, bezeugt Rabenlechner in persönlichen Erinnerungen an Saars letzte Lebenszeit (Heimgarten, Oktober 1908).

Beilage D.

Friedrich von Saarsche Familienstiftung.

In dem Stiftungsbrief, dedato Wien, 8. August 1861, beur-

kunden die niederösterreichische Statthalterei und als Stiftungsadministrator Hofrat Heinrich von Saar, Kreishauptmann: es habe der am 7. August 1850 in Ödenburg verstorbene Friedrich von Saar in seinem Testament ddo. 25. August 1831, publiziert am 7. September 1850 als Haupterben eine milde Stiftung unter der Benennung Friedrich von Saarsche Familienstiftung als bleibendes Denkmal seiner wohltätigen Gesinnung für seinen Familienstamm bestimmt, der seine Kapitalien, Haus und Gründe, Wagen, Kellereieinrichtung, überflüssige Gartenrequisiten, Silber, Bücher, Jagdgeräte, mit einem Wort, was nicht legiert und sein Eigentum ist, zuzufallen habe. Die Interessen des rein ausgemittelten Stiftungskapitales sollen erst nach dem Tode seiner Witwe auf Stiftungsplätze für Individuen der von Saarschen Familie verwendet werden, wovon jeder jährlich 300 Gulden C. M. (750 Gulden Wiener Währung) betragen sollte. Zum Genusse dieser Stiftung können alle und jene Personen gelangen, welche aus der von Saarschen Familie gesetzmäßig abstammen und diesen Familiennamen rechtmäßig führen, sowohl Familienväter und -mütter, dann deren Kinder beiderlei Geschlechts. Die Bedingungen, solche Präbenden auf Lebenszeit oder vorübergehend zu erhalten, sind bis in das Kleinste genau festgesetzt (u. a. wird Religiosität, tadellose Lebensführung, für Frauen an hohen Festtagen das Anlegen eines schwarzseidnen Kleides usf. gefordert). Nach dem Ableben der Veronika von Saar (14. Juni 1859) war der Zeitpunkt gekommen, in dem die testamentarische Stiftungsanordnung Friedrich von Saars ins Leben treten konnte. Der Stiftungsfond betrug 1859: 77870 Gulden.

Beilage E.

Fürstin Hohenlohe über Tempesta.

Friedstein, 2. August 1880. Gestern habe ich Ihr Manuskript erhalten, lieber Herr von Saar — habe es sofort gelesen und eile, Ihnen meine unmittelbaren Eindrücke zu melden. Vor allem danke ich Ihnen von Herzen für Ihre Dichtergabe — und bin stolz über meine Patenschaft. Hoffentlich halten Sie mich nicht für die böse Märchenfee — wenn ich meinen Dank durch unumwundene Aufrichtigkeit bekunde. Das Werk in dieser Form erscheint mir wie eine geniale Skizze. Sie müssen eine viel schärfere Charakteristik heraus-

arbeiten — tiefere Schatten, grellere Lichter aufsetzen, um eine theatralische Wirkung hervorzubringen. Dieses Drama ist ganz allein darauf angewiesen. Es entbehrt des historischen Hintergrunds Ihrer de Witt. Die Sprache ist von beinahe nüchterner Klarheit — etwas wie ein Hauch Emilia Galottis umweht sie. Das ist vielleicht ein wohltuender Gegensatz zu der überwuchernden Bilderfülle moderner Schriftsteller. Aber um so mehr ist es geboten, unter diesem klaren Redestrom den Kampf der Leidenschaften heftig entbrennen zu sehen. Der Mann einer schönen Frau, der so harmlose Huldigungen wie die des Grafen tragisch auffaßt, wird kein Verständnis beim Publikum finden. Eine so oberflächliche Tändelei kann unmöglich tragischen Zündstoff enthalten — Ursache und Wirkung halten sich nicht die Wage. Ein Mann kann wie ein Stier wild werden, wenn er ein rotes Tuch sieht — das ist ein pathologischer Fall, liefert aber keinen Stoff zur Tragödie.

Ich denke mir Giovanna wie eine schöne Taube — dumpf hinlebend im Bann der düsteren Leidenschaft ihres Gemahls. Sie erholt sich von den Aufregungen, die ihrer Flucht vorangingen, auf der lieblichen Insel, wo Natur und Kunst wetteifernd ein Paradies geschaffen. Hier lebt sie zum erstenmal auf zu ihrer geistigen Bedeutung, die ihr in seiner Kunst und seiner Leidenschaft zu befangener Mann nicht zu wecken verstand, wie eine Pflanze, die zum erstenmal an Luft und Sonne kommt, von kundiger Hand gepflegt wird. Sie nimmt die zarten sinnigen Huldigungen des Grafen mit der ganzen Unbefangenheit ihrer Unschuld auf. Da trifft sie wie ein Blitz aus heiterm Himmel seine Liebeserklärung. Er sagt ihr unverhohlen, was sie sich niemals zu gestehen wagte, daß ihre Ehe eine unglückliche sei, daß sie niemals unter dem bangen Druck, der auf ihrer Seele lastet, gedeihen werde. Dagegen trägt er ihr an, wie eine Aspasia auf seiner Zauberinsel zu herrschen. Mit welterfahrener kecker Hand reißt er alle Schleier, die ihr Inneres verhüllten, herunter — scheu entblößt zittert sie vor dem Abgrund ihres eigenen Herzens. In dieser gewaltigen Erschütterung überrascht sie ihr Mann. Mit dem Spürsinn der Eifersucht erkennt er, daß er Unwiederbringliches verloren. Er verdächtigt ihre hohe Reinheit nicht, ihm die Treue gebrochen zu haben, aber er fühlt, daß ihr reiner Glaube an ihn auf ewig dahin ist. Seine wilden Ausbrüche bringen sie zur Besinnung. Sie schüttelt gewaltsam den süßen Rausch ab, der kurze Zeit ihre

Sinne gefangen hielt, und mit dem Heldenmut weiblichen Entsagens weiht sie zum zweitenmal Tempesta ihr Leben, diesmal im vollen Bewußtsein der Selbstaufopferung. Ihr „Vertraue mir, Pietro" soll klingen wie ein Abschied von allen Lebensfreuden auf der erwählten dornigen Bahn der Pflicht. Dieser Abschied bereitet ihren Tod im 5. Akt vor, macht ihn zur moralischen Notwendigkeit. Ein so maßloser Charakter in Liebe und Haß wie Tempesta kann die starre Abgestorbene an seiner Seite nicht dulden. Er muß sie und sich gewaltsam erlösen. Der äußere Gang der Handlung kann derselbe bleiben. Noch muß ich gegen die Rolle des spionierenden, tyrannisierenden Dieners protestieren, die einen zu modernen possenhaften Anstrich hat und der Würde des Trauerspiels keineswegs entspricht. Der ohnehin etwas heikle Charakter des Grafen erhält dadurch einen lächerlich geckenhaften Beigeschmack. Verwandeln Sie Moro in einen Freund oder Verwandten des Grafen, der irgend ein Interesse an seiner Verbindung mit der Marchesa hat. Er könnte sogar ihr Bruder sein, ein Jugendfreund des Borromäers, der ihn öfters durch seine Besonnenheit aus der Patsche leichtsinniger Liebesaffären zog, und ihn nun zu seinem ehrsamen Schwager umstempeln will. Dadurch können die früheren Eroberungen des geckenhaften Frauengünstlings erörtert werden, wie das unter Männern von Welt geschieht, ohne den widrigen Zusatz der Vertraulichkeit eines Don Juans mit seinem Leporello.

Nun muß ich schließen, damit Sie mir für meine grobe Aufrichtigkeit nicht zürnen. Ich schätze Ihr Talent viel zu hoch, um Ihnen nicht mit unumwundenster Freimütigkeit meinen subjektiven Eindruck zu sagen. Das bleibt aber auch vielleicht eine ganz subjektive Auffassung. Beste Grüße an das liebe Blansko, wo ich Ihnen von Herzen wünsche Erholung und Genesung zu finden.

Fürstin M. Hohenlohe.

Beilage F.

Saars letzte Stunden und Begräbnis.

(Nach der Neuen Freien Presse vom 24.—27. Juli 1906.)

Ferdinand von Saar stand am 23. Juli $^1/_2$11 Uhr vormittags auf. Nachdem er sich angekleidet hatte, verließ er das Haus. In der Silbergasse traf er seinen Hausarzt Dr. Krips. Saar schien

bester Laune zu sein. Er gratulierte dem Arzte zu einem Hauskauf und stellte ihm in Aussicht, in den nächsten Tagen die neue Wohnung Dr. Krips' in der Pfarrwiesengasse zu besichtigen. Der Dichter sprach witzig und war geradezu aufgeräumt. Nach einigen scherzhaften Fragen nach jungen Damen, die in der Nähe Saars wohnten, verabschiedete er sich von dem Arzte, um bald darauf den Apotheker Beneschofsky aufzusuchen. In der Apotheke sprach er den Wunsch aus, seine Rechnung zu zahlen. Dem Apotheker schien dieser Wunsch auffallend, da Saar die Rechnung des Arztes und des Apothekers bisher immer Ende des Jahres zu begleichen pflegte. Herr Beneschofsky unterließ aber jede Bemerkung.

Um 12 Uhr kehrte Saar nach Hause zurück. Dort verlangte er sofort sein Frühstück, das ihm seine Haushälterin, Frau Musil, bereits vorbereitet hatte. Seit 23 Jahren steht Frau Musil — „Musilek" nannte der Dichter die alte Frau, ein Kind der Hannakei, mit einer gewissen Zärtlichkeit — in Diensten des Dichters. Saar schien seiner Dienerin nicht gut gelaunt. Eier und Fleisch lehnte er ab. Er trank nur Tee und aß ein Stückchen Bisquit. „Ich habe keinen Appetit," äußerte er. Dann ging er in das sogenannte grüne Zimmer, in dem er sich besonders zur Sommerszeit gern aufhielt.

Es ist ein Eckzimmer, in das man durch eine unbenützte Küche von der schmalen Stiege aus gelangt. Zwei Fenster gehen in einen schattigen Garten. Ein Tisch, ein Lehnstuhl, zwei Sessel und ein kleines Bücherregal bilden das ganze Meublement. An den Wänden hängen Photographien, Bilder von Freunden und Freundinnen. Ein großer Stahlstich verewigt die Enthüllung des Maria Theresia-Denkmals. Über dem Tische hängt eine photographische Ansicht von Schloß Gresten, das Josephine von Knorr zu eigen ist, und darüber ein Blumenarrangement von einem alten Meister. Eine Kohlenzeichnung, die Saars frühere Wohnung in der Billrothstraße darstellt, und eine Zeichnung D. E. Pilz', das wohlgelungene Porträt R. Gersunys mit der Widmung des Operateurs: „Die meisten Dinge sind — ganz anders", hängen an der gegenüberliegenden Wand. Auf dem Bücherregale liegen zu oberst die Gedichte Heinrich Heines. Dieser Raum war Saars Lieblingszimmer. Er zog es auch wegen seiner Abgelegenheit den anderen vier Zimmern vor, die ebenso einfach und karg möbliert sind wie das grüne. Dort las er, dort schrieb er noch vor wenigen Monaten. In den anderen Zimmern, die ge-

räumiger waren, ging er auf und ab. Das Haus des pensionierten Briefträgers Bahr, in dem er Hand an sich gelegt hat, ist einstöckig und ländlichen Charakters. In dem breiten Hausflur steht noch eine von Steinen beschwerte antiquierte Wäscherolle, schmale Treppen führen in den ersten Stock. Durch die Küche kommt man in das größere Zimmer, in dem Fuchs Relief „Anzengruber und Rudolf Alt“, ein Aquarell „Am Graben“, von Poledne, eine Waldlandschaft von Schneegans, ein Stich von Artaria und Bilder Saars und seiner frühverstorbenen Gattin hängen. Auf einem Türaufsatz steht eine Vase mit Tannengrün und Tannenzapfen, die er einmal zu Weihnachten bekommen hat. In diesem Raum an dem Schreibtisch zwischen den zwei Fenstern pflegte er seine Korrespondenz zu erledigen. Hochaufgeschichtet liegen dort Briefe und Karten. Rechts liegt das Schlafzimmer, links ein Studierzimmer, in dem Saars Büste von Schwerdtner, lorbeerumkränzt, eine Photographie des Körner-Denkmals, ein Schreibtisch sowie ein Widmungsbild des Hofrates von Gomperz zu sehen sind. Auf dem Schreibtisch ruhen dickleibige lateinische Lexika, ein medizinisches Buch und ein deutsch-böhmisches Wörterbuch. An diesen Raum grenzt ein Gemach, das Saar als Badezimmer zu benützen pflegte. Saars bessere Möbel befinden sich in Blansko auf der Besitzung der fürstlich Salm-Reifferscheidtschen Familie, die ihm seit Jahren befreundet war und wo er auch früher alljährlich den Sommer zu verbringen pflegte. Von dort her hat er auch seine alte Wirtschafterin gebracht. Sie hat er erst vor kurzer Zeit aufgefordert, alles für die Reise nach Blansko vorzubereiten, da er sie in diesen Tagen anzutreten gedachte. Erst vor drei Tagen hatte noch Saar den Dr. Krips ersucht, ihn auf seiner für Anfang August projektierten Reise nach Brünn zu begleiten, dort werde ihn schon der Blanskoer Arzt in Empfang nehmen.

Im grünen Zimmer rauchte Saar heute (23. Juli) seine Zigarre. Dann erschien er plötzlich in dem Kabinett der Frau Musil und ließ sich aus einer Kiste zwei Pakete reichen, die er versiegelte und dann wieder in die Kiste zurücklegen ließ. Einer Wohnungsnachbarin, Frau Miche, deren elfjähriger Sohn Ludwig dem Dichter stets vor 6 Uhr das Essen von Fräulein von Wertheimstein brachte, gab er ein Säckchen mit Bonbons für den Jungen; dann zog er sich in das grüne Zimmer zurück. Als Ludwig Miche um 5 Uhr in Saars Zimmer wollte, um ihm das Essen zu bringen, fand er die Tür

versperrt. Er klopfte, es blieb still. Hinhorchend vernahm er ein Röcheln. Er verständigte bestürzt die alte Musil, die zitternd hineilte und dann gleich um einen Schlosser und um den Arzt Dr. Krips sandte. Als der Arzt kam, hatte der Schlosser schon die Tür geöffnet. Der Anblick in dem grünen Zimmer war ein fürchterlicher. Große Blutlachen bedeckten den Boden, der Tisch, vor dem Saar blutüberströmt und röchelnd saß, war mit Blut bedeckt. Der Revolver war seiner Rechten entsunken.

Der Arzt Dr. Joseph Krips erzählte über die Auffindung Saars folgendes: Heute, 23. Juli, nachmittags um halb 6 Uhr wurde ich von einer Frau, die atemlos zu mir kam, verständigt, ich möchte sogleich zu Herrn von Saar kommen, er habe sich eingesperrt und man höre ihn schwer röcheln. Als ich in die Wohnung Saars kam, wurde mir mitgeteilt, daß das Zimmer schon geöffnet sei. Ich eilte in sein grünes Zimmer, wo ich Saar auf einem Sessel vor einem kleinen Tische sitzen sah, den linken Arm auf den Tisch gelegt, das Haupt leicht nach rechts geneigt. Neben Zeitungen und Broschüren, die wirr durcheinander den Tisch bedeckten, lagen zwei Bücher in grünem Einband: Franz Michael Felders „Aus meinem Leben" und Grillparzers „Gespräche". Zwischen beiden Büchern war ein kleiner Handspiegel aufgestellt. Auf dem Fußboden unterhalb der rechten Hand lag ein alter Armeerevolver von 9 Millimeter Kaliber in einer großen Blutlache. Die Tischplatte und die Bücher waren mit Blut bedeckt. Saar war bewußtlos. Seine Pupillen reagierten nicht. Ich ließ ihn in sein Schlafzimmer bringen und konstatierte bei näherer Untersuchung eine Einschußöffnung an der rechten Schläfe. Die Schußöffnung zeigte deutlich, daß der Schuß aus nächster Nähe abgegeben worden war. Der Einschußöffnung auf der rechten Seite, aus welcher Gehirnpartikelchen herausragten, entsprach auf der linken Seite eine korrespondierende kleinere Öffnung, in welcher ein ziemlich großes Projektil zu spüren war. Das Projektil liegt unter der Haut und hat kleine Knochensplitter vorgeschoben. Ich verband Saar auf das sorgfältigste, dabei floß ihm Blut aus dem Munde und den Ohren. Dann verständigte ich das Rudolfinerhaus, welches sofort zwei Schwestern zur Pflege des schwer röchelnden Patienten zur Verfügung stellte. Um 7 Uhr erschien der Primarius des Rudolfinerhauses Dr. Moskowitz am Krankenlager Saars. Schon bei diesem Konsilium gab er wenig Hoffnung auf Wiedergenesung. —

Am 24. Juli um ³/₄10 Uhr starb Ferdinand von Saar. Die ungemein widerstandsfähige Natur Saars hatte zufolge, daß der Todeskampf fast siebzehn Stunden währte; aber er hat keine Schmerzen gelitten, er lag in tiefer Bewußtlosigkeit, und als sich gegen Mitternacht vorübergehend heftige Zuckungen einstellten, reichte Saars Arzt und Freund, Dr. Joseph Krips, der ununterbrochen am Krankenlager verharrte, dem Sterbenden eine Morphiuminjektion, worauf der Atem wieder ruhiger wurde.

Außer Dr. Krips befanden sich am Sterbelager der Schwager Saars, Dr. Moritz Lederer, seine beiden Neffen Regierungsrat Dr. Maresch und Dr. Freiherr von Saar, Operateur an der Klinik des Freiherrn von Eiselsberg, ferner der langjährige Freund des Dichters FZM. von Kerczek, seine Wirtschafterin Frau Musil und die Pflegerinnen.

Am 26. Juli ist Saar in einem Ehrengrabe auf dem Döblinger Friedhofe beerdigt worden. Dem Wunsche des Dichters gemäß war die Leichenfeier eine bescheidene. Im Trauerhause selbst*) hatten sich nur die Verwandten und einige Freunde des verstorbenen Dichters eingefunden; in der Rudolfinergasse aber und in den Straßen, die zum alten Kirchlein in Ober-Döbling führten, standen dicht geschart viele Hunderte, darunter zahlreiche Frauen und Mädchen. Auch auf dem Friedhofe hatte sich trotz der sengenden Hitze eine große Trauergemeinde eingefunden. Um 3 Uhr langte der vierspännige Glasgalawagen, dem fünf Blumenwagen vorausfuhren, vor der Döblinger Pfarrkirche an. In der Kirche sah man den Minister des Innern Dr. Freiherrn von Bienerth, Unterrichtsminister Dr. Marchet, FZM. von Kerczek und Gemahlin, Ministerialrat Dr. Ritter von Wiener, Hofrat Chrobak, Alfred Freiherrn von Berger, Herrenhausmitglied Baron Wilhelm Berger, Reichsratsabgeordneten Grafen Sternberg, den Landtagsabgeordneten Dr. Philipp Ritter von Gomperz, Vizepräsident der Börsenkammer Leopold von Lieben, Karl Ritter von Mauthner, den Präsidenten des Schriftsteller- und Journalistenvereins „Konkordia" Edgar von Spiegl mit dem Vizepräsidenten Ed. Pötzl, Professor Ritter von Zumbusch, Professor Alexander von Weilen, Archivar Weltner, die Schriftsteller Max Kalbeck, B. Molden,

*) 1907 wurde an diesem Hause eine Gedenktafel angebracht.

Stephan Milow, die Schriftstellerinnen von Ansion und Baronesse L. von Falke, kaiserlicher Rat Schwerdtner, Bildhauer K. M. Schwerdtner, dann in Vertretung der Grillparzer-Gesellschaft Dr. Edmund Weissel und Regierungsrat Dr. Glossy, der mit dem Sekretär Böck auch den Wiener Zweigverein der Deutschen Schiller-Stiftung vertrat, dann namens des Männergesangvereins Schriftführer Dr. Krückl und Archivar Fuchs. Vom österreichischen Zweigverein des Deutschen Schriftstellerverbandes war anwesend der Vorsitzende Dr. Karl von Thaler. Ferner befanden sich unter den Trauergästen Professor Joseph Bayer, der Hausarzt des Verblichenen Dr Krips, der frühere Hausarzt und langjährige Freund Saars Dr. Pollak u. v. a. Unter großer Assistenz segnete Dechant Pfarrer Ignaz Flandorfer die Leiche feierlich ein und unter Orgelklang wurde der Sarg aus der Kirche getragen und auf den Leichenwagen gestellt. Der Zug setzte sich sodann zum Döblinger Friedhof auf der Türkenschanze in Bewegung. Der Sarg wurde zu der von der Gemeinde Wien gewidmeten Gruft getragen und, während der Döblinger Männergesangverein den Chor Engelsbergs „Der Einsiedler" von Eichendorff sang, in die Tiefe gesenkt. Als erster ergriff Präsident der „Konkordia" Edgar Spiegl von Thurnsee das Wort. Als zweiter Redner sprach Dr. Karl von Thaler: Wohl sollte ich vor allen Dingen deiner herrlichen Werke, deiner großen Begabung als Dichter gedenken, aber ein berufenerer Mund hat mir dies hinweggenommen. Und ich wäre dazu nicht imstande. Vierzigjährige treue Freundschaft verband mich mit Saar und ich glaube daß niemandem, außer seinen nächsten Verwandten, sein Tod so zu Herzen gegangen ist als mir. Ich darf von Saar sagen, was der Dichter sagt: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit." Aber Saar war nicht nur ein großer Dichter — er war auch ein edler, großer Mensch, ein Mensch mit einem goldenen Herzen. Auf seinen Grabstein möge man schreiben: „Hier ruht ein großer Dichter und ein guter Mensch." Das sei die größte Anerkennung, die Saar gespendet werden kann. Hier wurde der Redner derart von Rührung übermannt, daß er nicht weiter zu sprechen vermochte. Erst nach einer Weile konnte Karl von Thaler seine Grabrede mit den Worten Uhlands schließen: „Bleib' auch im ewigen Leben mein guter Kamerad."

Um 4 Uhr war die Trauerfeier zu Ende.

Zu den Bilder-Beigaben.

Das Bildnis der Mutter und der Gattin Saars hat Herr Hofrat Rudolf Maresch freundlichst zur Verfügung gestellt. Das (einzig erhaltene) Porträt Saars aus der Leutnantszeit hat der Dichter in Habrovan Frl. M. Schlesinger (seither Frau Hauptmann Rodossy) geschenkt: Die Dame überließ gütig die Photographie für diese Gesamtausgabe; Herr Ludwig Michalek erteilte in liebenswürdigster Weise die Erlaubnis zur Wiedergabe einer Nachbildung seines Gemäldes von Saar; die Photographie des Grabdenkmals verdanken wir Herrn Maresch. Der Biograph und der Verlag danken Frau Rodossy-Schlesinger und den Herren Hofrat Maresch und Ludwig Michalek verbindlich für dieses Entgegenkommen.

Inhalt.

Anhang.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

